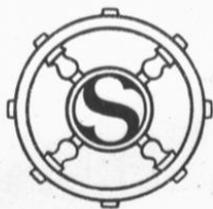




ULB Düsseldorf



+4056 687 01



ALBERT WESSELSKI

MÄRCHEN
DES
MITTELALTERS

B E R L I N
HERBERT STUBENRAUCH
VERLAGSBUCHHANDLUNG

1 9 2 5





D. Lit. 4681

3
Fr.

+ A. Lit. 2
+ L. J. 2

24. 1963

Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1925 by Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung, A.-G.
Berlin W 15

DEN FREUNDEN
ALBRECHT SCHAEFFERS



INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Märchen des Volkes und der Literatur	XI
Märchen des Mittelalters	1
1. Die Frau im Schrein	3
2. Ritter- und Frauentreue	9
3. Die verſchenkten Lebensjahre	12
4. Frauenhut	16
5. Schlimmer als der Teufel	17
6. Liebeszauber	19
7. Der Affe der Königin	20
8. Salomos untreue Gemahlin	24
9. Späte Rache	27
10. Das Fräulein von St. Gilles	29
11. Der wahrhafte Knecht	32
12. Der Lohn für das Begräbnis	36
13. Die Teilung des Lohns	41
14. Die Wette um die Augen	44
15. Sühnende Buße	46
16. Saladins Bekehrung	48
17. Der Königssohn und der Tod	53
18. Die drei Käſtchen	57
19. Der verbundene Finger	60
20. Die drei flinken Brüder	61
21. Die drei faulen Brüder	62
22. Jeſus als Eheſtifter	63
23. Das Paar auf dem Birnbaum	64
24. Der Widerſpenftigen Zähmung	66
25. Der Räſſelkampf	70
26. Die Angſt vor dem Kater	72
27. Wahrgefagt und Glück erjagt	73
28. Der Quell des Lebens	80
29. Der Räuber und ſeine Söhne	82
30. Wer hat die Nieren gegefſen?	88
31. Ratſchläge am Sterbebett	90

	Seite
32. Salomos drei Lehren	91
33. Der Greis von Damaskus	92
34. Wissen bringt Not	93
35. Die erfüllte Wahrfagung	97
36. Überlistet	99
37. Scharffinnsproben	100
38. Der Meisterschuß	107
39. Die vier Groschen des Schmieds	108
40. Gerechtigkeit in Rom	111
41. Glück im Unglück	113
42. Das Urteil über die Elfter	114
43. Die Rache des Sklaven	115
44. Ring, Spange und Teppich	116
45. Merlin – Merlinchen	122
46. Die verleumdete Jungfrau	125
47. Placidus	129
48. Die Ermordung der Greife	133
49. Das Magnificat	137
50. Der Zorn Gottes	142
51. Der tote Gaf	144
52. Das Teufelskind	146
53. Der teuflische Knecht	149
54. Die Schuhe des Teufels	151
55. Seelenverkauf	152
56. Dankbarkeit	153
57. Kaiser und Bärin	156
58. Der Glückstag des Wolfes	158
59. Brandstiftung	161
60. Abt und Schäfer	162
61. Das Fleischpfand	163
62. Bauernschlauheit	169
63. Die Teilung	171
64. Die sieben Schwäne	173
65. Lange Jahre – ein Augenblick	179
66. Der Glaube verletz Berge	181
Zur Geschichte und Verbreitung der Märchen	183
Sachregister	269

VORWORT



UNIVERSITÄT



MÄRCHEN DES VOLKES UND DER LITERATUR.

JE WEITER UND TIEFER DER EINFLUSS DER FINNISCHEN Schule in die Märchenforschung dringt, desto größer wird der Triumph des sogenannten Volksmärchens über das sogenannte literarische Märchen: während man die aus dem Munde eines Zigeuners aufgezeichnete Erzählung, wenn sie nicht ganz offenkundig entstellt ist, als Dokument vollgültiger Beweiskraft wertet, betrachtet man das etwa von einem Prediger des Mittelalters niedergeschriebene Märlein immer häufiger nur als ein künstliches Erzeugnis, als eine auf kaltem Wege hergestellte Mischung, bei der nicht nur jedes Ingrediens auf seine Echtheit und Ursprünglichkeit, sondern überdies auch die Art und Weise der Verbindung auf ihre Übereinstimmung mit den landläufigen Schemen geprüft werden müsse, und im besten Falle ist das Ergebnis dieser Prüfung, daß bei der weitem Untersuchung die seit Jahrhunderten der Literatur angehörende Fassung mit der Überlieferungsform gleichgestellt wird, die in einem Kirchspiel des hohen Nordens erzählt wird.

Richtig ist allerdings, daß z. B. Tiecks *Fortunat* etwas ganz anderes ist als im allgemeinen das Märchen von den verlorenen und wiedergefundenen Zauberdingen, ebenso richtig aber ist, daß bei einer Untersuchung des Märchens von dem geblendeten Riesen und der Flucht seines Bezwinners die Polyphem-Episode der *Odysee* nicht einfach nur als eine seiner unzähligen Varianten aufgefaßt werden darf. Hierbei liegt der Schwerpunkt natürlich nicht in der Tatsache, daß das Drama Tiecks erheblich jünger ist als die Homerische Darstellung, sondern in dem Umfande, daß bei Tieck die Absicht, einen wohlbekannten Märchentoff zu zwecken, die er für künstlerisch hielt, dienstbar zu machen, belegt werden kann, während bei dem altgriechischen Gedichte erst die Notwendigkeit bewiesen werden müßte, solche Erwägungen anzustellen. Freilich muß zugegeben werden, daß in manchen literarischen Märchen, auch wenn ihr Erzähler nur von dem Wunsche geleitet war, etwas Hübsches zu bringen, die Überlieferung zurechtgebogen worden ist, und als gutes Beispiel sei das Märchen genannt, das uns bei den Brüdern Grimm unter der Überschrift »Die beiden Wanderer« begegnet: der Franziskaner Oswald Pelbart, dessen Fassung als unser 14. Märchen mitgeteilt wird, glaubt es seiner frommen Nüchternheit, die

ein Wunder außerhalb der durch die Religion und die Legende gezogenen Grenzen nicht zugeben kann, schuldig zu sein, die Wiedergewinnung des Augenlichts auf rationalistische Weise zu erklären, und ebenso hat sein um drei Jahrhunderte älterer Kollege, der Perfer Nifāmi getan — während Pelbart verlichert, durch Gottes Ratfchluß sei die Sehkraft der Augen unverfehrt geblieben, ist bei Nifāmi nur die äußere Membran, nicht jedoch auch der Glaskörper verletzt worden —, aber folcherlei Einschaltungen oder Änderungen wird wohl jeder in der Märchenliteratur einigermaßen Bewanderte als Verballhornungen erkennen, die dem Märchen im großen und ganzen wenig Abbruch tun, tatsächlich bilden denn auch die Fassungen des scholastischen Franziskaners und des mohammedanischen Mystikers frühe Glieder von Märchenkettten, die die andern Züge oder Motive und die Art ihrer Verbindung beibehalten, das Unrechte aber abgestoßen haben.

Dieses Märchen ist nicht ohne Nebenabficht als Beispiel gewählt worden: es ist eines von den jetzt noch nicht zahlreichen Märchen, an denen die finnische Forschungsmethode nach Antti Aarnes *Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung* (*FF Communications, XIII*) sozusagen buchstäblich angewendet worden ist. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind nun, wie man sich aus unserer Note zu dem Märchen Pelbarts überzeugen wird, durchaus falsch, selbstverständlich tragen die Schuld daran zu einem Teile Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit des Untersuchenden, aber die Hauptschuld liegt wohl an den Anschauungen, auf denen die Methode fußt. Hier ist es nun leider notwendig, ziemlich weit auszuholen.

Fast in jeder Abhandlung über das Märchen wird dem Leser der Satz eingehämmert, man habe genau zu unterscheiden zwischen Märchen und Märchenmotiv — auch Aarne findet ihn zutreffend (*Leitfaden, 14*) —, aber daß die Motive untereinander wesentliche Unterschiede aufweisen, die durch ihre Entstehung bedingt sind, wird fast durchwegs außer acht gelassen, und an dieser Feststellung kann auch die Tatsache nichts ändern, daß hin und wieder eine Einteilung versucht worden ist. Seit Edward B. Tylor und Andrew Lang bemüht man sich, möglichst viele Märchenmotive auf ihre ethnologischen Grundlagen, auf die Anschauungen und die auf ihnen beruhende Denkweise der Primitiven zurückzuführen, als da sind Vermenschlichung, ja Vergottung des Tiers, des Baums, des Flusses, Beseelung von Gegenständen wie des Schiffes, des Schwertes, ja sogar der Himmelskörper und des Leichnams, Realität des Traumes, Glaube an die Existenz von guten und bösen Dämonen, an die jetzt so genannte Zauber Macht einzelner Menschen, an die jedem zur Verfügung stehenden Kräfte, die an die Kenntnis des Namens eines andern

oder an den Besitz seines Bildes oder einiger Haare von ihm gebunden sind usw., usw. Daß sich diese Anschauungen, die allen Völkern in ihrer Kindheit gemeinsam sind, in einer großen Reihe von Märchenmotiven ausgewirkt haben, kann nicht geleugnet werden, aber ausschließlich die Motive solcher Herkunft als Märchenmotive zu bezeichnen, geht doch wohl nicht an: eine zumindest ebenso reiche Zahl von Motiven entspringt nicht diesen gewissermaßen religiösen oder transzendenten Meinungen, sondern ihre Ursachen liegen auf ganz andern Gebieten. Gelegentlich, bei Sonderuntersuchungen, ist ja schon auf diese verschiedene Artung der Motive hingewiesen worden: Emmanuel Cosquin z. B. nennt (*Contes populaires de Lorraine*, 1886, I, LXVII) das Motiv der sich für die Zurückweisung ihrer Liebe rächenden Frau »une idée qui s'est présentée plus d'une fois et très naturellement à l'esprit des poètes et des écrivains . . . , comme plus d'une fois aussi le fait lui-même a dû se rencontrer dans la vie réelle«, und ihm folgt Andrew Lang, indem er sagt (*Myth, Ritual, and Religion*, 1887, II, 321): »This . . . seems one of the notions . . . which are 'universally human' and might be invented anywhere«, allgemein jedoch hat von diesen Dingen erst Hans Naumann gesprochen (*Primitive Gemeinschaftskultur*, 1921, 63), indem er, nach Betonung der Notwendigkeit, bei der vergleichenden Märchenforschung an Motive anzuknüpfen, die mit dem primitiven Gemeinschaftsglauben zusammenhängen, fortfuhr: »Aber man wird auch an die einfachsten und überall naturgegebenen Verhältnisse anknüpfen können wie zwischen Herr (König) und Diener, Mutter und Kind, Liebender und Geliebte, Mann und Weib«. Den grundlegenden Wert allerdings hat er dieser seiner Äußerung genommen, indem er einschränkend hinzufügte: »wenn sie so alltägliche Situationen ergeben, daß eine Entlehnung schlechterdings als zu kompliziert und überflüssig erscheinen muß und besonders wenn sie mit den Elementen des primitiven Gemeinschaftsglaubens in Verbindung stehen«, und nicht einmal einer besondern Erwähnung würdigte er diese Scheidung in seinem spätern Buche *Grundzüge der deutschen Volkskunde*, dessen zehnter Abschnitt ansonsten wohl zu dem Besten gehört, das über das Märchen geschrieben worden ist.

Nun, gar so viel ist ja auch aus Verhältnissen, die schon im primitiven Gemeinschaftsleben auftreten, nicht zu holen. Das Verhältnis zwischen Mann und Weib ist zwar sicher in einem gewissen Sinne von der Natur gegeben, aber seine Formen haben ebenso sicher schon während der ersten Jugend des Menschengeschlechts nach Art und Zeit geschwankt. Sehr vorsichtig war Naumann, daß er das Verhältnis zwischen Mutter und Kind herangezogen hat und nicht das zwischen Vater und Kind, dieses hat ja zu einer Zeit, wo der Begriff des Vaters noch unbekannt war, gar nicht bestehen können und setzt ein allerdings sehr

befchränktes Maß von Erkenntnissen, also von Kultur voraus. Primitivität und Kultur haben eben nur relative, aber nicht absolute Bedeutungen: wir stellen primitive Anschauungen auch in der Gegenwart bei Völkern fest, die zweifellos das Recht haben, sich Kulturnationen zu nennen, ja es gibt keine Kulturnation, die sich von primitiven Anschauungen vollkommen frei gemacht hätte. Alles fließt, und es geht nicht an, diesen Strom in seinem Unterlaufe als wesenverschieden von dem Quellflusse zu betrachten, obwohl man ihnen verschiedene Namen geben kann. Die Scheidung, die durch die Benennungen »Primitivität« und »Kultur« ausgedrückt wird, ist nur imaginär, eine Grenze besteht nicht, sie wird nur vorgetäuscht, und ebenso verhält es sich zwischen dem Gemeinschaftsleben der Primitiven und dem modernen. Das Verhältnis der zwei Geschlechter zueinander kann auf der am weitesten zurückliegenden Kulturstufe, die wir uns vorzustellen fähig sind, nicht anders gewesen sein als zwischen Männchen und Weibchen, und aus diesem hat sich die moderne Ehe entwickelt, an der Hand der Anthropologie sind die Zwischenstadien aufzuzeigen, von denen einzelne noch heute bei gemeiniglich primitiv genannten Stämmen, andere aber auch, nicht nur rudimentär oder als Überbleibsel, bei manchen Kulturvölkern anzutreffen sind. Ähnlich steht es mit dem Verhältnis zwischen Herrn und Knecht, das über die verschiedenen Formen der Leibeigenschaft, der Hörigkeit, des Zunftwesens in den Gewerkschaftsvertrag ausläuft. Nun beschäftigt sich glücklicherweise das Märchen nicht mit den zeitlich ersten, den primitivsten Formen des Gemeinschaftslebens, sondern bewegt sich in einem Gesellschaftszustande, der entwicklungsgeschichtlich zu erfassen ist. Wie jede Erzählung braucht das Märchen Handelnde und Leidende, und diese werden natürlich aus der Gegenwart oder aus einer in der Überlieferung noch lebendigen Vergangenheit genommen: in beiden Fällen ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau, Herrn und Knecht, Eltern und Kindern, des Einzelnen zu seinem Stamme oder seinem Volke etwas durch den Zustand des Gemeinschaftslebens Gegebenes. Diese Verhältnisse differenzieren sich natürlich in mancherlei Weise, und erzählenswert werden besondere Tatsachen, die Anlässen entspringen wie etwa diesen: Keuschheit oder Unkeuschheit der Gattin, Kindesaussetzung oder -verstoßung, Kindesunterdiebung, Ungehorsam des Sohnes, Mutterliebe, Stiefmutterhaß, Freierwettkampf, Entführung, abenteuerliche Reisen, Treue und Untreue von Gefährten oder Dienern, Erniedrigung und Verarmung, Gewinnung von Reichtum und Macht.

Diese und ähnliche Tatsachen ergeben nun zahlreiche Erzählungsmotive, zum Beispiel: Frauenrache für verschmähte Liebe, Stellvertretung der Braut in der Hochzeitsnacht, Heimkehr des Gatten nach langer Abwesenheit (just an

dem Tage, wo sich sein Weib vermählen will), unwillentlicher Inzest mit der Mutter (und der daraus entspringenden Tochter), unwillentliche Weggabe der Gattin an einen andern, Uria=Auftrag oder =Brief, Selbstverurteilung des Schuldigen, augenblickliche Strafe für Übertretung eines Verbots, verkehrtes Anziehen der Schuhe oder verkehrter Hufbeschlag auf der Flucht, Verschweigen einer Mißhandlung, um sie auch andern zuteil werden zu lassen, Vertauschung oder Verallgemeinerung von Unheil drohenden Kennzeichen, mißglückte Nachahmung usw. usw. Alle diese Motive können zwar, so wie die der zuerst besprochenen Gruppe, nämlich die, die auf den Anschauungen der Primitiven beruhen, wandern, aber das geschieht, so wie bei diesen, nur ausnahmsweise, im allgemeinen sind sie, wie diese, heimatlos oder, besser gesagt, überall daheim. Nisāmi, dessen Held Bahrām Gūr den Gedanken, einen Baumeister nach vollbrachtem Werke nach dem Beispiele König Nu'māns töten zu lassen, von sich weiß, hat schwerlich von dem Prinzen Bodhirādīśa der buddhistischen Schriften mehr gewußt als Albereda von Bayeux, die, etwa acht Jahre nach Nisāmis Tod, den Baumeister Lanfred nach Vollendung des Schlosses von Ivry hat enthaupten lassen, damit er nirgends mehr etwas Ähnliches baue, oder als der erste Erzähler jener in einer spanischen Romanze erhaltenen Geschichte von dem Maurenkönig, der den Erbauer der Alhambra mit dem Tode belohnt haben soll, daß hingegen Sagen wie die, die sich an den Moskauer Kirchenbau Iwans des Schrecklichen oder an Meister Habredits Uhr in Straßburg knüpfen, oder der entsprechende Zug in dem irischen Märchen von Goban Saor unabhängig entstanden wären, darf wohl bezweifelt werden. Der biblische Joseph, der seinen Weisagungsbecher in Benjamins Sack stecken läßt, mag ein Vorbild gewesen sein für den Bösewicht in manchen Märchen oder für Rübezahl bei dem Streiche, den er dem Schuhknecht spielt, oder für den Herbergswirt in der Jakobslegende, sicher aber hat sein Beispiel weder der König des Dschātakas gebraucht, der sein Kronjuwel verwendet, um den Gatten der geliebten Frau aus dem Wege zu schaffen, noch der Soldat des Dhammapada-Kommentars, der einen köstlichen Edelstein in das Gepäck eines Reisenden verbirgt, noch die Delpher, als sie die geplante Hinrichtung Aesops rechtfertigen wollten.

Die Verhältnisse des Gemeinschaftslebens wirken sich aber in der Erzählung nicht nur in den Formen aus, die sie jeweilig angenommen haben, oder in den Zwischenformen der vorangegangenen Entwicklung, sondern in Erscheinung treten auch die Umstände, die diese Entwicklung bedingt oder herbeigeführt haben, denn jeder Zuwachs an Kulturgut, gleichgültig, ob seine Früchte allmählich heranreifen, wie es meistens zutreffen wird, oder ob er einen

plötzlichen Bruch mit dem Gegebenen, ein jähes Abweichen von altem Brauchtum durchsetzt, vermehrt gleichzeitig die Zahl der Dinge, die eine Erörterung heißen: die Erörterung bedient sich mit Vorliebe des Beispiels, und wo dieses nicht vorhanden ist, wird es geschaffen, erfunden, erdichtet. Jeder neue Gedanke erzeugt also in dem Kampfe mit dem Widerstande, den er notwendigerweise hervorruft, eine Reihe von Gleichnissen, Erzählungen, Exempeln, und diese Reihe wächst, weil sich die Phantasie nicht Einhalt tun läßt, auch nach dem Erlahmen des Widerstandes weiter. Mit der Bevorzugung der Intelligenz vor der rohen Kraft wird das Motiv des schlauen Ratgebers ebenso gebildet, wie das der klugen Dirne und das der Scharfsinnsproben. Höhere Rechtsanschauungen führen das Jus talionis und das Ordal ad absurdum und erschließen aus der Charaktererforschung neue Quellen der Rechtsfindung. Die Beschäftigung mit dem Verhältnis der Gatten zueinander zeitigt einerseits hohe Lieder von Frauenreinheit, andererseits bis zum Grotesken gesteigerte Beweise, daß die Frau zu hüten unnütz und auf ihre Dankbarkeit zu rechnen dumm ist. Dargetan wird hier die Sittlichkeit der Wohltat, dort die Unvernunft, einen zu Grunde Gehenden zu retten. Der Glaube an eine Vorsehung oder an die Unabwendbarkeit des Schicksals wird ebenso durch erfundene Erzählungen gestützt wie die Bedeutung des Zufalls. Die Spekulationslust der geistig Gewachsenen wirft Fragen auf, wie ob das Glück mehr vermöge als der Verstand, was mehr Vorteil bringe, recht oder unrecht zu handeln, ob es besser sei, in der Jugend zu leiden oder im Alter. Der sich kräftiger und sicherer fühlende Rationalismus verschont auch die alten Anschauungen der primitiven Zeit nicht, sondern übt seine Kritik an ihnen und erweist durch sinnreiche Fiktionen ihre Unrichtigkeit; das Lächerliche gewinnt ästhetisch höhere Formen. Alle diese Motive, ursprünglich selbstverständlich von Einzelnen erdacht, die über der Masse stehen, verfügen, zum Teile, weil sie an anregende Probleme rühren, zum Teile, weil sie dem Unterhaltungsbedürfnis dienen, über Energien, die sich zur Geltung zu bringen trachten: sie dringen nicht nur in die alten Sagen ein, sondern finden auch für sich, ohne Anknüpfung, ihren Weg weiter; sie sind, das ist eines ihrer Kennzeichen, allesamt Wandermotive. Natürlich hätten sie an vielen Orten erfunden werden können, aber nicht gleichzeitig, weil die Kulturstufe, die ihre Vorbedingung ist, nicht überall gleichzeitig erreicht wird; hingegen sind sie oft geradezu Träger der Kultur, weil sie die Anschauungen, denen sie entsprungen sind, weiter verbreiten. Nicht immer natürlich wandern sie allein, sondern oft in von künstlerischem Sinne geschaffener Verbindung mit Motiven ihrer Ordnung oder Motiven des Gemeinschaftslebens oder mit Motiven, die auf den primitiven Anschauungen beruhen,

manchmal, um sie zu bejahren, hin und wieder, um sie zu verlachen, das ist, mit andern Worten, als Märchen oder als Schwank.

In dem kleinen Rahmen, der an dieser Stelle derlei Darlegungen gewährt werden kann, ist es leider unmöglich, auf die Berechtigung dieser Dreiteilung dessen, was bisher unter Märchenmotiv verstanden worden ist, näher einzugehen und sie überdies durch Analytierung einiger Märchen zu erläutern. Immerhin mögen die drei Hauptmotivgattungen, schon um die Erörterung zu erleichtern, Namen erhalten, sie seien also, nach einer gewissenhaften Prüfung jedes Für und jedes Wider, als

Mythenmotive,
Gemeinschaftsmotive und
Kulturmotive

bezeichnet. Was mit jeder dieser drei Benennungen gemeint ist, darüber wird sich wohl jedermann klar sein, aber vielleicht darf noch, nicht umschreibungs-, sondern beschreibungsweise ausgeführt werden, daß sich die Mythenmotive mit Dingen befassen, die als Tatsachen gelten, aber nicht Tatsachen sind, die Gemeinschaftsmotive mit Dingen, die als Tatsachen gelten und Tatsachen sind, und die Kulturmotive mit Dingen, die weder Tatsachen sind, noch als Tatsachen gelten. Auf diese Weise ist ein Tetralemma gewonnen, dessen viertes, hier fehlendes Glied — Dinge, die Tatsachen sind, aber nicht als solche gelten — irrational ist, praktisch aber mit dem ersten zusammenfällt. Nicht unterschätzt dürfen freilich die Schwierigkeiten werden, die sich bei einem weitem Ausbau der Theorie werden ergeben müssen, einen Trost jedoch findet der Proponent in dem Umstand, daß es bis heute noch nicht gelungen ist, einer Definition des Begriffes Märchen die allgemeine Anerkennung zu sichern: was verschlägt es, wenn diese einer Definierung der Teilbegriffe verlagert bleiben wird?

Die Novelle begnügt sich, Gemeinschaftsmotive und Kulturmotive zu verbinden, das Märchen braucht Gemeinschafts- und Mythenmotive. Das Märchen kann nun — darüber herrscht allgemeine Einigkeit — nur in einer Zeit entstehen, wo es schon einen gewissen künstlerischen Geschmack gibt oder, wie sich Antti Aarne ausdrückt, »in der geschichtlichen Zeit«, diese Zeit aber hat schon Kulturmotive geschaffen, sie ist auch die Zeit der Novelle. Das Märchen, das sich mit der Novelle in die Benutzung der Gemeinschaftsmotive teilt, verwendet die Mythenmotive so, wie die Novelle die Kulturmotive, daraus folgt, daß das Märchen denselben Gesetzen gehorchen muß wie die Novelle, das heißt, den von der Literaturgeschichte aufgestellten oder aufzustellenden Gesetzen. Zudem gibt es wohl nur sehr wenige Märchen, die keine Kulturmotive

verwenden, hingegen — daher die Bezeichnung »Märchennovelle« — sehr viele, bei denen es gerade die Kulturmotive sind, die den Typus bestimmen, während die Varianten durch Einfügung von Mythenmotiven verschiedener Arten entstehen, so daß diese weit in den Hintergrund treten. Mit dieser unbestreitbaren, aber erst durch unsere Teilung der Motive klar werdenden Tatsache ist vor allem die auch sonst so schwer begreifliche Ansicht Aarnes widerlegt, die (*Leitfaden*, 16) in die Worte gekleidet ist: »Jeder Zug und jede Episode hat ursprünglich ihren Platz in einem bestimmten Märchen, aus dem sie sich bisweilen gelöst haben können, und in diesem Sinne ist von ihnen zu sprechen«, eine Ansicht übrigens, die ein bezeichnendes Licht auf die Behauptung wirft (*Leitfaden*, 14), es sei »unleugbar, daß jene uralten ‚Märchenmotive‘ das richtige Verständnis der Märchen ganz wesentlich erschwert haben«.

Von Aarnes Standpunkt ist nun leicht begreiflich, daß er für das Märchen die Gesetze der literarischen Entwicklung durchaus ausgeschaltet wissen will. Er gibt zwar zu, daß jedes einzelne Märchen »ursprünglich eine feste Erzählung ist, die nur einmal an bestimmter Stelle und zu bestimmter Zeit entstanden ist« (*Leitfaden*, 12), und das drückt doch wohl aus, daß jedes Märchen seinen Verfasser gehabt haben muß, daß aber dieser Verfasser zugleich auch die Person gewesen sein kann, die das Märchen zum ersten Male aufgezeichnet oder, bewußt oder unbewußt, seine Aufzeichnung veranlaßt hat und damit sozusagen der Vater einer Märchenreihe geworden ist, diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit läßt Aarne gänzlich außer acht. Hingegen wirft er gelegentlich (49) hin, »die literarischen Varianten« — die Verwendung dieser Bezeichnung ist ein wichtiges Requisite seiner Dialektik — seien »gewöhnlich spätere Bearbeitungen der volkstümlichen Erzählungen«, und schließlich (54) versteigt er sich sogar zu der Behauptung: »Als spätere Bearbeitungen der volkstümlichen Motive können die literarischen Varianten nur die späteste Grenze für die Entstehung der Märchen mitteilen.« Dieses freilich durch den vordern Satzteil (»als spätere Bearbeitungen«) einigermaßen verkläufelte »Nur« enthebt uns der Notwendigkeit, die absolute Unrichtigkeit der Sentenz darzutun, was übrigens nach dem schon Gesagten eine Zeit- und Raumvergeudung bedeuten würde. Fast könnte es scheinen, als ob Karl Dyroff die zukünftigen Auswüchse auf diesem Gebiet der Volkskunde vorhergesehen hätte, als er 1908 (in seinem Nachwort zu der Grevelschen Übersetzung der Tausendundeinen Nacht, XII, 298) in damals vielleicht allzu radikaler Kritik sagte: »Es hat sich . . . allmählich herausgestellt, daß die Einführung des romantischen Begriffes vom ‚Volk‘ eigentlich ein Fehlgriff der Literaturforschung gewesen ist«, allerdings nur um fortzufahren: »Aber man hat unendlich viel Neues infolge dieser falschen ‚Hypothese‘ heraus-

gearbeitet und gefunden, und der Hauptinhalt der Volkskunde, die ‚Märchenforschung‘, wird nicht mehr aus der Literaturgeschichte verschwinden.«

Den Satz Hoffmann-Krayers »Das Volk produziert nicht, es reproduziert«, hat Hans Naumann (*Primitive Gemeinschaftskultur*, 4f.) für das sogenannte Volkslied, das zumeist von einem Kunstlied vergangener Zeiten abstammt, als richtig erwiesen, und er hat als biogenetisches Gesetz festgestellt, daß die Volkspoesie die Stadien der vorangegangenen Kunstpoesie in ihrer Art rekapituliert. Und so wie Naumann ausdrücklich anmerkt, daß dies für die primitive Gemeinschaftspoesie nicht gelten könne, so kann auch von den Volksmärchen gesagt werden, daß sie, mit Ausschluß des auf primitiver Gemeinschaftskonstruktion beruhenden Mythengestammels, an die von einer ehemaligen Oberschicht geschaffenen Kunsterzählungen anknüpfen. Damit dies geschehen, damit der neue Erzähler die Anknüpfungspunkte finden könne, ist es freilich notwendig, daß die Grundlagen der Kunsterzählung ursprünglich sind, daß der Nachfahre auf Anschauungen stößt, denen er selbst noch huldigt oder für die er zumindest noch Verständnis hat. Solange das zutrifft, ist das Märchen, wiewohl es das Erzeugnis eines einzelnen ist, volkstümlich in dem vollen Verstande des Wortes, hört das nach und nach auf, dann muß das mündlich weitergegebene Märchen von Generation zu Generation an Ursprünglichkeit verlieren, wenn nicht die Erzähler immer wieder zu der literarischen Form zurückkehren, die ja für jeden Nachkommen schon ob ihres Alters etwas Ehrwürdiges hat.

Andererseits freilich kann auch die Möglichkeit einer lang andauernden mündlichen Überlieferung nicht schlechthin geleugnet werden, und es gibt Fälle, wo literarische Mittelglieder zwischen der Gegenwartsform eines Märchens und seinem literarischen Ursprung, wenn sie vorhanden wären, längst hätten gefunden werden müssen, zumal da auch bei der Auffindung einer oder zweier solcher Formen manchmal noch immer recht erhebliche örtliche und zeitliche Zwischenräume zu überbrücken wären. Ein prächtiges Beispiel bietet die in dem Exkurs zu unserm dritten Märchen erwähnte zweite Fassung aus Casteltermini in Sizilien, die ohne Rücklicht auf die Wanderungen der literarischen Abwandlungen unmittelbar an das alte indische Märlein anzuknüpfen scheint. Vielleicht noch seltsamer ist aber folgende Tatsachensefestellung: In der Vita Merlini prophezeit der keltische Weise einem Knaben, er werde durch einen Sturz von einem Felsen sterben. Als man ihm den Knaben in andern Kleidern und mit abgeschnittenem Haar vorführt, weisagt er ihm den Tod durch einen Baum. Beim dritten Mal erscheint der Knabe in weiblicher Tracht, und Merlin verkündet: »Dieses Mädglein wird in einem Flusse sterben.« Der Tod erfolgt, indem der zum Manne Herangereifte bei einem Absturze von einem Felsen in einen Fluß mit

dem Fuß an einem Baume hängen bleibt, so daß er ertrinken muß. Gleichgültig sind hier für uns die Parallelgeschichten in den Romanen von Merlin, bei dem Erzpriester von Hita und in der altitalienischen Novelle, um so wichtiger aber ein bachtijärisches Märchen, das D.L.R. Lorimer 1919 in seinen *Persian Tales* mitgeteilt hat: Von einem neugeborenen Prinzen weisagt ein Astrolog, er werde mit vierzehn Jahren von einer Schlange gebissen werden, irgendwo herabstürzen und in einem Wasser ertrinken: als er auf einem Baume nach einem Sperlingsnest langt, beißt ihn eine Schlange, er stürzt herab und in einen Teich und ertrinkt. Zu diesen zwei Varianten der erfüllten Weissagung von den drei einander widersprechenden Todesarten aus dem mittelalterlichen England und aus der persischen Gegenwart halte man noch das 1882 von Maspero veröffentlichte altägyptische Märchen von dem Prinzen, dem die drei Hathoren den Tod durch Schlange, Krokodil und Hund vorherfagen, die Wurzeinheit ist nicht verkennbar. Soll hier eine Hypothese aufgestellt werden, so kann dies nur die sein, daß es in den zwischen der Urheimat des Märchens und seinen spätern Fundorten liegenden Erdstrichen von Zeit zu Zeit Erzähler gegeben habe, deren mündlich vorgetragene Kunstwerke gleichsam erstarrt sind, zumindest also für Epochen den Charakter von Erzeugnissen der Literatur angenommen haben und dann von Mund zu Mund verbreitet worden sind.

Aber auch dort, wo man die Wanderung einer Geschichte aus einem Sprachgebiete in das andere verfolgen und belegen kann, erkennt man, daß sie, wenn es sich nicht geradezu um die schriftliche Überetzung eines schriftlich vorliegenden Literaturwerkes handelt, unbedingt einer mündlichen Vermittlung bedarf und daß es oft nur die Art dieser Vermittlung ist, die für den Übergang des fremden Erzählstoffes in das Volk entscheidet. Als Beispiel diene das Märlein von dem entmannten Sklaven, der seinen Herrn zur Entmannung zwingt (Nr. 43). Die schriftlichen Überlieferungen der Araber erzählen die Geschichte in allen Einzelheiten gleichförmig (daß der Name des Chalifen, unter dessen Herrschaft sie sich zuträgt, geändert wird, fällt als geringfügigster Nebenumstand nicht ins Gewicht), sie ist ein fertiges, ausgeglichenes Werk. Dieses nach Europa zu verpflanzen, ist im Mittelalter zweimal versucht worden, aber in keinem Falle gelang es dem Interpreten, eine Form zu finden, die das Märlein den neuen Verhältnissen angepaßt, die es gleichsam akklimatisiert hätte. Aber auch die dritte Verdolmetschung, die von einem italienischen Schriftsteller der Renaissancezeit geschah, zeitigte nur literarische Erfolge: das Volk verhielt sich ablehnend. Die Vermittler waren eben allesamt ungeschickt, denn hätten sie der Erzählung eine Form zu geben verstanden, die ihm mundgerecht gewesen wäre, so hätte sie eine Verbreitung gewinnen müssen wie die Geschichte von Grifeldis.

Ein guter und dabei treuer Dolmetsch hingegen war jener Mittelsmann, der irgendeinem Europäer, vielleicht dem Kardinal Jakob von Vitry, als dieser noch Bischof von Akka war, das Märlein von dem Händler erzählt hat, dem ein Affe die Hälfte des für den gewässerten Wein gelösten Geldes Stück für Stück ins Waller wirft. Der Affe der literarischen arabischen Version paßte zu dieser Funktion viel besser als der Habicht, dem sie Gregor von Tours in der Gloria Confessorum zu einer Zeit anvertraut hatte, wo sie Mohammed, der nach al Mas'ûdi der Urheber des Märleins gewesen wäre, noch nicht hätte erzählen können, und so ist die ältere europäische Fassung der jüngern orientalischen gewichen.

Die Tätigkeit der Vermittler zwischen den Literaturen hat hier nur in Grenzfällen aufgezeigt werden können, andere werden, besonders an der Hand von Bolte und Polivkas Anmerkungen zu den Grimmschen Märchen, leicht einzureihen sein. Jedenfalls aber verdient das sich aus solcherlei Erwägungen ergebende Problem, das für Aarne nicht existiert, eine eingehende Untersuchung. Als Vermittler zwischen den Volksliteraturen — ein Wunder ist es übrigens, daß gegen dieses Wort noch nicht Sturm gelaufen worden ist — kommen natürlich außer Konvertiten und Eingewanderten, denen im Orient und im frühmittelalterlichen Europa auch die Sklaven zuzuzählen wären, nur Reisende der verschiedenen Arten in Betracht. Vermutlich wird es sich herausstellen, daß der zu solcher Tätigkeit am wenigsten geeignete der Soldat war, dessen Reise in ein fremdes Land gute Beziehungen zu der heimischen Bevölkerung gemeinlich ausschloß, und bei Geistlichen mochte die religiöse Anschauung oft ein Hindernis bilden, den Vorzug wird wohl der Kaufmann verdienen, dessen Aufnahmefähigkeit nicht bedingt war, der sich auf die Denkweise der Bevölkerung einstellen mußte und der eine höhere Bildung mitbrachte als die Männer des Schwertes. Und vielleicht wird sich auch noch ergeben, daß es unter den Kaufleuten der jüdische war, der aus den Ländern der klassischen Erzählungskunst das meiste in das Abendland gebracht und hin und wieder als Entgelt eine der ihm geläufigen Geschichten zurückgelassen hat.

Sehr merkwürdig ist nämlich die häufige Übereinstimmung alter jüdischer Traditionen mit noch ältern indischen Märchen. Zwei Belege findet man in den Anmerkungen zu unserm 50. und unserm 53. Märchen verzeichnet, einen weitern schlagenden Beweis bietet die Vergleichen der in allen Chanukka=Midraschim vorkommenden Legende von Hanna, der Tochter des Hohenpriesters Mattathias, und der Erzählung des Tsa pao tang king von einer Zeitgenossin des Königs Bimbilāra und des Buddha: beide bringen es über sich, sich vor aller Welt in Nacktheit zu zeigen, um so das starke Geschlecht zu der Vernichtung

des Herrschers zu entflammen, der die erste Nacht jeder Neuvermählten beansprucht. Hier wird trotz der unumgänglichen Annahme einer Vermittlung die literarische Abhängigkeit nicht geleugnet werden können, und ähnliche Beobachtungen könnte man an einer ganzen Reihe der fünfhundert Erzählungen machen, die Edouard Chavannes aus dem chinesischen Tripitaka veröffentlicht hat. Und dabei haben die Leute, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung aus dem Sanskrit oder dem Pali in das Chinesische übertrugen und folgenderweise manches Märchen erhalten haben, nur ausgewählt, und von ihrer Auswahl kennen wir wieder nur eine Auswahl. Und eine gleichartige Übersetzertätigkeit ist auch bei den zentralasiatischen Völkern ausgeübt worden, und jeder Tag kann in dieser Hinsicht Entdeckungen bringen. Bis jetzt aber hat jeder neue Fund neue Beweise geliefert, daß das Märchen keinen andern Gesetzen gehorcht als die gesamte übrige Literatur.

Daselbe erhellt auch aus der Untersuchung der Märchen unserer eigenen Vorzeit. Aarne selber hält das Mittelalter für eine der Epochen, die besonders viel Märchen erzeugt haben, und meint, die künftige Forschung werde wahrscheinlich viele europäische Märchen als mittelalterlich erweisen. Als Aarne dies schrieb, war von dem Werke Johannes Boltes und Georg Polivkas der erste Band erschienen, und auf das dort zusammengetragene ungeheure Material stützte sich wohl diese Erkenntnis, die spätern Bände wiesen dann an vielen und vielen Proben nach, was für ein Schatz an so lange verachtetem Märchengut in den Schriften jener längst verwichenen Zeiten noch zu heben ist.

Diesen Schatz wenigstens zum Teile der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Buches, das neben Märchenfaltungen, die den Fachleuten bekannt sind, auch bisher unbeachtete bringt, die es aus dem Dunkel zieht, und andere, im Textteil und in den Exkursen, zum ersten Male veröffentlicht. Die Kenntnis der meisten noch ungedruckten Märlein verdankt der Verfasser Herrn Professor Dr. Alfons Hilka in Göttingen, der ihm seine nach der Handschrift der Stadtbibliothek von Tours angefertigte, mit den Handschriften von Bern und Upsala verglichene Kopie der *Compilatio singularis exemplorum*, die nicht nur für die Märchenforschung, sondern für die vergleichende Literaturgeschichte überhaupt von der größten Bedeutung ist, in selbstloser Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt hat. Nicht alle Geschichten freilich, die die folgenden Seiten enthalten, sind Märchen in dem richtigen Sinne des Wortes, über den wir uns allesamt klar sind, obwohl noch keine jedermann durchaus befriedigende Umschreibung gefunden ist, hier sei auf das Beispiel der Brüder Grimm verwiesen, aus dessen Befolgung gewiß niemand einen Vorwurf wird erheben können.

Offene Türen einzurennen, schon Gefagtes zu wiederholen, lag nicht in der Absicht des Verfassers, im allgemeinen hat er sich bemüht, Tatsachen festzuhalten oder zu erhärten. Immerhin bittet er den Leser, ihm hin und wider auch weiterhin auf Gedankengängen zu folgen, die abseits führen von den viel beschrittenen Wegen. Daß dies eine Kühnheit ist, gibt er zu, und er wird dankbar sein, wenn es ihm nicht als Vermessenheit ausgelegt wird.

MÄRCHEN
DES
MITTELALTERS



DIE FRAU IM SCHREIN.

IN NEAPEL WAR ZU DER ZEIT DES ALTEN KÖNIGS, nämlich des Königs Manfred, ein Ritter, Astulf mit Namen, der hatte eine wunderschöne, wohlledle Gemahlin, Madonna Lagrinta genannt, und ihr ward alle Luft, die ein Gatte seiner Frau gewähren kann, und beide glaubten in einem zweiten Paradiese zu leben, und das dauerte eine lange Zeit. Dann aber geschah es, daß sich Madonna Lagrinta zu oft Malen mit andern Damen und mit einigen Baronen bei Gartenfesten vergnügte, und da entbrannte sie in heftigster Liebe zu einem Edelknappen, Nieri mit Namen, einem gar mindern Menschen im Vergleiche zu ihrem Gatten, und nach vielen Tänzen und Liedern faßte sie Mut, mit ihm zu reden und ihm von der Liebe zu sprechen, die sie zu ihm gefaßt hatte, und Nieri willigte in alles, was sie von ihm heischte, und sie trafen Abrede, wie sie zusammenkommen wollten, und hatten ihre Lust aneinander, und daran gewannen sie beide große Befriedigung. Das konnte aber nicht so heimlich hergehen, daß es nicht schließlich ans Licht gekommen wäre. Eines Tages verließ Herr Astulf aus irgendeinem Grunde den Hof früher als sonst und begab sich nach Hause, und die Frau hatte, da sie sich seiner früheren Rückkehr nicht verfaß, die Türen offen gelassen, und sie und Nieri trieben im Bette ihr süßes Spiel, als Herr Astulf ins Gemach trat, und über das, was er sah, war er so entsetzt, daß er vor Schmerz schier in Ohnmacht fiel. Nieri sprang aus dem Bette und lief, was er konnte, und Herr Astulf sagte als weiser Mann: »Frau, du hast, indem du mich geschändet, allzu arg gefehlt, und dein Fehler würde, wenn du flöhest, nur noch größer, mit dem, was du mir angetan hast, werde ich mich nie abfinden können, und darum will ich nichts mehr mit dir zu schaffen haben, bis ich vernehme, daß du deinen Fehler völlig gefühnt hast.« Und tief betrübt verließ er sein Haus und kehrte an den Hof zurück in der Absicht, zu verreisen und nimmer zu seiner Frau zurückzukehren.

König Manfred, dem sein Kummer auffiel, fragte ihn oft und oft um den Grund, und einmal sagte er ihm dies, ein andermal das, aber von der Verfehlung seiner Frau sagte er ihm nichts, und so vergingen etliche Monate. Und eines Tages stand er trübsinnig an einem Fenster seines Gemachs in dem königlichen Schlosse und bedachte, was ihm seine Gattin angetan habe und ob er sie nicht töten

solle und ob ihn nicht das Übermaß des Schmerzes zur Verzweiflung treiben werde. Und während er sich solchen Gedanken hingab, sah er, wie ein Kerl, der den Hintern auf einer Britsche nachzog, zu der Tür des Palastes von Madonna Fiammetta, der Königin und Gattin des Königs Manfred, rutschte und mit der Krücke an die Tür pochte. Nach langem Pochen kam die Königin an die Tür und öffnete sie, und der Bursche, der auf der Britsche saß, schleuderte ihr die Krücke an die Brust und beschimpfte sie, daß sie so lange verzogen habe. Die Königin entschuldigte sich, sie sei so rasch wie möglich gekommen, umfing ihn mit ihren Armen und zog ihn hinein, und sie entledigte ihn der Britsche und gab sich ihm auf dem Elstrich hin. Und nach einer Weile, nachdem sie ihn wieder auf die Britsche gesetzt und ihm eingemachte Früchte und einen Trunk gereicht hatte, entließ sie ihn aus dem Hause.

Herr Astulf, der alles gesehen hatte, begann sich der Trübsal, von der er bis zu diesem Augenblicke befangen gewesen war, einigermaßen zu getrösten, und er sagte bei sich: »Jetzt will ich darüber, daß mir meine Gattin einen Schildknappen vorgezogen hat, nicht mehr verzweifeln, da ich sehe, daß die Königin dem König einen Lumpen vorgezogen hat, der mit dem Hintern auf der Britsche rutscht«, und er nahm sich vor, fortan fröhlich zu leben und guter Dinge zu sein und allen Trüblinn abzutun. Und er ging zu der Hofgesellschaft und gab sich dem Vergnügen hin und tanzte und sang mit den andern, so daß sich König Manfred fragte, wie es denn zugegangen sei, daß sich die so große Trauer einer so langen Zeit in einer kurzen Stunde in eine solche Fröhlichkeit habe verkehren können, und er lag ihm an, ihm Grund und Ursache zu erzählen. Herr Astulf, der es verheimlichen wollte, gab bald das, bald jenes vor, aber der König, der all diese Reden als Ausflüchte erkannte, sagte: »Wahrhaftig, Herr Astulf, wenn Ihr nicht die Wahrheit sagt, so werdet Ihr die Liebe einbüßen, die ich zu Euch trage, und fortan werde ich gering von Euerer Freundschaft denken.« Herr Astulf sagte sich: »Verheimliche ich die Geschichte, so gerate ich in Mißachtung bei dem Manne, den ich mehr als je liebe, und enthülle ich die Tat, sage ich ihm, welche Schmach ihm die Königin angetan hat, so kann er daran sterben.« Endlich entschloß er sich, ihm auf schickliche Weise alles zu erzählen, und bat ihn um Verzeihung, wenn er etwas ihm Widerwärtiges sprechen werde, und der König sagte: »Sprich nur kühnlich, alles, was du sagen wirst, soll dir vergeben sein, und nichts als Gutes soll dir daraus erwachsen.« Und Herr Astulf sagte: »Herr König, da Ihr es denn durchaus verlangt, werde ich Euch alles der Reihe nach berichten, weil das aber eine lange Geschichte sein wird, so bitte ich Euch, laßt es Euch belieben, daß niemand sonst dabei ist.« Der König war einverstanden und begab sich mit ihm in ein andres Gemach,

und das ganze Gefolge mußte draußen bleiben, und nachdem die Tür verschlossen worden war, begann Herr Astulf zu erzählen: wie ihn seine Frau mit Nieri betrogen habe, den er bei ihr im Bette gefunden, und wie darob ein solcher Trübsinn über ihn gekommen sei, daß er oftmals beschloffen habe, sich zu rächen, und wie ihm viel andere absonderliche Gedanken gekommen seien, und das sei der Grund seiner Traurigkeit gewesen, und er fuhr fort: »Solcherlei Gedanken waren es, mit denen ich an dem Fenster meines Gemachs in Euerem Schlosse stand, als ich einen Kerl kommen sah, der, weil er lahm war, mit dem Hintern auf einer Britsche rutschte. Und er schob sich zu der Pforte des Palaftes der Frau Königin und pochte mehrmals mit der Krücke an, und nach einer Weile sah ich, wie die Frau Königin kam und die Pforte öffnete. Der Kerl beschimpfte sie und warf ihr die Krücke, die er in der Hand hatte, an die Brust und schrie: »Lang hast du gebraucht, zu öffnen!« Die Königin entschuldigte sich, sie habe nicht früher kommen können, öffnete die Arme, nahm ihn und zog ihn ins Haus, und in meiner Gegenwart, so daß ich alles sah, nahm sie ihm die Britsche ab und stieg auf ihn. Nach einer Weile brachte sie ihm Früchte und einen Trunk und setzte ihn wieder auf die Britsche und entließ ihn. Und da er so dreist kam und sich betrug, so schloß ich, daß der Handel mit der Königin schon eine längere Zeit dauere, und wie ich mir so überlegte, wem Euch die Königin vorgezogen hat, so sah ich ein, daß das Betragen der Königin noch viel schlechter als das meiner Frau ist, weil Ihr tausendmal mehr wert seid als der, den Euch die Königin vorgezogen hat, während ich nicht viel besser bin als Nieri. Und darum nahm ich mir vor, wieder lustig zu sein und den Trübsinn fahren zu lassen.«

Der König sagte: »Wahrhaftig, wenn es so ist, wie du sagst, so sage ich dir, daß du Grund zur Fröhlichkeit hast und ich zur Betrübniß, gleichwohl will es mir nicht in den Sinn, daß die Königin so töricht gewesen sein sollte, so weit zu gehen, und wäre es wirklich wahr, so würde ich nimmer froh werden.« Sagte Herr Astulf: »Wahrhaftig, ich versichere Euch, es ist wahr, aber herzlich leid tut mir, daß Ihr mich gezwungen habt, es Euch zu erzählen.« Und der König sagte: »Wie ich dir früher gesagt habe, so bewähre ich dir jetzt, daß ich dich, wenn ich dich je geliebt habe, nun noch hundertmal mehr liebe, aber ich bitte dich, verschaffe mir in dieser Sache Gewißheit, auf daß ich mir von den schwarzen Gedanken helfen könne.« Herr Astulf sagte: »Ich gedenke es Euch sehen zu lassen, so daß Euch kein Zweifel bleibt, und das kann am besten von dem Fenster meines Gemachs geschehen, und ich werde Euch zur Zeit verständigen.« Und der König war es zufrieden.

Herr Astulf begann sich verborgen zu halten, und nach einigen Tagen, es war gerade ein Feiertag, sah er den Kerl wieder kommen. Sofort holte er den

König, und der trat an sein Fenster, und nun sah er, wie der Kerl mit der Krücke pochte und, weil die Königin nicht zur Stelle war und er sie nicht kommen hörte, wieder und wieder pochte, und schließlich kam die Königin, leicht gekleidet, und öffnete ihm, und der Lump holte aus, um ihr die Krücke an den Kopf zu werfen, und er hätte sie getroffen, wäre sie nicht ausgewichen, und er schrie sie an: »Du Hure, warum kommst du so spät?« Und sie nahm ihn furchtsam in die Arme und schaffte ihn hinein und tat mit ihm in Gegenwart des Königs, wie Herr Astulf gesagt hatte, und dann entließ sie ihn. Und der König sagte zu Herrn Astulf: »Wahrhaftig, Astulf, ich bin entschlossen, nicht mehr in der Welt zu leben, und ich möchte, daß du und ich aufunddavongehen und es niemand sagen, und wir nehmen uns genug Geld mit und gehen unerkannt und ohne Begleitung zu Fuß, und wir kehren nimmer zurück, es wäre denn, daß uns ein Abenteuer zustoßt, das uns zur Heimkehr bestimmt.« Herr Astulf sagte, er gehe gern von seinem Weibe und mit ihm, und der König nahm viel Geld, und sie machten sich insgeheim auf den Weg.

Auf ihrer Wanderung kamen sie einmal in der Gegend von Lucca an ein luftiges, schattiges Plätzchen, wo ein liebliches Wässerlein floß, und ob der Hitze, es war im Juli, hielten sie dort Raft. Da sahen sie einen Mann kommen, der trug auf dem Rücken einen großen, gewichtigen Schrein, und er schritt leicht genug unter ihm einher, und als er sich ihnen auf Bogen schußweite genähert hatte, beschloßen sie, sich in einem Gehölz in einiger Entfernung von dem Wasser zu verstecken, um zu sehen, welchen Weg er einschlagen werde, und das taten sie. Der Mann kam heran, tüchtig verschwitzt von der Hitze sowohl als auch vom Gehen und von der Last, und als er den Schatten und das Bächlein sah, gedachte er zu rasten und setzte den Schrein auf den Boden. Dann nahm er aus der Tasche einen Schlüssel und öffnete den Schrein, und heraus sprang ein gar hübsches Mägdlein, etwa zwanzig Jahre alt, und die setzte sich an seine Seite, und nachdem sie aus dem Schreine Brot, Fleisch und eine Flasche Wein genommen hatten, begannen sie in frommer Eintracht ihr Mahl zu halten. Und nach dem Essen, es war um die dritte Nachmittagsstunde, legte der Mann sein Haupt dem Mädchen in den Schoß, und er entschlief und begann zu schnarchen. Der König und sein Gefell, die alles beobachtet hatten, hörten den Mann nicht so bald schnarchen, als sie beschloßen, dem Mädchen zu eröffnen, wie sehr sie einer ihresgleichen bedürften, hatten sie doch seit ihrer Abreise mit keinem Weibe zu schaffen gehabt. Sie traten ein wenig vor das Gehölz und winkten ihr, zu ihnen zu kommen, und das Mädchen, dem sie anständige Leute zu sein schienen, schob lachte, lachte dem Mann die Flasche unter den Kopf und sich selber weg, und sie ging zu ihnen, und sie wurde trefflich empfangen und von dem Könige

und seinem Gefellen viermal befriedigt, und gar froh über dieses Abenteuer lobte sie den Herrn und die zwei Männer. Dann fragte sie der König, wer sie sei und woher und wer der Mann sei, der sie in einem Schrein auf dem Rücken trage, und warum er das tue. Das Mädchen sagte: »Ich bin aus Siena, und man nennt mich die Savia oder die Kluge, und ich bin die Frau des Mannes, der dort schläft, und er heißt Arnulf, und der Grund, daß er mich solcherweise mitträgt, ist Eifersucht, damit ich es mit keinem andern als mit ihm halte, darum nimmt er dieses Ungemach auf sich, sooft er des Handels halber Siena verlassen muß, und sind wir in Siena, so sperrt er mich in eine Kammer im Erdgeschoß, die keine Tür hat und kein Fenster, außer ganz oben ein paar Luftlöcher mit Eisengittern und zu der es keinen Zugang gibt, als eine Falltür in dem Fußboden der obern Stube, und auf dieser Falltür sitzt er Tag und Nacht bei seiner Beschäftigung, er öffnet und verschließt sie mit einem Schlüssel und schläft bei mir, und so macht er es immer. Aber die Natur hat mich und überhaupt die Frauen Sienas dermaßen begnadet, daß wir auch gegen solche Maßregeln Rat finden, ich habe unter meinem Bette ein Loch gegraben, das aus dem Haufe führt, und so lasse ich alltäglich einen oder den andern zu mir ein, und hin und wieder gehe ich auch auswärts meiner Lust nach, und auf diese Weise verschaffe ich mir Trost und Zeitvertreib, und das Denken und die Trübsal lasse ich meinem Gatten Arnulf.« Der König, der mit Vergnügen gehört hatte, welches Verfahren der Mann beobachtete und daß sie sich die Savia oder die Kluge nennen ließ, sagte zu seinem Gefellen: »Von ihr haben wir so viel gelernt, daß wir mit trefflicher Wissenschaft heimkehren können.« Und das Mädchen, dem es an der Zeit schien, wieder zu ihrem Manne zu gehen, sagte zu den beiden, wenn sie bisher mit ihr zufrieden gewesen seien, so möge jeder noch ein Äpfelchen aus ihrem Garten pflücken, und auf dieses gefällige Angebot pflückte der König ein Äpfelchen, und eines pflückte sein Gefell, und zur Belohnung für die guten Dienste gab ihr der König einen schönen, wertvollen Ring, sachkundig, wie sie war, erkannte sie den Wert des Kleinods, und sie sagte sich, daß das Herren von hohem Stande sein müßten, und sie befahl sie Gott. Und sie ging zu ihrem Gatten zurück, weckte ihn und sagte, als wäre sie immer bei ihm gewesen: »Ach, schwer bist du mir auf den Schenkeln gelegen!« Der Mann steckte sie in den Schrein, verschloß ihn, nahm ihn auf den Rücken und schlug den Weg nach Siena ein.

Und König Manfred sagte: »Herr Arnulf, nun brauchen wir nicht weiter durch die Welt zu tappen: das Mädchen hat uns unterwiesen, daß man eine Frau nie so hüten kann, daß sie keinen Fehltritt beginge, vereitelt man ihnen auch dieses oder jenes Stückchen, schließlich tun sie doch, was sie wollen. Und

darum sage ich dir: kehren wir nach Neapel zurück und strafen wir unsere Frauen auf ziemliche Weise und geben wir uns wegen dieser Geschichten keiner Trübsal mehr hin.« Und so beschloßen sie, und sie zogen heim nach Neapel, und dort bestrafte jeder seine Frau hübsch nach Gebühr.

RITTER- UND FRAUENTREUE.

ES WAR EINMAL EIN RITTER, DER WAR EIN ARGER Feind seines Heimatlandes, und nachdem er vieler Verbrechen überwiesen und des Todes schuldig erkannt worden war, wurde er auf königlichen Befehl und Volksgeheiß verbannt. Und weil er weder in der Heimat, noch in der Umgebung einen Freund hatte, floh er weit weg in die Fremde, wo nicht nur seine Missetaten, sondern auch sein durch sie geschändeter Name unbekannt war, und er nahm sich in lobenswerter Sinnesänderung vor, seine alte Graufamkeit in Milde und seine zügellose Überhebung in maßvolle Tapferkeit zu verkehren. Er fügte sich zu einem mächtigen Herrn, und dem diente er so weislich, daß er dessen Untertanen möglichst wenig Abbruch tat und sich großen Nutzen schaffte, er half ihnen, soweit es die Treue zuließ, und schadete ihnen weniger, als es die ihm angeborene Graufamkeit heißte, nicht ohne solcherweise deutlich zu zeigen, um wieviel mehr er vermocht hätte, als er tat.

Unter seinen Gefellen bei jenem Machthaber war auch ein gar wackerer Mann, und der bat ihn, weil er ihm gleich trefflich zu sein schien, um seine Freundschaft. Er weigerte sie ihm nicht, und sie bekräftigten die Freundschaft mit Schwüren und machten miteinander ab, jeden Schaden und jeden Gewinn zu teilen, und dieser Ritter nahm ihn in seine Stadt mit. Da er ihn aber nicht mit seiner Gattin bekannt machen wollte, so führte er ihn, ohne ihm sogar sein Haus zu zeigen, in eine Herberge. Nun wurde diese Stadt von Nachbarn bekriegt, aber deren Kräfte vernichtete in wenigen Tagen die Kraft des Verbannten, und er teilte mit seinem Gefellen alle Beute und allen Gewinn.

Und als dann wieder Friede war, ritt eines Tages der Fremde, trefflich angetan mit Gold und Purpur, auf einem prächtigen Streithengst durch die Straßen, und da sah ihn die Gattin seines Freundes, und schon entbrannte sie auch in Liebe zu ihm. Und sie entbot ihm durch ihre Kammermagd, er solle in der Nacht zu ihr kommen, und er ging zu ihr, und beim Abschiede beschenkte sie ihn mit einer großen Menge Goldes und allerlei kostbaren Steinen. Bei der Teilung dieses Gewinnes fragte ihn sein Freund, woher er ihn habe, und so kam er darauf, daß seine Frau verdorben und sein Geld vermindert worden war. Und da er seinen Reden entnahm, daß er in der

nächsten Nacht wieder hingehen werde, so gedachte er ihm das Spiel zu verderben.

Er gab eine längere Reise vor, kam aber mitten in der Nacht unverfehens zurück. Seine Frau verbarg ihren Buhlen in dem Troge, in dem der Ritter seinen Harnisch zu fegen pflegte. Trotz eifrigem Suchen fand ihn der Ritter nicht, wohl aber hätte er ihn, wie er, erboft schreiend, mit dem Schwerte blindlings herumtuch, bald verwundet. Endlich ließ der Eiferfüchtige von seinem Lärmen und ging, und nun ging auch sein Freund, noch mehr mit Geschenken beladen als das erste Mal. Wieder wurde der Gewinn geteilt, wiederum Tücke geplant. Diesmal wurde der Buhle hinter der Tür versteckt, er wurde nicht gefunden. Der Gewinn wurde wieder geteilt, und zum dritten Mal legte es der Gatte an, ihn zu ertappen. Als er in der Nacht kam, steckte die Frau ihren Liebhaber in eine Kleidertruhe. Er wollte die Truhe durchsuchen, und die Frau stimmte gleichmütig und unveränderten Gesichtes zu und sagte nur, sie wolle sie selber öffnen, weil sie sich besser darauf verstehe, die Kleider zu behandeln und umzuwenden. Und sie zog einen langen Mantel hervor und breitete ihn aus, und dahinter verbarg sie ihren Buhlen, und dann warf sie den Mantel über ihn, und der Ritter ging tiefbetrübt weg. Nun wurde auch der Buhle entlassen, nicht ohne daß ihm sein Geschenk, ob der ausgestandenen Furcht, vervielfacht worden wäre. Als er aber mit seinem Gefellen geteilt hatte, schwor er, nun werde er nicht mehr hingehen.

Traurig über den Verlust seines Eigentums, noch trauriger aber über den Ehebruch seiner Gattin, plante der Ritter, seinen Gefellen und seine Gattin als Ehebrecher und Ehebrecherin zu verderben. Er stellte ein reiches Mahl an und lud seine vornehmsten Nachbarn und seine Verwandten und Freunde, seine Gattin aber ließ er gefesselt hinter einem Vorhang sitzen. Und als dann sein Gefell trunken war, fragte er, ob er nicht zur Unterhaltung den Tischgenossen erzählen wolle, wieviel Geld er von jener Frau, mit der er die Ehe gebrochen, erhalten habe und unter welchen Umständen. Durch die vielen Bitten und das viele Trinken verleitet, erzählte er die Geschichte. Als ihm aber gegen Schluß der Erzählung vor vielem Lachen die Stimme, wie das oft geschieht, ersticken wollte, hob er, um auszuspülen, den Vorhang, und da sah er jene gebunden und in Qualen. Sofort kam er zur Vernunft, und um alles, was er erzählt hatte, als Lüge und Erfindung hinzuzufügen, schloß er seine Geschichte so: »Und nachdem ich das und andres getan hatte, war es mir, als stünde ich auf einer Brücke aus Glas, und es donnerte fürchterlich, und die Brücke brach unter mir, und ich fiel in einen reißenden Strom, und in entsetzlichem Schrecken erwachte ich aus meinem Traume.« Und so verkehrte er in behender List die Wahrheit

seines Tuns in ausschweifende Dichtung und rettete die Frau, die er schier schon verdorben gehabt hatte. Ins Verderben aber brachte er fast seinen Gefellen, und der wäre auch verdorben gewesen, hätte er nicht eidlich gelobt, er werde aller Mißgunst gegen ihn und allen Grolls auf seine Gattin entlagen.

Die Frau aber gab sich damit nicht zufrieden, sondern erfann nach der Verföhnung neue Pläne des Ehebruchs. Auf ihren Rat kaufte ihr Geliebter das Haus neben dem, wo sie wohnte, und grub einen unterirdischen Gang von dem einen in das andere, so daß er frei hinundhergehen konnte, sooft er wollte. Da ihr aber auch das noch nicht genügte, schlug sie ihm Ehe und Hochzeit vor, und das legte sie ihm so dar: »Mein Herr ist dein Gesell. Sag ihm, aus deiner Heimat sei ein Mädchen gekommen, und die wollest du zur Frau nehmen, und es sei euere Sitte und farazenisches Gesetz, daß eine Frau rechtsgültig nur aus den Händen eines Mannes genommen werden könne, und da du in dieser Stadt keinen Freund habest, so möchtest du sie aus seiner Hand empfangen. Wenn er dann mich sieht, wird er meinen, ich sei seine Frau, und wird stutzig werden. Und er wird in sein Haus hinüberlaufen, um sich zu überzeugen, ob ich es bin, und ich werde früher als er im Schlafgemach sein. Da wird er glauben, er habe sich getäuscht, und wird zu dir zurückkommen, und ich werde schon vor ihm wieder zur Stelle sein, und er wird mich dir vor allen, die dasein werden, zur Gattin geben.« Und so ist es auch geschehen.

DIE VERSCHENKTEN LEBENSJAHRE.

IN EINER STADT, DIE ICH NICHT WOHL NENNEN KANN, haufte einmal ein ehrbarer Mann, der hatte die allerfchönfte Frau zur Gattin und lebte mit ihr in Freuden und Wonnen. Da gefchah es, daß die Frau ohne jegliches Siedtum eines jähen Todes verblieh, und vor Schmerz darob wußte fich der Mann schier nicht zu fallen. Und fo wert hielt er ihren stolzen Leib, fo feft blieb fein Sinn nach ihr, daß er es nimmer leiden wollte, daß fie begraben würde, und ohne vor dem Tod ein Graufen zu tragen, behielt er die tote Frau nicht nur zu Haufe, fondern bot ihr auch, gleich als wäre fie noch lebendig gewesen, zu Tifche und zu Bette alle Zucht.

Die Mär von diefem feltamen Tun fprach fich in der Stadt herum, und auch feine Verwandten und Freunde erfuhren davon, und fie ftraften ihn mit hartem Schelten. Das ließ er fich aber nicht anders anfechten, als daß er alles, was er befaß, verkaufte und zu barem Gelde machte, und er ließ einen schönen Schrein anfertigen, und darein legte er die tote Frau. Und er zog mit ihr, nur noch von einem Knechte begleitet, weg aus feiner Stadt und in eine andere, wo ihn niemand kannte, und dort machte er fich in der Abficht, nimmer heimzukehren, anfällig, er erwarb ein Haus, und das bezog er mit der toten Frau, und fie mußte mit ihm zu Tifche fitzen und zu Bette liegen wie eine Lebende.

In feinem Herzen aber war immerdar der Wunsch, feine Frau möchte doch wieder lebendig werden, und als er einmal nächstens im Bette lag, betete er: »O Herr Gott, könnte ich doch den Tag erleben, daß die Frau wieder lebendig würde und wieder frifch und gefund mit mir zu haufen anhübe!« Und wie er das fo inbrünftig begehrte, fo fandte ihm Gott in feiner Gnade einen Engel, und der fagte zu ihm: »Deine Frau mag wieder lebendig werden, mit dem Geding jedoch: von den Jahren, die du noch zu leben hättest, müßteft du ihr zwanzig geben, und zur Stunde würdest du um zwanzig Jahre älter werden.« Darob war der Mann über alle Maßen froh, und er fagte: »Gern gebe ich ihr die zwanzig Jahre, und gern will ich fie verlieren.« Und fchon war auch die Frau wieder lebendig und, wie vordem, frifch und gefund, er aber war gealtert, und war er bisher vierzig gewesen, fo war er nun fechzig und fein Haar grau

und weiß. Und voller Freude rief er: »Willkommen, Frau! Aus Gottes Gnade bist du genesen!« Und sie sagte: »Wie ist mir? Wie habe ich so lange geschlafen? Das war nicht recht von mir.« Und er sagte: »Nicht so! Mein Herz war traurig, nun ist es wieder froh. Zwei Monde bist du tot gewesen, und nun bist du, da ich dir zwanzig Jahre meines Lebens gab, genesen, die sollst jetzt du leben, und siehe, mein Haar ist grau geworden.« Die Frau, in frischer Jugend prangend, dankte ihm, und so begannen sie von neuem in Freuden zu leben.

Nun geschah es, daß sich vor ihrem Hause ein Tanz begab, und die Frau lugte beim Fenster hinaus, wie das junge Volk der Stadt seine Kurzweil hatte. Da kam ihr die Lust, auch zu tanzen, und sie bat ihren Mann, und er gewährte ihr es gern und hieß seinen Knecht, sie hinauszuführen und ihrer zu achten. Und so ging sie und tanzte fröhlich, und der Mann legte sich ins Fenster und sah zu, und er freute sich ihrer Freude. Und ein junger Mann, ein Gefell mit stolzem Leib, tanzte mit ihr, und sie sah ihm in die Augen, und er fragte sie, ob sie, die doch mit allem Reiz begabt sei, keinen Gatten habe, und sie sagte zu ihm: »Seht den alten Schelm dort im Fenster, das ist mein Mann, und wäre ich seiner ledig, an nichts gewänne ich größere Freude. Mit List hat er mich von meiner Verwandtschaft weg und in die Fremde gebracht, und wer mir von ihm hülf, dem wäre ich hold.« Und so redeten sie noch mehr miteinander, und der Jüngling verhiess ihr, nach ihrem Willen zu tun und sie nach dem Tanze an einen sichern Ort zu führen. Da sagte der Knecht zu ihr: »Frau, wir sollten heimgehen, sonst möchte sich der Herr erzürnen.« Sie aber antwortete ihm: »Ich hab mir einen erlesen, und zu dem gehe ich lieber als zu dem alten unreinen Schelme.« Und der Jüngling nahm sie in seinen Arm und führte sie weg.

Der Knecht lief heim und sagte zu seinem Herrn: »Schaut, Herr, wie dem ist. Euere Frau will zu einem andern, und seht, sie geht mit ihm.« Der arme Mann lief ihr nach, und er rief sie: »Wohin, Frau? Geh her zu mir! Hab ich dir nicht genug der Treuen erwiesen?« Die Frau aber sagte ihm ab, und der, der sie führte, spottete seiner. In seinem Schmerze ging der Mann zu den Stadtgewaltigen und bat sie um Hilfe und klagte und erzählte ihnen den ganzen Handel und heischte Gericht von ihnen. Sie willigten ein und legten den Jüngling und das Weib und auch ihn, jedes für sich allein, ins Gefängnis. Und am Morgen gingen die Weisesten der Stadt zu ihm und fragten ihn, was sich verlaufen, und er berichtete ihnen den ganzen Hergang und wie er für ihr Leben seine Jugend gegeben hatte. Und sie sprachen Recht, die Sache solle er schlichten, und er bat sie, die Leute einen Kreis bilden zu lassen und die Frau in die Mitte

zu stellen und ihn und den Jüngling gleich weit von ihr, und dann wolle er sehen, ob sein Zureden so viel über sie vermögen werde, daß sie von ihrer Unziemlichkeit lasse, wisse ihr aber der Jüngling einen andern Rat zu sagen und wolle sie zu ihm, so solle sie mit ihm ziehen dürfen.

Und die Weifen waren damit einverstanden, und sie taten es dem Weibe und dem Jüngling kund, und denen gefiel das sonderlich, und die Bürger bildeten auf dem Plan einen Kreis, und der Alte und der Junge und das Weib wurden hineingeführt und so, wie der Alte geraten, gestellt. Und dem Alten ward Verlaub gegeben, mit seinem Weibe zu reden und sie zu mahnen, wie er wolle. Und er sagte ihr, sie möge bedenken, daß noch nie ein Mann ersehen worden sei, der solches wie er für sein Weib getan habe: wie er ihren toten Leib gegen den Willen der Seinigen aufbehalten habe und wie er mit ihm in die Fremde gezogen sei und ihn weder Tag noch Nacht von sich gelassen habe, und sie möge bedenken, daß er seine jungen Jahre hingegeben habe, um sie aus der Todespein zu lösen, und er schloß: »Komm wieder in mein Haus, wo ich dir Zucht und Ehre bieten will, und kehre dich ab von solchem Wandel!«

Die Frau aber sah nur den jungen Gefellen an und sagte: »Ich weiß nicht, was er redet, und kenne ihn nicht. Wer hat mir den Schelm aufgeladen? Ich finde mein Genüge an dem Jungen.« Und damit wollte sie auch schon zu diesem laufen, aber man hieß sie warten, bis auch er geredet haben werde, und der Jüngling sagte: »Frau, zu Recht gehört Ihr mir zu, und all mein Gut will ich mit Euch teilen, mit mir fahret Ihr wohl besser als mit dem Greise. Soll Euer stolzer Leib eines alten Mannes sein? Kommt her zu mir, da habt Ihr guten Fug.« Und sie sagte: »Ja, das tu ich gern.«

Da sagte der Alte: »Höre noch mein letztes Wort. Noch einmal mahne ich dich an all die Treue und Liebe, die ich dir nach Kräften getan, willst du aber dennoch von mir weg und zu einem gehen, den du gestern noch nicht kanntest, so geschieht dir schweres Leid, und des mag alles Volk, das hier steht, Zeuge sein. Ich sage es dir vorher: in dem Augenblick, wo du dich von mir kehrst, bist du tot, und dein toter Leib leidet dann viel mehr denn ehemals, ich werde wieder jung und schön werden, und du wirst ein fauliges Madenaas sein. Willst du des Leidens ledig sein, so komm zu mir, und dann lebst du noch, wie der Engel gesagt hat, zwanzig Jahre. Nun wähle, ob Lieb oder Leid, und tu, wozu dich dein Wille treibt.« Und zur Stunde lief sie zu dem Jüngling hin und fiel ihm um den Hals, und schon war sie ein faulender Leichnam. Ihre Frische war Verwefung, ihre Schönheit war Gestank, ihr freveliger Sinn gab ihr den Lohn.

Das Wunder sahen all die vielen Leute, und sie sahen auch, wie dem alten Manne Gnade geschah und ihm seine Jugend wieder ward. Und er dankte Gott für seine Gnade und lobte ihn mit lauter Stimme und bat ihn um Vergebung seiner Sünden. Und fortan besserte er sein Leben. Und er zog zurück in seine Heimat und diente Gott, und er schwor es, niemals mehr einem Weibe zu trauen.

FRAUENHUT.

ES HATTE EINMAL EIN MANN EIN WEIB, DAS durchaus schlecht, streitföchtig und verbuhlt war, und da er es nicht mehr mit ihr aushalten konnte, beschloß er zu St. Jakob von Compostella zu pilgern, um ihr auf eine Weile zu entrinnen. Und da sie zu ihm sagte: »Herr, seht, Ihr verreiset, wem befehlet Ihr mich?«, antwortete er erboßt: »Dem Teufel befehle ich dich!« Und damit schied er.

Kaum aber kam zu der Frau einer ihrer Buhler, so war auch schon der Teufel da in gar erschrecklicher Gestalt, und er fuhr ihn an: »Weiche und sieh zu, daß du dieses Weib nicht berührest, sonst töte ich dich, da mir sie ihr Mann befohlen hat.« Und arg erschrocken entfloh der Buhler. Und so tat es zum andern und zum dritten Male der schlaue Erbfeind, der dann und wann die Erfüllung stört, auf daß das Feuer des bösen Willens desto höher lodre. Und als nach langer Zeit der Mann von seiner Pilgerfahrt heimkam, erschien ihm der Teufel und sagte: »Empfange deine Gattin, wie du sie mir befohlen hast und ich sie mit arger Mühe bewahrt habe. Lieber würde ich zehn wilde Stuten hüten, als ein so durch und durch schlechtes Weib.«

SCHLIMMER ALS DER TEUFEL.

ES WAR EINMAL EIN TEUFEL, DER STELLTE MANCHEN Tag und manches Jahr einem liebenden Paare nach, einem Ritter und seiner Frau, und nie konnte er ihre Eintracht stören. Schließlich ging er zu einem alten Weibe und verhiess ihr ein Paar Schuhe und ein Schock Pfennige, daß sie die zwei Gatten verwirren und Unfrieden unter ihnen stiften solle.

Das alte Weib ging zu der Rittersfrau und sagte zu ihr: »Ach, Frau, ich habe Euch so lieb ob Euerer großen Tugend, daß ich Euere Schande und Euer Leid nicht mehr ertragen kann, lange genug habe ich es, daß Gott erbarm, ertragen.« Und sie machte der guten Frau so große Angst, daß sich die kaum fassen konnte, und das sagte sie ihr und bat sie: »Sag an zur Stunde: was Schande und Leides liegt auf mir?« Und das alte Weib sagte: »Das Herz drückt es mir ab, daß mein Herr, Euer Mann, so schön und gesittet Ihr seid, mit andern Weibern böses Spiel treibt.« »Wie so?« sagte die Frau, »das glaube ich schwerlich.« Sagte das alte Weib: »Ich will es Euch beweisen. Wie Ihr wißt, so reitet er alltäglich mit seinen Hunden und seinem Habicht zu Felde auf die Beize, aber da reitet er ins Dorf zu des Meiers Tochter, und mit der geht er um und liegt bei ihr und übt an Euch Untreue.« Und sie machte es der Frau so schwer, daß die wähnte, alles sei wahr.

Darauf ging das alte Weib zu dem Herrn und sagte, wenn er zu Felde und auf die Beize reite, so habe seine Frau Umgang mit andern Männern, und das sagte sie ihm so offenbarlich, daß er wähnte, es sei wirklich so. Und dann ging sie wieder zu der Frau und sagte: »Frau, wenn Ihr wollt, so will ich Euch lehren, wie Ihr ihm tun müßt, auf daß er keiner Frau mehr nütze werden mag denn Euch, und das kann mit kleinen Dingen geschehen, daß er es nicht gewahr wird, und weder Euch noch ihm soll daraus ein Schade an Leib oder Seele erwachsen, und nie wird er es inne werden.« Die Frau sagte: »So es weder ihm noch mir schadete und er es nicht inne würde, so täte ich es wohl. Habe ich ihn doch so lieb, daß ich ihn, ehe denn er je inne werden sollte, daß ich ihm etwas getan hätte, tun ließe, was er will.« Sagte das alte Weib: »Er wird es nimmer inne werden, wenn Ihr tut, wie ich Euch sage. Ihr nehmet ein neugeschliffenes Schermesser, womit noch nie geföhren ward, und das stecket

Euch in den Busen, und wenn er zu Mittag in Euerm Schoße schläft, so nehmet das Messer aus dem Busen und schneidet ihm wohl sechs Haare von denen ab, die ihm an der Kehle an einer Warze wachsen, und dessen wird er im Schläfe nicht gewahr werden, und die Haare gebt Ihr mir, und ich will damit tun, daß er keiner Frau mehr nütze sein mag denn Euch und es auch nie wird inne werden.« Die Frau sagte: »Das will ich tun«, und sie steckte ein neugeschliffenes Schermesser zu sich.

Nun ging das böse alte Weib zu dem Ritter und sagte: »Herr, Ihr wähnt, ich hätte Euch belogen, als ich Euch gesagt habe, Euere Frau halte es mit andern Männern, nun will ich Euch die Wahrheit selber erfinden lassen. Ihr pflegt allwege mittags in ihrem Schoße zu schlafen. Heute aber hütet Euch, so Euch Euer Leben lieb ist, einzuschlafen, denn sie hat ein neugeschliffenes Schermesser im Busen und will warten, daß Ihr einschlafet, aber dessen müßt Ihr Euch hüten, sonst schneidet sie Euch die Kehle ab, und das braucht Ihr mir nicht zu glauben, sondern sollt es selber erfinden.« Der Herr erschrak, ob er es gleich nicht zu glauben vermochte, und gedachte: »Du willst sehen, ob es Wahrheit oder Lüge ist.«

Und zu Mittag legte er sich seiner Frau in den Schoß, wie er allwege gewohnt war, und stellte sich schlafend und schnarchte laut. Und die Frau glaubte, er schlafe, und zog das Messer aus dem Busen, und mit der andern Hand griff sie ihm an die Kehle und wollte ihm die Haare von der Warze abschneiden. Und der Ritter fuhr auf und packte sie bei der Hand, in der sie das Messer hielt, und brach es ihr aus der Hand, und bevor sie hätte zu Worte kommen können, auf daß sie ihm gesagt hätte, warum sie das getan habe, hatte er sie zu Tode gestochen.

Also hatte das böse alte Weib verrichtet, was der Teufel nie hatte verrichten können. Darum ist ein böses altes Weib schlimmer als der Teufel und noch tausendmal schlimmer, denn der Teufel war den zwei Eheleuten manches Jahr nachgegangen, ohne nach etwas anderm zu trachten, als daß sie übel miteinander lebten, und hatte es doch nicht zuwege bringen können. Und der Teufel fuhr hin und nahm einen Stecken und tat ein Schock Pfennige in ein Tüchlein und hängte es vorne an den Stecken und hängte auch ein Paar Schuhe dran und ging zu dem alten Weibe — daß sie Gott schände! — und sagte: »Nimm dir, was dir verreißen: denn du bist schlechter als ich, und was ich in langer Zeit nicht habe schaffen können, das hast du in kurzer Frist geschafft.«

Darum hüte sich männiglich vor den alten Weibern, die sind allesamt Hexen, habt ihr doch gehört, daß sich ihr der Teufel den Lohn nicht mit der Hand zu bieten getraut hat, so sehr fürchtete er sie. Darum hüte männiglich seines Weibes und seiner Töchter vor ihnen, denn sie verführen sie mit List, derengleichen kein Mann je zu erdenken vermöchte. Es war nie etwas so gut wie das gute Weib, und nie etwas so böse wie ein böses Weib.

LIEBESZAUBER.

EINE EHEFRAU NAHM EINMAL IHRE ZUFLUCHT ZU einer Hexe, und sie verlangte von ihr, daß sie durch Beschwörungen ihren Gatten zwingen, ihr seine Liebe zuzuwenden. Und die Hexe trug ihr auf, ihr etliche Haare aus den Augenbrauen ihres Gatten zu bringen. Als nun ihr Mann mit einigen Gefellen eine Handelsreise in ein fernes Land antrat, bat ihn die Frau: »Ach, lieber Herr, gib mir ein paar Haare aus deinen Brauen, damit ich sie bei mir verwahre zum Gedenken an deine Liebe.« Und der schlaue Mann gab ihr einige Haare von dem aus Fell verfertigten Köcher, den er trug.

Und nachdem er mit seinen Gefellen eine Tagerreise zurückgelegt hatte, kehrten sie in einer Herberge ein, dort hatten sie am Abend ihre Kurzweil mit lustigem Gespräch, als sich auf einmal jener Köcher, den er an einen Nagel in der Wand gehängt hatte, geräuschvoll zu rühren begann. Und sie sagten: »Was ist das?« Der Gatte aber, der erkannte, woran er war, sagte: »Vielleicht will er weglaufen.« Und der Köcher strengte sich noch mehr an und drehte sich um, so daß die Pfeile zu Boden fielen, und sprang hinab und lief bei der Tür hinaus und lief und lief, bis er wieder daheim war. Und so hatte das Weib unverhoffter Weise die Beschämung und die Belcherung, und überdies erhielt sie noch eine tüchtige Tracht Prügel.

DER AFFE DER KÖNIGIN.

DER KÖNIG VON SABA, DER SEINE GEMAHLIN ALLZU sehr liebte, vernahm im Traume eine Stimme, die rief: »Ein Affe schläft bei deinem Weibe.« Da ging er hin, wo seine Gemahlin schlief, und trug Sorge, daß dort keine Affen seien. Wiederum hörte er im Schlafe die Stimme, da ließ er alle Affen in seinem Reiche töten. Und er hörte die Stimme zum dritten und zum vierten Male und dann noch oft, und da erholte er sich Rats bei einem Ritter, der ihm gar getreu war, und der antwortete ihm: »Ist da irgendein Trug der Königin, so wird ihn ein Weib besser entdecken, und ich habe, es ist schon lang her, ein wunderbar kluges adeliges Mägdlein gesehen, und wenn es dir beliebt, so gehe ich und hole sie.« Da sagte der König: »Mir ist's recht.«

Und der Ritter zog aus mit großem Geleite, und als er etwa noch zwei Meilen von dem Schlosse war, wo das Fräulein lebte, traf er auf eine Schar von Rittern und Knappen, sie leisteten einem Manne Gefolgschaft, der hinritt, um jenes Fräulein als Gattin heimzuführen. Der Ritter gefellte sich zu ihnen und begann ein Gespräch mit dem Bräutigam und fragte ihn: »Wie weit ist es noch bis zu dem Schlosse, das unser Ziel ist?« Und dann: »Kürzet uns doch den Weg!« Ärgerlich antwortete der Bräutigam, der ihn für einen Narren ansah: »Schön ist der Weg und kurz, wie könnte ich ihn kürzen?« Wieder sprach der Ritter des Königs und sagte: »Traget mich doch ein Stück Weges, und dann will ich Euch tragen.« Da fügte sich der Bräutigam zu seinen Gefellen und sagte: »Einen guten Narren habe ich gefunden, das und das hat er zu mir gesagt, ich will aber noch mehr von ihm hören.« Und zu ihm zurückgekehrt, begann er ein schönes, großes Getreidefeld, an dem sie vorbeiritten, zu preisen, und der Ritter des Königs fragte ihn, wem es gehöre, er antwortete ihm: »Dem und dem Ritter.« Und auf die weitere Frage: »Ist es schon geerntet?« sagte er: »Bei Gott, Ihr seht doch, das Getreide steht noch in den Halmen, bis zum Schnitt ist noch eine lange Zeit.« Weiter begegneten sie einem Trauerzuge mit der Leiche eines Ritters, die zu Grabe getragen wurde, und da fragte ihn der Ritter des Königs: »Ist der Mann ganz tot?« Und der Bräutigam antwortete, um noch mehr Dummheiten von ihm herauszuziehen: »Wohin zieht Ihr? Woher seid Ihr?« Der Ritter antwortete: »Ich ziehe in den Wald dort, um eine Hindin

zu jagen, die ich gut vor zehn Jahren gesehen habe.« Und der andere: »Bei Gott, ich und viele andere Ritter jagen dort tagtäglich, und Ihr wollt dort eine Hindin finden?« Nun verließ er ihn gleich als einen Narren und begab sich zu seinen Gefellen, und da sie eben an ein Waller gelangt waren, sagte er zu ihnen: »Das ist ein kleiner Fluß, durchreiten wir ihn rasch geschlossenen Auges, und niemand suche erst eine Furt!« So ritten sie denn durch, und viele fielen hinein, so daß sie ertrunken wären, hätte nicht einer dem andern geholfen. Der Ritter aber zog flusßaufwärts und ließ einen Knappen mit der Lanze nach einer Furt suchen, und so kamen sie ohne Fährlichkeit hinüber, und als sie wieder zu den andern stießen, trockneten die ihre Kleider. Und der Bräutigam ging dem Ritter entgegen und fragte ihn: »Wie seid ihr herübergekommen?« Er antwortete: »Auf der Eschenbrücke.« Darob erachtete ihn der Bräutigam, der wußte, daß zwei Meilen weit keine Brücke über den Fluß führte, für einen noch größern Narren.

Der Bräutigam ritt mit seinen Mannen in das Schloß ein, aber der Ritter des Königs trennte sich von ihnen und begab sich in die Vorburg, und dort herbergte er. Es wurde dem Schloßherrn gemeldet, daß sich in der Vorburg Ritter aufhielten, die nicht zu der Hochzeit seiner Tochter gekommen seien, und er schickte an sie einen Knappen mit der Einladung, heraufzukommen. Und der Knappe fand den Ritter, wie er in schöner Gesellschaft seinen Falken fütterte, und er bat ihn im Namen des Schloßherrn hinaufzukommen, aber der Ritter sagte fröhlich: »Ich kann nicht, ich bitte Euch, entschuldiget mich«, und er schenkte ihm den schönen Falken, den er gefüttert hatte. Als der Knappe die Entschuldigung brachte, sagte der Bräutigam zu dem Schloßherrn: »Bei Gott, schicket noch einmal um ihn, denn er ist ein trefflicher Narr.« Und der Schloßherr schickte einen seiner Ritter, aber bei dem entschuldigte sich der fremde Ritter ebenso wie früher und begabte ihn mit einem schönen Rosse. Nun ging der Schloßherr selber und bat dringend, ja forderte und sagte: »Ich werde verbieten, Euch Speise und für Euere Pferde Futter zu verkaufen, kommt doch, laßt es Euch gefallen, hinauf zu der Hochzeit meiner Tochter.« Da ging er mit dem Schloßherrn hinauf, und der setzte ihn oben an den Tisch zu seiner Tochter. Er sprach bei Tische nur wenig und klug.

Und gegen Ende des Mahls, als der Wein allen warm gemacht hatte, wurde der Bräutigam von den andern mit Winken und Zeichen gescholten, daß er ihn für einen Narren gehalten hatte, und er antwortete: »Ihr werdet es ja selber hören.« Und er sagte zu ihm: »Habt Ihr mir nicht gesagt, ich solle Euch den Weg kürzen, und ich solle Euch tragen und Ihr würdet mich tragen?« Und der Ritter des Königs antwortete, indem er zu dem Fräulein sagte: »Ich

bitte Euch, antwortet für mich.« Und sie sagte: »Wenn zwei Ritter reiten, und einer erzählt ein hübsches Märlein, so sagt man, der eine Gefell trage den andern und kürze ihm den Weg.« — »Wahrhaftig,« sagte der Ritter des Königs, »das war meine Meinung«, und alle sagten: »Das ist kein Narr.« Und der Bräutigam fuhr fort: »Habt Ihr mich nicht gefragt, ob jenes Feld, das noch in den Halmen steht, schon geerntet sei?« Zum zweitenmal bat der Ritter das Fräulein, für ihn zu antworten, und sie sagte: »Wenn ein verschwenderischer Ritter mit viel Schuldverpflichtungen schöne Felder hat, so sagt man, auch wenn sie noch in den Halmen stehen, sie seien schon geerntet.« Nun sagte der Bräutigam: »Dann sind wir einem Leichenzuge begegnet — derundder wackere Ritter wurde nämlich zu Grabe getragen —, und da habt Ihr mich gefragt, ob er ganz tot sei.« Wieder bat der Ritter das Fräulein, an seiner Statt zu antworten, und sie sagte: »Wenn ein guter Mensch stirbt, und er läßt einen guten Erben zurück, dann sagen wir: Er ist nicht ganz tot.« Und wieder sagte der Bräutigam: »Er hat mir gesagt, er habe denunden Fluß auf der Eschenbrücke übersetzt, und Ihr wißt doch, daß dort weit und breit keine Brücke ist.« Das Fräulein sagte: »Vielleicht hat er mit einer Eschenlanze eine Furt gesucht.« Und alle bewunderten die Klugheit des Fräuleins und entschuldigden den Ritter des Vorwurfs der Narrheit. Und wütend darüber, sagte der Bräutigam: »Eine Narrheit habe ich vergessen, die die ganze Welt nicht erklären könnte. Er hat mir gesagt, er komme hierher, um eine Hindin zu jagen, die er in jenem Walde vor gut zehn Jahren gesehen habe.« Da sagte der Ritter des Königs zu dem Fräulein: »Jetzt werdet nicht Ihr antworten, sondern ich: die Hindin seid Ihr.« Und er zog die Briefe mit des Königs Siegel hervor und übergab sie dem Schloßherrn und sagte zu ihm: »Der König befiehlt Euch, Euere Tochter zu ihm zu bringen.« Und zu dem Bräutigam sagte er: »Einem bessern Gatten wird sie gegeben werden, als Ihr seid.«

Vater und Tochter erschienen vor dem Könige, und der enthüllte dem Fräulein sein Geheimnis, wie er sooft die Stimme gehört habe: »Ein Affe schläft bei deinem Weibe.« Das Fräulein antwortete: »Laßt mich eine Zeitlang bei der Königin weilen.« Und das geschah, und am dritten Tage kam sie zu dem Könige und sagte zu ihm: »Ich habe gefunden, was Ihr heisset. Laßt morgen in Euerm Palaste ein Spiel anstellen, und alle Fräulein der Königin sollen dasein und auch sie selber.« Und der König tat, wie sie gesagt. Und das kluge Fräulein erhob sich vor dem Könige und vor allen, die da waren, und stimmte ein Tanzlied an, und dann sagte sie: »Herr König, allein kann ich nicht vor Euch tanzen, gebt mir dieses Fräulein der Königin zur Gesellin.« Die Königin widersprach und schalt dieses Fräulein eine schlechte Tänzerin, aber der König

bestand darauf. Und als sie, Hand in Hand, im Reigen hinundwiderfchreitend, fangen, sagte das Fräulein: »Mit den Mänteln können wir nicht tanzen«, und sie legten sie ab. Und wieder schlangen sie den Reigen, und das Mägdlein sagte: »Legen wir auch die Oberkleider ab.« Und sie taten es, und nun waren sie in vornehmen Pelzschauben und fangen. Und schließlich sagte sie: »Auch die Schauben müssen wir ausziehen.« Die Königin wollte Einspruch erheben, aber der König erzwang es, daß auch das geschah, und nun trugen sie nur noch die Hemden. Und da zerriß das Fräulein mit einem jähen Riß an der Naht ihrer Gefellin das Hemd bis herab zu den Füßen, und allen ward offenbar, daß sie ein Mann war. Und das Fräulein sagte: »Herr König, das ist der Affe, der bei deiner Frau schlief.«

Auf der Stelle hielt der König Gericht über das ehebredherische Paar, und das Fräulein, deren Klugheit er also erkannt hatte, nahm er zur Gemahlin. Und sie empfing von ihm, und das Kind lehrte und erzog sie in Frömmigkeit. Und sie war, nach dem Tode ihres Gatten, jene Königin, die zu Salomo kam, um seine Weisheit zu hören.

SALOMOS UNTREUE GEMAHLIN.

SALOMO LIEBTE SEINE AETHIOPISCHE GATTIN SEHR, und um ihretwillen verachtete er Gott und wandte sich ab von ihm und opferte den Götzen, denen sie anhing¹⁾. Da geschah es, daß einmal ein heidnischer Nachbarkönig als Gastfreund zu ihm kam, und der lag ehebrecherischer Weise bei seiner Gattin, und er traf mit ihr die Abrede, daß er sie Salomo entführen werde. Markolf, der Hofgänger, der hinter die Schlechtigkeit der Königin gekommen war, tat davon Salomo Meldung, dieser aber, der ihm nicht glaubte, erboste sich wider ihn und überhäufte ihn mit Schmähungen. Da sagte Markolf: »Duglaubst mir nicht? Wahrhaftig, Wunderdinge wirfst du zum Kummer deines Herzens sehen und hören.« Und die Königin stellte sich, gemäß der Abrede mit dem Heidenkönig, krank und schließlich gar tot. Und Markolf, der um ihre Arglist wußte, sagte zu Salomo: »Einem Weibe darf man gar nichts glauben, sie ist nicht krank, sondern gesund, sie ist nicht tot, sondern lebendig.« Und von neuem erbost, sagte Salomo: »Du lügst, elender Schurke!« — »Nein, ich lüge nicht, und ich werde dir die Wahrheit beweisen.« — »Wie willst du sie beweisen?« — »Man gebe mir Blei.« Und er nahm das Blei und schmelzte es im Feuer, so daß es flüssig wurde, und dann goß er es der Königin auf die Hand, und das Blei brannte ihr sie durch und durch. Sie aber zuckte nicht einmal, gleich als fühlte sie den Schmerz nicht. Und Markolf sagte: »Ich will es dir doch beweisen, und du wirst es sehen, aber eine Weile mußt du warten.«

Und als die Königin in das Grab gelegt wurde, machten ihre Kämmerlinge, wie ihnen befohlen worden war, eine Öffnung, auf daß sie Luft habe. Und um die Dämmerungstunde ging Markolf insgeheim zu König Salomo, der sich in tiefer Betrübniß über den Tod seiner Gattin noch vor Sonnenuntergang in sein Gemach zurückgezogen hatte, und sagte zu ihm: »Steh auf, und du wirst sehen, daß deine Gemahlin lebt, ich will dir die Wahrheit beweisen.« Und sie gingen selbender zu dem Grabe, und Markolf stieg hinauf und begann wie ein Stier zu brüllen und mit Händen und Füßen die Erde zu scharren. Die Königin aber im Grabe, die wirklich meinte, ein Stier sei da, sagte: »Pft«, und das hörte der König. Und Markolf sagte: »Nun, ist es nicht wahr,

¹⁾ 1 Könige 11.

was ich dir sagte?« Salomo sagte: »Du lügst, Schurke! Der Teufel verführt dich und schier auch mich.« Und Markolf: »Morgen wirst du deine Wunder erleben und wirst glauben, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Komm in der Frühe her zu dem Grabe, und du wirst sie nicht mehr finden.«

Und es geschah in der Nacht, daß jener Heidenkönig kam und sie entführte. Und am Morgen ging Salomo zu dem Grabe, und das war leer. Und mit argem Schmerze und harter Klage kehrte er in sein Gemach zurück, und bitterlich weinend sagte er: »Wer wird mich aus meinen Nöten lösen? Weh mir Elendem!« Und er beschied Markolf zu sich und sagte zu ihm: »Es tut mir leid, daß ich deiner wahren Rede nicht geglaubt habe. Nun aber bitte ich dich: reiß mir das Herz aus dem Leibe, auf daß die Trübsal gestillt werde, sonst wüßte ich nicht, wie du mir helfen könntest.« Markolf aber sagte: »Wenn du mir gibst, was ich will, so sollst du deine Gattin wiederbekommen.« — »Nimm dir, was du willst.« — »Ich will, daß drei Scharen Ritter mit mir reiten, eine in Schwarz, eine in Rot und die dritte in Weiß.« — »Nimm sie.« — »Und weiter brauche ich Geld, um Händlergut zu kaufen.« Auch das gewährte Salomo.

Markolf nahm das Geld und kaufte Waren, wie sie der Königin anstehen mochten, und mit diesen Waren und mit den drei Ritterscharen zog er insgeheim in das Land jenes Königs, und er hielt mit ihnen vor der Stadt, wo der König mit der Königin weilte. Und die Ritter verbarg er vor der Stadt, und er sagte zu ihnen: »Ich weiß, in dieser Stadt werde ich gefangen werden und dem Tode nicht entgehen können, aber ich will den König bitten, daß er mir noch dreimal ins Horn zu stoßen erlaube, und blase ich zum ersten Male, so soll auf diesen Schall hin die schwarze Schar heransprengen, und zum zweiten Male die rote, aber schneller, und zum dritten Male die weiße mit der größten Kraft und Schnelligkeit.« Dies gesagt, ging Markolf in die Stadt.

Am Morgen stellte er sich an das Tor des Tempels, wo der König und die Königin ihren Götzen opferten, und legte seinen Kram aus, er hatte sich aber eine Judenhaut angezogen. Und als der König und die Königin aus dem Tempel kamen, sah die Königin unter dem Kram etliche Dinge, die sie gebrauchen konnte, und da hielt sie den König an und bat ihn, ihr etwas Schönes zu kaufen. Und sie trat zu Markolf hin, und als sie die Sachen betrachtete, wollte sie ein Stück, das ihr besonders gefiel, in die Hand nehmen. Markolf aber sagte: »Königin, berühre die Sachen nicht mit den Handschuhen, die schmutzig sind, nimm sie in die bloße Hand.« Und die Königin zog den Handschuh ab, und da sah Markolf das Loch in ihrer Hand, und nun war er sicher, daß sie die Gemahlin Salomos war, aber in diesem Augenblicke erkannte auch sie ihn unter der Judenhaut, und sie warf sich vor dem Könige nieder und bat ihn,

den Krämer auf der Stelle hinrichten zu lassen: »und tuft du das nicht ungesäumt, so wird dir und mir viel Leides erwachsen.«

So wurde denn Markolf auf Befehl des Königs gegriffen und zur Richtstätte geführt. Und der König sagte zu ihm: »Wähle dir die Todesart, das Leben hast du unter allen Umständen verwirkt.« Und Markolf sagte: »Ich bitte, daß man mich henke, aber an einem neuen Galgen.« Und als sie den Galgen aufstellten, sagte Markolf: »Tu du mit mir, wie es dir gebühren würde, denn auch ich bin von königlichem Geschlechte, und Könige dürfen rechtens nur an einem vergoldeten Galgen gehenkt werden.« Und der König befahl, den Galgen zu vergolden. Und als er dann zu dem Galgen geführt wurde, bat er noch den König um seines Seelenheils willen, ihn dreimal in sein Horn stoßen zu lassen, und das Horn war klein, aber von lautem Schalle, und auch diese Bitte gewährte der König.

Und auf der ersten Sprosse der Leiter blies er zum ersten Male, und siehe: lärmend brach die schwarze Schar aus dem Walde hervor. Da fragte ihn der König, was das bedeute, und er sagte: »Die Teufel kommen meine Seele holen.« Die Königin aber sagte hastig: »Was Leides bereitest du dir da? Warum henkst du ihn nicht rascher?« Und auf der zweiten Sprosse blies Markolf wieder, und da brach die rote Schar in schnellem Ritze hervor. Und auf die Frage des Königs, was das bedeute, sagte Markolf: »Das höllische Feuer kommt mich verbrennen, weil ich ein arger Sünder bin.« Und bei dem dritten Hornstoß auf der dritten Sprosse sprengte die weiße Schar mit verhängten Zügeln hervor, und Markolf antwortete auf des Königs Frage: »Gott hat sich meiner erbarmt und seine Engel geschickt, auf daß sie mich den Teufeln bestreiten.« Und das alles erklärte er dem Könige nur, damit die Ritterscharen Zeit hätten, heranzukommen und ihn zu befreien.

Und die Scharen kamen und griffen den König und henkten ihn an den Galgen und lösten Markolf die Bande. Und Markolf packte die Königin und schnitt ihr Nase und Lippen ab, und so brachte er sie vor König Salomo, und dieser erhob ihn zu hohen Ehren.

SPÄTE RACHE.

ES WAR EINMAL EINE GROSSE HERRIN, UND ALS SIE, da ihr Gemahl starb, Witwe geworden war, wurde sie von vielen zur Ehe begehrt, und unter diesen war einer, der war schön vor den andern, aber arm, ansonsten wacker im Herzen und wohlberufen im Waffenhandwerk. Und der ließ nicht nach mit seinem Werben, auf daß er ihren Sinn wende, denn im Herzen war sie ihm hold, und nur seine Armut mißfiel ihr, und endlich sagte sie zu ihm: »Liebster, ich, eine solche Herrin, wie sollte ich dich nehmen, da du so arm und gering bist? Nicht dein Wesen, sondern deine Armut behagt mir nicht, hättest du Geld und Gülden, so nähme ich dich gern.«

Dies gehört, schied der Ritter, und er legte sich hinter einen offenen Weg, wo die Kaufleute zu ziehen pflegten; und als ein Kaufmann mit reichem Gut vorbeikam, so erschlug er ihn und nahm all seine Habe. Derart mit einem Male reich und aus einem kleinen Ritter ein großer Herr geworden, ging er wieder zu der Herrin, und er wies ihr seine Reichtümer und bat sie, ihn mit ihrer Hand zu begnaden. Gar erstaunt über die so plötzlich erworbenen Reichtümer, fragte sie ihn, wie er so plötzlich dazu gekommen sei, und wollte ihm keine Ruhe geben, bis er ihr die Wahrheit eröffnet hätte. Und die Liebe zu der Herrin, der er in nichts zuwider sein wollte, war so mächtig in ihm, daß er die Wahrheit gestand. Nun sagte sie, wenn er sie haben wolle, so müsse er dort hingehen, wo der Tote liege, und bei ihm eine Nacht wachend verbringen. Das tat er, und er wachte mit angestregten Sinnen, und mitten in der stillen Nacht setzte sich der Tote auf und betete, die Hände gen Himmel breitend, also zu dem Herrgott: »Herr, der du ein gerechter Richter bist, du weißt, wie ungerecht ich getötet worden bin. So es dein Wille ist, laß mir Gerechtigkeit werden!« Und von oben herab kam eine Stimme: »Heute über dreißig Jahre wirst du gerächt werden.« Und der Tote sank wieder zu Boden.

Und der Ritter kehrte zu der Herrin zurück und berichtete ihr, was er gesehen und gehört hatte. Die Herrin aber dachte, bis zu der vorbestimmten Zeit werde er der Buße ein Genüge tun, und so vermählte sie sich mit ihm. Und von Tag zu Tag nahmen sie zu an Reichtum und weltlicher Ehre, und eine treffliche Nachkommenschaft ward ihnen, und durch Vermählungen ver-

banden sie sich ihren edelsten Nachbarn. Und wie die Jahre so eines ums andere verstrichen, forderte die Herrin zu oft Malen ihren Gatten auf, Buße zu tun, er aber, durch die Ehren der Welt verblindet, schob es von Tag zu Tag auf, bis schließlich, indem ein Jahr nach dem andern vorüberging, das dreißigste herangekommen war.

Und als der für die Rache vorbestimmte Tag bevorstand, traf der Ritter in einem seiner Schlösser große Zurüstungen und lud alle seine Freunde zu einem Mahle an jenem Tage, und als sie alle zu dem Mahle zusammengekommen waren, stellte er fest, daß niemand da war, den er hätte zu fürchten brauchen. Und so saßen sie allesamt zu Tische nieder und verbrachten den Tag in Freuden. Da kam ein Spielmann ans Tor und heischte, wie üblich, Einlaß, und der Pförtner meldete es seinem Herrn, da er sonst niemand einzulassen wagte, und der ließ den Spielmann kommen. Und als der Spielmann nach einer Weile, um seine Kunst zu zeigen, die Fiedel stimmte, ging einer hin und bestrich ihm Scherzes halber die Fäden oder Haare des Bogens mit Speck oder einem andern Schmer, und als er dann mit dem Bogen über die Saiten strich, gaben sie, weil das Fett den Klang erstickte, keinen Ton. Was hätte er tun sollen? Nicht wenig beschämt, packte er seine Fiedel ein und schied und ging seiner Wege.

Er war schon eine Weile dahingewandert, als er merkte, daß er einen seiner Handschuhe verloren hatte, und so ging er zurück, woher er gekommen war. Und als er dort anlangte, war anstatt des Schlosses ebener Boden, und in der Mitte war ein Springquell, und neben dem Quell lag sein Handschuh, und das Schloß war mit Mann und Maus in der Erde versunken.

DAS FRÄULEIN VON ST. GILLES.

WIE IN EINER GESCHICHTE DER KÖNIGE VON FRANKREICH zu lesen ist, war einmal ein Graf in Piktenland oder Poitiers, und der hatte von seiner trefflichen, adeligen Gemahlin, die schon verstorben war, einen Sohn und eine Tochter. Als er nun einmal die Schönheit seiner Tochter betrachtete, stiegen böse Wünsche in ihm auf, und er setzte ihr hart zu mit Liebkolungen und Drohungen; sie aber, gefestigt in Keuschheit und Reinheit, widerstand, gleich als ein Mann, seiner Bosheit und schrie, da er auf seinem frevelhaften Voratz beharrte, weidlich.

Ihr Bruder weilte in Bologna, wohin er gezogen war, um der Wissenschaft obzuliegen, und so rief sie, da sie sonst niemand hatte, dem sie völlig hätte vertrauen können, ihre Amme und tat ihr das traurige Geheimnis kund. Ebenso betroffen über die Bosheit des Vaters wie über die Standhaftigkeit des Mägdleins, riet ihr die Amme, dieser Gelegenheit der Sünde zu entfliehen, und so gingen sie des Nachts, nicht ohne Kleinode und Geld mitgenommen zu haben, auf und davon. Sie gelangten schließlich nach St. Gilles, und da ihnen schon das Geld zu mangeln begann, so gingen sie zu der Gräfin von St. Gilles und baten sie um des Lebens Notdurft. Ob der Schönheit und Unschuld, die aus dem Antlitz des Fräuleins strahlte, nahm sie sich ihrer, gleich als einer Tochter, an, und die Amme behielt sie ihr zur Gesellschaft, und das Fräulein ließ nicht ab, Gott und die heilige Jungfrau um Bewahrung ihrer Keuschheit zu bitten.

Nun wurde bei dem Grafen von St. Gilles der Königssohn von Arelat oder Burgund erzogen, und als der ihre adelige Ehrbarkeit sah, verliebte er sich von Herzen in sie. Ihm aber wollte seine Mutter, die Königin von Arelat, die auf einem Schlosse in der Nähe wohnte, die Tochter des Königs von Frankreich vermählen, da befohlen er sie, nie werde er eine andere zur Gattin nehmen als Margarete, das Fräulein von St. Gilles. Es verflammelte sich die gesamte Blutsfreundschaft, aber all ihren Bitten gelang es nicht, seinen Sinn zu brechen, und so wurde schließlich das Fräulein entboten und ihm vermählt, und das war der Beginn einer tödlichen Feindschaft der Königin von Arelat wider ihre Schwur.

Der Königssohn ging ein zu ihr, und sie empfing, und als der Tag ihrer Entbindung nahe war, mußte er als neuer König von Arelat in einen Strauß

ziehen, und das war ihm gar hart. In dem vollen Vertrauen, das er in die Gräfin von St. Gilles setzte, die ihn erzogen hatte, befahl er ihr seine schwangere Gattin innig und bat sie, ihm sofort nach der Geburt Nachricht zu geben und ihm alles, was sich dabei verlaufen werde, anzuzeigen. Er schied, und seine Gattin genas eines wunderschönen Knäbleins, sofort fertigte der Graf von St. Gilles einen Eilboten ab, um dem Könige das freudige Ereignis zu künden. Der Bote aber, der sich auf seinem Ritze, eines Lohnes begierig, bei der Königin verweilte, wurde von ihr grausam getäuscht, denn in einem falschen Briefe schrieb sie, als wäre sie der Graf von St. Gilles, die Gattin des Königs habe einen Knaben mit einem Hundskopf geboren. Wie betrüblich auch diese Botschaft war, liebte doch der König seine Gattin so mächtig, daß er schriftlich befahl, Mutter und Kind trefflich zu nähren und zu hüten. Auf dem Heimwege besuchte der Bote wieder die alte Königin, wieder machte sie ihn trunken, entwendete ihm das Schreiben und steckte an seiner Statt ein andres dieses Inhalts in die Hülse: Der König soundso grüßt den Grafen soundso. Da wir sichere Kenntnis haben von der Niedrigkeit und Schlechtigkeit unserer Gattin, befehlen wir dir bei der Strafe des Verlustes unserer Liebe, Mutter und Kind zu töten, auf daß ich nach meiner Rückkehr ein edles, schönes Fräulein in Ehren heimführen kann.

Als der Graf den Brief las, kamen ihm, dem harten Ritter, die Tränen, trotzdem aber eröffnete er der noch im Wochenbette liegenden Herrin den erhaltenen Auftrag und hieß sie, aufzustehen und sich in die Hände der Mörder zu geben. Sie erhob sich, fiel auf die Knie und rief Gott an: »Herr, der du Keuschheit und Wahrheit liebst, bewahre mich vor jeglicher Sünde und vor diesem Leid!« Und in der Nacht führten sie die Henker samt ihrem Söhnlein hinaus in den Wald, um sie zu töten. Als sie aber den Knaben genommen und die Schwerter gezogen hatten und ihn abschlachten wollten, begann er zu lächeln. Darob überkam sie Mitleid, und sie sagten untereinander: »Bringen wir nur die Mutter um und schonen wir des Sohnes, so wird er durch Hunger zugrunde gehen, denn eine andere Säugamme können wir ihm nicht geben.« Beide aber zu töten, trugen sie Scheu, und so sagten sie zu der Mutter: »Wolltest du fliehen und in ferne Lande ziehen, wo man dich nicht kennt, so würden wir dir um des Knaben willen das Leben schenken.« Sie dankte ihnen und segnete sie und ging mit dem Knaben.

Und sie bettelte sich durch die Fremde, bis sie endlich nach Bologna gelangte, wohin einst ihr Bruder um der Wissenschaft willen gereist war, nun war er dort zum Bischof verordnet worden, und sie empfing von ihm, der tagtäglich für die Pilger sorgte, Almosen. Einem Geistlichen in seinem Gefolge fielen ihre Schönheit und des Knäbleins Lieblichkeit auf, und so bat er den Bischof, das junge

Weib in dem Hause einer vornehmen Frau unterzubringen, damit sie nicht, in der Welt umherstreichend, andern zum Ärgernis werde. Dieser Bitte schenkte der Bischof Gehör und wies ihr reichlichen Unterhalt an.

Unterdessen war der König aus dem Felde heimgekehrt und forderte von dem Grafen von St. Gilles Gattin und Sohn. Verwundert wies dieser den Brief vor, der den Tod beider befahl. Der Bote wurde gerufen und über seine Reise befragt, da wurde denn befunden, daß die Mutter des Königs den Brief gefälscht hatte. Die Henker wurden gerufen, und alles weinte bitterlich, und der König fragte sie um die Begräbnisstätte der Gattin und des Sohnes, von denen er sich nimmer trennen wollte. Die Henker führten ihn in den Wald, weil sie aber nun die Wahrheit nicht mehr verhehlen konnten, gestanden sie, wie sie des Knaben aus Mitleid gefchont hätten und der Mutter mit ihm. Da zog Freude ein in das Herz des Königs, und er schwor, sein Reich nicht wieder zu betreten, bevor er sichere Nachrichten von ihnen in Erfahrung gebracht haben werde, und nachdem er die königlichen Gewänder an die Armen verteilt und niedrige Kleidung angelegt hatte, machte er sich auf den Weg. Almosen heischend, forschte er allenthalben nach seinen Lieben, indem er die Gattin nach deutlichen Zeichen beschrieb. Von andern Bettlern gewann er Kenntnis, welchen Weg sie genommen hatten, und so folgte er ihren Spuren, die ihn nach Bologna führten.

Eines Tages empfing auch er das Almosen des Bischofs, weil aber an ihm weder Siedtum noch sonst ein Zwang wahrzunehmen war, sondern nur die Demut, womit er dieses Almosen empfing, rief ihn der Bischof in sein Gemach und befragte ihn nach der Ursache seines Wanderns. Da er nun der Reihe nach alles, was sich zugetragen, erzählte, erriet der Bischof, daß die Frau, für die er mildtätig sorgte, seine Gattin war. Dem Könige sagte er nichts davon, aber die junge Frau beschied er samt der Herrin, bei der sie weilte, zu sich und befragte sie um ihre Abkunft und ihre Verhältnisse, so fand er, daß sie seine Schwester war und die Gattin des Königs von Burgund. Und ihn und sie lud er für den nächsten Tag zu einem Mahle; bevor man aber zu Tische ging, ließ er Mutter und Sohn in königliche Gewänder kleiden, und als alles versammelt war, führte er sie samt ihrem Knaben dem Gemahle zu. Jubelnd fiel ihr der um den Hals, um sie zu küssen, und war nicht zu lösen aus der Umarmung der Gattin. Da rief der Bischof weinend: »Liebster, laß sie auch mir ein wenig, ich bin doch ihr lieblicher Bruder, der Grafensohn von Piktenland!«

Und er gab seiner Schwester die Graffschaft Piktenland, in der er seinem Vater gefolgt war, und entließ sie alle drei in Freuden mit großem Geleite in ihr Reich.

DER WAHRHAFT E KNECHT.

ES WARE EINMAL EIN EDLER, MÄCHTIGER, REICHER König, dem waren viel Fürsten, Grafen, Barone, Ritter und Mannen untertan und viele Völker verschiedener Länder und Stämme und verschiedener Sprachen, und er hatte Schätze von Silber und Gold und unermeßliche Reichtümer, dazu unzählige Herden von Rindern und Kleinvieh. Das wunderbarste aber von seinem ganzen Besitztum war ein Stier mit goldenem Gehörn, und den hütete samt viel andern Rindern ein Hirt, Maurus mit Namen, der die Wahrheit so sehr liebte, daß er niemals log, und es war niemand da, der hätte lügen können, Maurus habe je gelogen, deshalb hielt ihn der König gar lieb und wert. Auch hatte der König in einer Stadt einen Statthalter, einen nichts-würdigen Menschen und so voller Bosheit, daß er nie froh war, außer wenn er den König gegen irgendeinen seines Gefindes aufgebracht hatte.

Als nun der König einmal mit diesem Statthalter saß, sprach er auch von Maurus und sagte dabei: »Nie hast du einen so wahrhaften, so treuen Mann gesehen wie Maurus, der meinen Stier mit den goldenen Hörnern hütet.« Da antwortete der Statthalter: »Du sagst, o König, dein Hirte Maurus sei so wahrhaft, daß er nimmer lüge, aber wenn du eine deiner Städte einsetzen wolltest, so möchte ich dagegen meinen Kopf wetten, daß ich deinen Maurus, den du gar so sehr lobst, dazu bringe, dir ins Gesicht zu lügen.« Und der König ging diese Wette ein, daß der Statthalter, wenn er es vermöge, Maurus vor ihm Lügen zu strafen, die und die Stadt haben solle, gelinge es ihm aber nicht, dann habe er seinen Kopf verwirkt. Und der König bestimmte einen Tag, für den er Maurus bescheiden werde, und hieß den Statthalter, gleicherweise zur Stelle zu sein, auf daß er sein Haupt löse.

Der Statthalter ging weg und nach Hause und begann bekümmert zu überlegen, daß er eine törichte Wette eingegangen wäre, wenn er verlöre, traurig und betrübt kam er heim, und als ihn seine Frau fragte, was er habe, erzählte er ihr alles, was sich zugetragen hatte. Sie aber sagte: »Sei nur heiter und guten Mutes, ich will dich völlig lösen und werde Maurus zu etwas verleiten, was er nicht um sein Leben dem Könige einzugehen wagen wird.« »Oh,« sagte er, »brächtest du dies zuwege, so wäre ich selig, dann behielte ich

nicht nur meinen Kopf, sondern ich und du wären auch reiche Leute, und darum tu rasch, was du gelagst hast.«

Und das Weib, dieser künftige Teufelsbraten, machte sich auf den Weg zu Maurus, und als der sie sah, verwunderte er sich, warum eine so große Dame zu ihm komme. Und sie traf ihn in einem Walde, wie er des Königs Vieh weidete und den Stier mit den goldenen Hörnern hütete, sie grüßte ihn freundlich und setzte sich nieder. Warum viel Worte machen? Sofort umfing sie ihn, küßte ihn, herzte ihn frechen Antlitzes, verstrickte ihn durch mancherlei Rede und verführte ihn durch die Schmeicheleien ihrer Lippen, um mit ihr die Luft zu büßen, folgte er ihr wie ein mutwilliges Lämmchen, wie ein Ochs, der zur Schlachtbank geführt wird, ohne eine Ahnung, daß er in Fesseln geschlagen werden sollte, bis ihm ein Pfeil die Leber durchbohren werde, wie der Vogel ins Netz flattert¹⁾. Und als sie ihn trunken gemacht hatte mit ihren Brüsten und er der ersehnten Umarmungen genossen hatte²⁾, sagte sie: »Wenn du mir nicht für den Genuß der Begattung die goldenen Hörner gibst, die der Stier deines Herrn trägt, so werde ich dich bei meinem Herrn anklagen, und er wird dir nachstellen, bis du getilgt bist aus dem Buche der Lebenden³⁾.« Durch diese Worte arg erschreckt, bot ihr Maurus viel andres an, versprach ihr alles Mögliche und gelobte ihr zu geben, was immer sie wolle, nur die Hörner des Stiers sollte sie nicht verlangen. Sie aber wies alles zurück um der Hörner willen, bis Maurus, der den Statthalter mehr fürchtete als den König, seinen Knüttel packte, dem Stier die Hörner abschlug und sie der Elenden übergab. Sie kehrte heim und zeigte die Hörner ihrem Gatten und behauptete, Maurus werde auf die Frage des Königs nach dem Verbleib der Hörner die Wahrheit nicht eingestehen. Heiter und als wäre er aus einem schweren Schlafe erwacht⁴⁾, beging der Statthalter diesen Tag in festlicher Freude, und den von dem Könige bestimmten erwartete er nun getroffen.

Als aber jener Tag nahte, ließ der König alle seine Fürsten, Ritter und Mannen kommen, auf daß sie der Entscheidung anwohnten und gleichermaßen vernähmen, wer von ihnen beiden, er oder sein Statthalter, als Sieger hervorgehe. Und sie kamen allesamt und saßen in der Königshalle nach ihrem Range nieder, und auch der Statthalter war da, froh und vergnügt und durchaus der Überzeugung, er werde seinen Kopf behalten und die Stadt gewinnen. Und auf Befehl des Königs liefen die Läufer, einer schneller als der andre, um Maurus vor den König und dessen Fürsten zu bescheiden, auf daß er Rechenschaft ablege über seine Wirtschaft⁵⁾. Als sie hinkamen und den Befehl des Königs ausrichteten,

¹⁾ Sprüche 7, 13 und 21 – 23. ²⁾ Sprüche 7, 18. ³⁾ Psalm 68, 29. ⁴⁾ Genesis 45, 26.

⁵⁾ Lukas 16, 2.

machte sich Maurus, das Herz voller Furcht, unverzüglich auf, um vor das Antlitz des Königs zu treten. Aber noch auf dem Wege fing er nachzudenken an und sich zu erinnern, wie töricht er getan habe und wohin er nun gehe und daß es jetzt gelte, vor dem Könige und seinen Fürsten Rechenschaft abzulegen über die Herde, die er so lang gehütet, und sonderlich über den Stier, dessen goldene Hörner er weggegeben hatte, und da blieb er stehen und sagte bei sich selber: »Ich will nicht weitergehen, als bis ich versucht und gefunden habe, was und wie ich dem Könige ungefährdet antworten kann.« Und er stieß seinen Stock in die Erde, daß er feststand, nahm seinen Hut vom Kopfe und setzte ihn dem Stocke auf und sagte: »Du bist jetzt der König.« Dann ging er auf die Weite eines Steinwurfs zurück, schritt wieder vor bis zu dem Stock am Wege, den er an des Königs Statt gesetzt hatte, beugte seine Knie und huldigte ihm: »Sei begrüßt, o König! Sei begrüßt, o König!« Und für den Stock antwortend, sagte er zu sich: »Sei begrüßt, Maurus, du guter, treuer, kluger Knecht! Wie geht es meinen Rindern?« — »Sehr gut!« — Und wie meinem Stiere mit den goldenen Hörnern?« — »Nicht so, wie ich es wollte oder wie es mir taugte.« — »Wieso denn?« — »Vor etlichen Tagen hat er sich von der Herde entfernt, und da ist ein Rudel Wölfe gekommen, und die haben ihn erwürgt und gefressen.« Und wieder antwortete er für den Stock: »Schlecht hast du meinen Stier gehütet, aber gib mir seine Hörner, die haben ja die Wölfe nicht gefressen.« Da bedachte Maurus bei sich: »Sage ich, die Wölfe hätten ihn gefressen, so wird er die Hörner verlangen, da würde ich mich also um den Kopf reden.« Und so ging er wieder einen Steinwurf weit zurück, ging wieder vor zu dem Stocke und huldigte ihm grüßend gleich als dem Könige, und nun gebrauchte er keinerlei lügenhafte Ausflüchte mehr, sondern bekannte vor dem Stocke, gleich als stünde er vor dem Könige, alles, was er getan, und wie er die goldenen Hörner der Gattin des verruchten Statthalters als Schandlohn gegeben hatte, und er fuhr fort: »Besser ist es, ich sage vor dem Könige die Wahrheit, als daß ich eine Lüge erlänne und, auf ihr erpapt, ein schmähhches Ende nähme. So will ich denn die Wahrheit reden und nicht lügen, meine Kehle wird nach Wahrheit trachten¹⁾, und aus meinem Schlunde soll nicht Torheit schreien²⁾.« Und er nahm den Hut, setzte sich ihn aufs Haupt, ergriff den Stock und ging weiter.

Und als er vor dem Könige stand, rief er: »Sei begrüßt, o König! Sei begrüßt, o König!« Und der König blickte ihn an und sagte: »Bist du nicht mein wahrhafter, aufrichtiger Knecht Maurus, gut, klug und treu, ein wahres Kind Israels, an dem kein Falldi ist³⁾?« — »Der bin ich, Herr und König.« — »Wie

¹⁾ Sprüche 8, 7. ²⁾ Hiob 6, 30. ³⁾ Johannes 1, 47.

geht es denn meinen Rindern und meinen Schafen?« — »Gut, Herr und König, alles ist wohl.« — »Und wie geht es denn meinem einzigen Tiere, meinem Stier mit den goldenen Hörnern?« — »Viel anders, Herr, als dir lieb wäre oder mir Elendem fromme oder als ich zu gestehen wagte, trotzdem will ich die Wahrheit sagen und nicht lügen, und wenn schon nicht in meinem Handeln, so wird doch wenigstens in meiner Rede kein Tadel sein. Vernimm also die Wahrheit und vergib die Missetat.« Und er wies mit dem Finger auf jenen Statthalter und sagte: »Herr, vor ein paar Tagen ist die Gattin dieses Statthalters zu mir gekommen, hat mich mit Trügerei verführt, und ich tat ihr ihren Willen, dann schreckte sie mich mit der Drohung, sie werde mich bei ihrem Herrn anklagen, wenn ich ihr nicht die goldenen Hörner gäbe. Und in der Furcht, Herr, vor der Bosheit des schändlichen Statthalters, gab ich ihr die goldenen Hörner meines Stiers. Und ich weiß, daß ich den Tod verdiene, aber ich beschwöre dich, o Herr, sei gnädig und vergib mir meine Missetat nach der Menge deiner Barmherzigkeit¹⁾!«

Wozu noch viel Worte? Maurus hatte nicht gelogen, und so maß ihm der König keine Schuld bei, weil kein Falsch erfunden worden war in seinem Munde²⁾. Der Statthalter wurde am Haupte gestraft, Maurus aber wurde zur Stunde und fortan und bis in alle Ewigkeit groß und berühmt in dem Hause des Königs.

¹⁾ Psalm 105, 45. ²⁾ Petrus 2, 12.

DER LOHN FÜR DAS BEGRÄBNIS.

ES WAR EINMAL IN DER TARVISER MARK EIN REICHER, wohlthäter Ritter, Herr Dianese mit Namen, und der vertat nach und nach alles, was er hatte, für Geschenke und Pferde und Waffen, und als alles verschwendet war, wußte er nicht, was tun, und in dieser Zeit kam in das Land die Kunde, der König von Cornwall lasse in der ganzen Welt ausrufen, jeglicher Ritter, wer immer wolle, sei geladen, an seinen Hof zu einer Tjost zu kommen, und der, der in der Tjost obliege, solle seine Tochter zur Gattin und sein halbes Reich erhalten. Als Herr Dianese diese Kunde vernahm, kam ihm der Wunsch, hinzureiten, und alsbald versammelte er seine Freunde und die Verwandten und bat sie um Hilfe und Unterstützung: er wolle zu dem Turnier von Cornwall, weil ihm der Mut danach stehe, Sieger zu werden. Und von den vielen, die zu der Beratung gekommen waren, rieten die einen zu, die andern ab, zum Schlusse aber überwog der Rat, er solle hinziehen, und sie gewährten ihm Unterstützung an Waffen und Pferden und Geld und rüsteten ihn mit allem aus, was er brauchte, und stellten ihm ein gutes Geleite. Und so trat der Ritter die Reise gar wohlversehen an.

Zwei Wochen ritt er, ohne daß ihm ein nennenswertes Abenteuer zugestoßen wäre, und wie er so die große Straße dahinzog, sah er, etwa eine halbe Meile vor einem Burgflecken, eine Schar von Leuten zu Fuß und zu Rosse, und die verließen die Straße und schlugen einen schmalen Pfad ein, da fragte er einen und sagte: »Warum tun das die Leute, daß sie den guten Weg lassen und den schlechten einschlagen?« Und der Mann antwortete und sagte: »Herr, das wißt Ihr nicht?« — »Wahrhaftig, nein«, sagte der Ritter. Und der andere sagte: »Herr, ich will es Euch sagen. Wer die gerade Straße verfolgen würde, geriete in einen großen Gestank, und der rührt von einem edeln Ritter her, der vor einer Kirche tot auf der Bahre liegt, und wer dort ginge, der stürbe von dem Gestank, darum verlassen wir die Straße, um diesen Gestank zu vermeiden, und aus diesem Grunde geht auch sonst niemand dort.« Und Herr Dianese sagte: »So dir Gott helfe, sag mir, warum wird denn der Ritter, der doch tot ist, nicht begraben?« Und der andere sagte: »Herr, der Grund ist dieser: In diesem Lande ist es Brauch, daß ein Mensch, der in Schulden stirbt, nicht bestattet wird,

ehe alle seine Gläubiger bezahlt sind. Und dieser edle Ritter, der arm an Gut war, hatte große Schulden, und von seinem Gut ist nichts übrig geblieben, wovon sie getilgt werden könnten, und niemand ist da, weder Verwandter noch Freund, der für ihn zahlen würde, darum kann er nicht begraben werden.« Und Herr Dianese sagte: »Wenn da einer wäre, der für ihn bezahlen wollte, würde er dann begraben werden?« Und jener antwortete: »Gewiß, Herr, ja, auf der Stelle.«

Herr Dianese ritt in den Flecken ein, und alsbald ließ er allenthalben ausrufen: »Wer von dem Herrn Gigliotto, der zur Kirche getragen, aber aus Urfach seiner Schulden noch nicht befattet worden ist, etwas zu fordern hat, soll zu Herrn Dianese in die Herberge kommen, und er soll wissen, daß Herr Dianese, weil es sein Wille ist, daß der Edelmann begraben werde, jedermann bezahlen wird.« Dies hörten Herrn Gigliottos Gläubiger nicht so bald, als sie sich auch schon in jener Herberge einfanden, und Herr Dianese, den das Mitleid zu der Ritterlichkeit trieb, alle Schulden des Herrn Gigliotto zu tilgen, auf daß dem ein ehrliches Begräbnis werde, begann auf der Stelle zu zahlen, und er gab all sein Geld aus und verkaufte alle seine Pferde samt allem Rüstzeug bis auf ein Pferd, das er behielt, und als jedermann befriedigt war, lud er alle Bewohner des Fleckens und Priester und Mönche mit ihren Meßhelfern, und sie gingen zu der Kirche, und er ließ den Edelmann mit großen Ehren begraben. Und als das getan war, nahm er Abschied von den Leuten in dem Flecken.

Und als er etwa zwei Meilen geritten war, und er allein war zu Pferde, und alle seine Gefellen und die Knechte gingen zu Fuß, holte ihn ein Mann ein, dem Aussehen nach ein Kaufmann, der gar ehrlich einherzog mit zwei Rossen und einem schönen Saumtier und viel prächtigem Gerät, und der grüßte ihn. Herr Dianese gab den Gruß gar höflich zurück, und der Kaufmann fragte ihn nach seinen Geschäften und was ihm begegnet sei und um den Zweck seiner Reise. Und nachdem er alles erfahren hatte, sagte er: »Bei diesem Euer Zuge möchte ich Euer Gefell sein, so daß alles, was Ihr gewinnt oder ich, geteilt werde, Ihr seid ein wackerer Ritter, und ich habe viel Geld, und ich werde Euch mit Geld versehen und mit Rossen und Waffen und wessen Ihr sonst noch bedürft.« Herr Dianese dachte in seinem Herzen: »Das ist, was ich brauche«, und er sagte: »Gern will ich, daß es so sei, wie Ihr sagt.« Und in der nächsten Stadt angekommen, kauften sie Rosse und Waffen und alles, was sie benötigten, und rüsteten sich trefflich aus, und dann ritten sie weiter, bis sie in die Stadt des Königs kamen, und dort stiegen sie in der vornehmsten Herberge ab. Alsbald luden sie alle guten Leute des Landes zum Mahle und bewirteten sie köstlich,

und das taten sie oft, so daß alle in der Stadt sagten: »Das sind die adeligsten Ritter, die gekommen sind.«

Es kam der Tag des Turniers. Alles wappnete sich, und die Ritter zogen allesamt hinaus auf den weiten Wiesengrund, wo das Turnier vor sich gehen sollte. Und der König kam hin und die Königin und die Tochter und alle Barone des Reiches, und als alles versammelt war, befahl der König, mit dem Turnier und der Tjost zu beginnen, nicht ohne nochmalige Verkündigung, der Siegespreis sei die Hand seiner Tochter und sein halbes Reich. Und die Barone und Ritter stellten sich tapfer zu der Tjost, und viel tapfere und weidliche Männer waren da, und preisliche Taten gab es wie noch nie bei einem Turnier, und der Kampf währte lange. Und zum Schlusse war Herr Dianele der Sieger des ganzen Turniers, und als das der König und die Königin sahen, waren sie gar froh, und alles rief: »Herr Dianele ist Sieger!« Und der König entbot ihn zu sich und gab ihm seine Tochter und mit ihr sein halbes Reich, und alles war eitel Jubel mit Festlichkeiten und Luft.

Dann blieben sie schier noch einen Monat in dem Reiche, und als sie geblieben waren, solange es ihnen gefiel, sagte der Kaufmann zu Herrn Dianele: »Was wollt Ihr tun? Scheint es Euch nicht an der Zeit, in Euere Heimat zurückzukehren? Gott hat Euch viel Gutes und Ehren gegeben, so daß Ihr ihm vielen Dank schuldet.« Und Herr Dianele antwortete: »Das ist durchaus wahr, und dankbar preise ich Herrn Jesum Christum und seine Mutter und will mich ihnen, sowie auch Euch, der Ihr mir in dieser Sache so sehr und mehr als ein Mensch geholfen habt, erkenntlich erweisen. Und wisset, daß es mein Wunsch ist, in mein Land heimzukehren, aber das dürfen wir ohne Einwilligung des Königs nicht tun.« Und der Kaufmann sagte: »Ihr sprecht die Wahrheit, und darum laßt uns zu dem Könige gehen, und Ihr werdet es ihm gut und klug sagen, und der König, der ein weiser Herr ist, wird Euerm Wunsche zustimmen.« Dergestalt einig geworden, gingen sie zu dem Könige, und Herr Dianele sagte: »Herr König, Ihr wißt, daß ich Euer bin mit Leib und Gut und daß ich nichts tun darf ohne Euern Rat und Willen, und darum habe ich gedacht, daß ich, wenn es Euch beliebt, gerne heimziehen würde, um die Verwandten und die Freunde wiederzusehen und sie mit der Ehre zu erfreuen, die Ihr mir erzeigt habt.« Und der König antwortete Herrn Dianele und sagte: »Ich habe Euch so lieb, wie ich nur kann, und bin mit Euch wohl zufrieden und weiß Euch lieber in der Nähe als in der Ferne, da es aber Euer Wille ist, zu ziehen und die Freunde und die Verwandten heimzusuchen, so ist es auch mir recht, und Ihr möget ziehen, wann es Euch beliebt.« Und Herr Dianele dankte dem Könige für seine Worte und sagte: »So werden wir denn in Gottes Namen heute über acht Tage

aufbrechen.« Und der König sagte, daß er einverstanden sei, und auf der Stelle ließ er Pferde und alle Ausrüstung vorbereiten, die es brauchte, damit Eidam und Tochter recht in Ehren reisen könnten. Und die acht Tage gingen vorüber, und der Reisetag kam, und alle Zurüstungen waren beendet, und Herr Dianeſe befahl das Reich dem Könige, und er ſtieg zu Pferde, und mit ihm ſeine Gemahlin und der Kaufmann und die vielen Ritter ſeines Gefolges und viele Kammerfrauen, und an den Zug ſchloſſen ſich die Saumtiere, und es war alles, wie es ſich für einen großen Herrn ſchickte. Und der König und viele Barone und Ritter geleiteten ſie zu großem Troſt und großer Fröhlichkeit einige Meilen über die Landesgrenze, und dann nahm der König mit ſeinen Leuten Abſchied von Herrn Dianeſe, und Herr Dianeſe von ihm und ihnen, und der König kehrte in ſein Land zurück, und Herr Dianeſe zog ſeine Straße.

Als Herr Dianeſe mit den Seinen viele Tage lang mit großer Beſchwerlichkeit geritten und nur noch eine Tagereife von ſeiner Heimat entfernt war, kamen ſie zu einer Stelle, wo ſich die Straße teilte. Da ſagte der Kaufmann zu Herrn Dianeſe: »Reitet langſam voran und laßt alle Leute halten.« Herr Dianeſe, der ihn herzlich liebte und ihm voll vertraute, ließ alsbald ſagen, daß niemand weiterreiten, ſondern alle haltmachen ſollten. Nun ſagte der Kaufmann: »Wißt Ihr, warum ich Euch bat, zu halten?« — »Nein.« — »So will ich es Euch ſagen. Ich will, daß Ihr das Verſprechen und die Verträge erfüllet, die zwiſchen Euch und mir ſind.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Was für Verträge haben wir miteinander?« Und der Kaufmann ſagte: »Ihr wiſſet, daß wir uns, als wir zu dem Turnier zogen, zuſammengetan und daß wir geſagt haben, wir wollten alles, was wir gewinnen würden, teilen.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Ich erinnere mich wohl, und wohl iſt das die Wahrheit, aber warum ſagt Ihr das? Wollt Ihr nichts von dem, was wir gewonnen haben?« Und der Kaufmann ſagte: »Jawohl, und ich will die Hälfte von allem.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Ach, warum kommt Ihr nicht mit mir? Stets werde ich Euch in meinem Hauſe ehrlich halten, und Ihr werdet Euch um nichts zu ſorgen haben und werdet ebenſo trefflich und in Ehren leben wie ich.« Und der Kaufmann ſagte: »Wiſſet, daß auch ich in mein Haus heimkehren will, und darum will ich die Hälfte von allem, was wir gewonnen haben.« Herrn Dianeſe war das gar nicht lieb, trotzdem aber wollte er ſeinem Verſprechen und ſeiner Treue keinen Abbruch geſchehen laſſen: hätte er es doch leicht gehabt, zu ſagen: »Geh deines Weges, ich verſtehe nicht, was du ſagſt«, aber ſo wollte er nicht tun, ſondern antwortete gar klug und ſagte: »Nehmt Euch einen Teil, wie Ihr wollt, und ich werde es zufrieden ſein.« Aber der Kaufmann ſagte: »Ich werde teilen, und Ihr werdet wählen.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Tut nach Euerm Sinne.« Und der

Kaufmann teilte und sagte: »Die Frau mit dem Zelter unter ihr sei der eine Teil, und die Ritter und alle Saumtiere der andere, nun nehmt, welchen Ihr wollt.« Da ward Herr Dianese arg erbost, und er sagte in seinem Herzen: »Gar verschieden sind die Teile, die er gemacht hat, aber ich denke, mir bleibt nichts übrig, als die Frau zu nehmen.« Und er nahm seine Frau und ließ dem Kaufmann alles andere. Und damit nahmen sie Abschied voneinander, und der eine schlug diese Straße, der andere jene ein. Und Herr Dianese war gar traurig und erzürnt.

Der Kaufmann aber schlug, nachdem er mit all seinen Leuten eine kurze Strecke geritten war, einen Querweg ein, der zu der andern Straße führte, und er ritt gar eilig, um Herrn Dianese zu überholen. Und er gelangte auf die Straße und zog Herrn Dianese entgegen. Und der war, als er ihn sah, gar verwundert, und er fragte ihn: »Warum kommt Ihr zurück?« Und der Kaufmann sagte: »Langsam, Herr Dianese, haltet ein wenig.« Und er fuhr fort: »Es ist wahr, wir haben geteilt, und Ihr habt mir das Versprechen, das Ihr mir gegeben habt, als treuer, wackerer Ritter gehalten, und so bin ich rechtens Herr dieser Leute und kann mit ihnen machen, was ich will, und darum gebe ich sie Euch wieder und bin es zufrieden, daß sie Euer und zu Euern Diensten seien samt all dem Schönen und Guten, das Euch Gott schenken möge, Euch und Euerer Gattin. Und ich will Euch sagen, wer ich bin, auf daß Ihr, so wie Ihr bisher ehrlich gedient und Ritterlichkeit und Treue geübt habt, dies auch fortan gern tuet, damit Euch alles Gute werde wie jedem, der dermaßen handelt. Ich bin der Edelmann, den Ihr bei der Kirche ehrlich habt begraben lassen und für den Ihr so viel von Eurem Gut weggegeben habt. Und die ritterliche Wohltat, die Ihr mir erzeigt habt, hat Gott so wohl gefallen, daß es sein Wille war, ich solle Euch diese Ehre und dieses Gute tun.« Und Herr Dianese sagte: »Wenn die Toten Dienste also lohnen, was sollen die Lebenden tun?« Und jener Edelmann sagte weiter: »Wisset, Herr Dianese, und alle Leute mögen es wissen, daß nie ein Dienst verloren geht oder verloren gehen wird.« Und dies gesagt, entwand er ins Paradies. Und Herr Dianese kam mit seiner Frau in hohen Ehren zu Hause an. Und all ihr Leben verfloß in Wohlstand und Freuden.

DIE TEILUNG DES LOHNS.

ES WAR EINMAL EIN KÖNIG, DER HATTE ZWEI SÖHNE: dem ältern vermachte er das Reich und gab es ihm noch zu seinen Lebzeiten, den jüngern schickte er in die Schule, auf daß er sich Wissen erwerbe, da er ihm kein Gut hinterließ. Der ältere Bruder lebte mit seinem Vater sorgenlos daheim, der jüngere aber in der Schule wandte das Geld, das er dazu bekam, übel an. Da befuchte den König ein Freund, und der kam bei der Schule vorbei, und er sah, wie der Knabe seine Zeit nicht auf die Willenshaft und das Lernen verwandte, sondern zu schlechten Dingen, das erzählte er dem Könige. Und der König entbot den Knaben zu sich und fragte ihn, warum er nicht lernen wolle, und der Knabe sagte, das zieme ihm nicht, weil er ein Königslohn sei, darauf sagte der König zu ihm: »Da du siehst, daß dein Bruder in Freuden bei mir weilt, so möchtest du sein Leben führen, aber wisse wohl: das wirst du nicht, denn nach meinem Tode wird dein Bruder, dem ich das Reich gegeben habe, zu leben haben, dich aber habe ich in die Schule geschickt, auf daß du dich nach meinem Tode selber fortbringen könntest.« Da jedoch der König sah, daß es nicht sein Wunsch war, die Schule zu nutzen, sondern mit seinem Bruder im väterlichen Hause zu sein und nicht zu arbeiten, ließ er ihn an dem Tische seiner Knechte essen. Da ging der Knabe und bat seine Freunde, sie möchten seinen Vater für ihn bitten, daß er wieder in die Schule gehen dürfe, und sie taten es, und der König gewährte ihm die Bitte, gab ihm aber nicht mehr so viel Geld wie früher. Er nahm ihn eines Tages mit in eine Kammer, wo mancherlei Truhen mit seinem Gelde waren, und gab ihm die Schlüssel all dieser Truhen und sagte: »Öffne die Truhe, die du willst, und was darin ist, gehört dir.« Und er öffnete eine, und in ihr waren zwanzig Gulden, und der König sagte: »Wahrhaftig, mehr sollst du von mir nicht bekommen.« Und da er, als er von ungefähr zu Boden blickte, einen Pfennig liegen sah, gab er ihm auch den und sagte: »Nimm auch noch diesen Pfennig, so hast du zwanzig Gulden und einen Pfennig.«

Der Knabe nahm das Geld und machte sich auf zu der Schule, und auf dem Wege traf er einen Mann mit einem Korbe auf dem Rücken, und er fragte ihn, was er in dem Korbe habe. Der Mann sagte: »Einen wunderbaren

Fisch, der hat einen goldenen Kopf, einen silbernen Leib und einen grünen Schwanz.« Der Knabe ließ sich den Fisch zeigen und fragte den Mann, ob er ihn verkaufen wolle, der Mann sagte: »Ja.« — »Was soll er kosten?« — »Zwanzig Gulden.« Und der Knabe gab ihm das Geld, und so hatte er nur noch einen Pfennig. Und während der Verkäufer das Geld zählte, legte der Knabe den Fisch wieder in den Korb. Als das aber der Verkäufer sah, sagte er: »Ich habe dir den Fisch verkauft, nicht aber den Korb, willst du auch den Korb, so mußt du mir noch einen Pfennig geben, denn das ist er wert.« Der Knabe, der sah, daß er den Fisch ohne Behälter nicht würde tragen können, gab ihm den Pfennig, und so hatte er all das Geld vertan, das ihm sein Vater für die Schule gegeben hatte. Und er nahm den Korb mit dem Fische auf den Rücken und ging weiter.

Nach einer Weile sah er etwas abseits vom Wege ein schönes Schloß, und er fragte einen Mann, der ihm begegnete, wer dort wohne, die Antwort war: »Ein großer, edler Herr, denn da ist niemand, der ihm irgendeinen Dienst täte, und wäre der noch so klein, den er ihm nicht reichlich vergelten würde.« Der Knabe ging hin zu dem Schlosse und ging zu dem Pförtner und sagte ihm, er wolle mit dem Herrn sprechen. Der Pförtner fragte, was er von dem Herrn wolle, und der Knabe sagte, er bringe ihm ein Geschenk. Und der Pförtner sagte: »An diesem Hofe ist es Brauch, daß ich die Geschenke sehen muß, ehe sie vor den Herrn kommen«, und der Knabe zeigte ihm den Fisch. Nun sagte der Pförtner: »Der Kopf ist mein, denn das ist Brauch, daß ich, wenn einer ein Wild oder einen Fisch als Geschenk bringt, für meinen Teil den Kopf erhalte.« Der Knabe meinte, das Geschenk würde, wenn der Kopf fehlte, schlechter und minder schön sein, und so sagte er zu dem Pförtner: »Ich bitte dich, laß mich hinein, und du sollst die Hälfte meines Lohnes haben.« Damit war der Pförtner zufrieden. Und der Knabe ging hinein, und er kam zu dem Türhüter der Halle, und der beanspruchte das Mittelfstück des Fisches, weil es so Brauch an diesem Hofe sei, und der Knabe sagte: »Wärest du so gütig wie der Pförtner, dem ich die Hälfte meines Lohnes verheißen habe, so würde ich dir die Hälfte der andern Hälfte geben«, und so ließ ihn der Türhüter eintreten. Dann kam der Knabe zu dem Kämmerling, und der verlangte den Schwanz und sagte: »Das ist Brauch an diesem Hofe, daß ich den Schwanz bekomme.« Und der Knabe sagte: »Dem Pförtner habe ich die Hälfte meines Lohnes versprochen und dem Türhüter die Hälfte des Restes, und nun bitte ich dich, laß mich hinein, und ich will dir geben, was für mich geblieben wäre.« Der Kämmerling gewährte es und ließ ihn eintreten, ebenso wie seine Gesellen in der Hoffnung, etwas Großes zu erhalten.

Der Knabe kam vor den Herrn und gab ihm sein Geschenk, und der Herr nahm es gern und sagte: »Das ist eine gar schöne Gabe, heische dafür etwas

Gutes, das ich dir geben kann, und heißest du weise, so werde ich dir dazu noch meine Tochter zur Gattin und mein Königreich geben.« Dies hörten auch die Diener, und etliche rieten ihm, um ein Schloß zu bitten, andre um Gold oder Silber, und wieder welche um köstliche Kleinode. Der Knabe aber, der alles gehört hatte, sagte zu dem Herrn: »Herr, diese Leute raten mir, ein Schloß, Gold und Silber zu verlangen, aber ich sage Euch, ich will nichts von all diesem, denn was immer Ihr mir gäbet, so müßte ich dem Pförtner die Halbscheid und dem Türhüter die Halbscheid von dem übrigen geben, und der Kämmerer hätte den Rest zu bekommen. Darum bitte ich Euch, Herr, gewährt mir zwölf Maulschellen, und davon soll der Pförtner sechs, der Türhüter drei und der Kämmerer drei haben.« Und der Herr, der erkannte, wie klug und weise er geheißt hatte, gab ihm sein Königreich mit seiner Tochter.

DIE WETTE UM DIE AUGEN.

ES WAR EINMAL EIN REICHER, ABER UNGERECHTER Mann, und der hatte einen Knecht, der war treu und gerecht. Und es geschah einmal, daß der Knecht vor dem Herrn sagte, die Gerechtigkeit habe noch in dieser Welt den Vorzug vor der Ungerechtigkeit, und der Herr sagte: »Das ist nicht wahr, denn der Mensch gedeiht besser durch die Ungerechtigkeit als durch die Gerechtigkeit.« Und als sie so eine Weile gefritten hatten, kamen sie überein, daß der Knecht, wenn er seinen Satz bewähre, so daß er obliege, von dem Herrn zweihundert Gulden erhalten solle, daß aber der Herr, wenn er das Gegenteil bewähre, dem Knechte beide Augen ausreißen dürfe.

Und sie gingen miteinander, um darüber ein Urteil zu erlangen. Zuerst kamen sie zu einem großen Kaufherrn, und sie befragten ihn, der antwortete, die Ungerechtigkeit sei besser, »denn,« sagte er, »wenn ich alles recht kaufte und recht verkaufte, so würde ich verarmen.« Da sagte der Herr zu dem Knechte: »Sieh, jetzt hättest du die Augen verloren, aber noch schone ich deiner, wir wollen noch andere befragen.« Also gingen sie zu den Richtern, und deren Bescheid lautete ebenso gegen die Gerechtigkeit, und dann gingen sie zu einem Bischof, und auch der gab seinen Spruch für die Ungerechtigkeit ab, und schließlich gingen sie zu dem Könige, und der antwortete gleichermaßen. Und nun durchbohrte der Herr dem Knecht beide Augen mit einem spitzigen Messer, aber nach Gottes Ratsschluß blieb die Sehkraft der Augäpfel unverfehrt.

Wie nun der arme Blinde ohne eine andere Stütze als einen Stock außerhalb der Stadt umherirrte, gelangte er zu einem Baume, und unter dem legte er sich gar traurig zur Ruhe. Um Mitternacht aber kam eine Schar von Teufeln, und sie saßen auf dem Baume auf und hielten Kapitel, und jeder erzählte, was er in der Welt Böses getan hatte. Und einer sagte: »Ich habe es bewirkt, daß die Ungerechtigkeit den Vorzug vor der Gerechtigkeit erhalten hat«, und er erzählte die ganze Geschichte von dem ungerechten Herrn und dem gerechten Knecht. Und der Oberste der Teufel reichte ihm eine Krone und ließ ihn an seiner Seite auf dem Throne sitzen. Aber neidisch sagte ein anderer Teufel: »Wahrhaftig, um eines geringen Verdienstes willen wird dieser so geehrt. Unter diesem Baume, das weiß ich, wächst ein Kräutlein, das würde, wenn es der

Blinde seinen Augen auflegte, alles Blut herausziehen und die Wunden heilen, und er würde wieder sehen.« Und damit fuhren die Teufel von hinnen.

Der Blinde, der alles gehört hatte, rief den Herrgott an, und dann begann er die Kräutlein, die unter dem Baume wuchsen, eines nach dem andern zu pflücken und den Augen aufzulegen, und durch Gottes Willen fand er das richtige, und das machte ihn, als er es auflegte, wieder heil.

Nun hatte der König eine Tochter, der die Augen so mit Blut unterlaufen waren, daß sie schier erblindete, und niemand vermochte ihr zu helfen. Und der Knecht ging zu dem Könige und versprach sie zu heilen, und der König versprach, er werde sie ihm, wenn er sie heile, zur Frau geben. Und er heilte sie mit jenem Kräutlein vollkommen, und er erhielt sie zur Frau und wurde von dem König reich mit Gold und Gut begabt und erhöht.

Endlich erfuhr davon auch sein ehemaliger Herr, und der ging zu ihm und befragte ihn, wie er geheilt worden sei, und er erzählte ihm, daß unter jenem Baum ein Kräutlein mit derundder Kraft wachse, aber zeigen tat er es ihm nicht. Und aus Habsucht, um durch das Kräutlein noch reicher zu werden, ging der Herr dorthin und begann ein Kräutlein nach dem andern zu pflücken und zu versuchen. Und es geschah, daß die Teufel wie das andere Mal kamen, und sie sagten: »Laßt uns nachsehen, ob nicht jemand unten lauscht, neulich haben wir nicht nachgesehen, und so hat uns jener Blinde betrogen.« Und als sie solchermaßen den Mann unter dem Baum fanden, griffen sie ihn und rissen ihm beide Augen ganz und gar aus.

Und so wurde offenbar, daß die Gerechtigkeit, mag sie auch zeitweise unterdrückt sein, endlich doch erhöht wird und daß die Ungerechtigkeit den Menschen ins Verderben führt.

SÜHNENDE BUSSE.

EIN NOCH NICHT MANNBARES MÄGDLEIN WURDE einem Ritter vermählt, und der zog übers Meer und ließ sie und sein ganzes Land unter der Obhut seines Seneschalls. Als sie aber herangewachsen und zu einem schönen Weibe geworden war, buhlte der Seneschall um sie, und er drang heimlich in ihr Gemach und schwächte sie. Tief betrübt darüber erwürgte sie ihn im Schlafe. Dann eröffnete sie sich einem Knappen, einem Landsmann von ihr, den ihr ihre Blutsfreunde als Diener mitgegeben hatten. Der schalt sie eine elende Mörderin und sagte, er werde ihr in keiner Weise helfen, es sei denn, sie sei auch ihm zu Willen. Das versprach sie ihm mit dem Munde, nicht mit dem Herzen. Und er steckte den Leichnam in einen Sack und trug ihn auf der Schulter davon, um ihn von einer Brücke aus ins Wasser zu werfen, als er aber zum Wurf ausholte, versetzte ihm die Herrin einen Stoß, so daß er samt dem Toten ins Wasser fiel, und er ertrank.

Mit der Zeit kehrte der Gatte heim, und da sie bedachte, daß ihre Jungfraulichkeit verloren war, bewog sie eines ihrer Fräulein, eine Jungfrau, durch das Versprechen großer Geschenke, bei ihrem Gatten ihre Stelle einzunehmen. Und als der, nachdem er das Fräulein erkannt hatte, eingeschlafen war, sagte sie ihr, nun solle sie weichen. Die aber weigerte es und sagte, das Bett habe sie gewonnen und sie wolle immerdar bei ihrem Gatten bleiben. Die Herrin wartete, bis auch das Fräulein eingeschlafen war, dann warf sie zwei starke Decken über sie und zog sie herab zu der Truhe neben dem Bette und legte Feuer an die Decken, und nun weckte sie den Gatten: »Stehen wir auf, Herr, sonst verbrennen wir!« Unterdessen verbrannte die andere und ließ ihr Leben, und so war sie in Sicherheit.

Endlich aber bekam sie Gewissensbisse, und da ging sie zu dem Kaplan, dem Beichtiger ihres Gatten, der ihr ein frommer, heiliger Mann zu sein schien, und beichtete ihm all ihre Verbrechen, und er legte ihr als Buße auf, an jedem Freitag bei Wasser und Brot zu fasten und eine härene Kutte zu tragen. Und das tat sie in frommer Reue. Der Beichtvater aber, dem das der Teufel eingab, buhlte um sie, sie wies ihn durchaus ab, und schließlich drohte er ihr, wenn sie ihm nicht zu Willen sei, so werde er ihrem Gatten alles sagen, was sie ihm

gebeichtet hatte. Sie erwiderte ihm, sie vertraue auf Gottes Barmherzigkeit, und nie werde sie ihm willfahren. Da erzählte er unter dem Vorwande, ihm die Treue zu halten, alles ihrem Gatten und machte sich anheischig, sich die Augen ausreißen zu lassen, wenn sie nicht am Freitag bei dieser Buße befunden werde.

Und am Freitag ging der Ritter mit dem Beichtvater zu ihr, und sie trafen sie allein in ihrem Gemache beim Mahle. Der Ritter kostete ihren Trank und ließ ihn auch den Beichtvater kosten, und da war es ein köstlicher Wein, denn durch Gottes Macht hatte sich das Wasser in Wein verwandelt. Dann befahl ihr der Gatte, sich zu entkleiden, und Gott verwandelte die härene Kutte, die sie am Leibe hatte, in eine Pfeid von feinstem Linnen. Nun sagte der Ritter zu dem Beichtiger: »Weißt du noch, was du mir von meiner Gemahlin behauptet hast und wie du dich anheischig gemacht hast, die Augen verlieren zu wollen? Und nichts anderes soll dir zuteil werden!« Und auf der Stelle riß er ihm die Augen aus. So hatte Gott die bereuende und der Sünde entlagende Frau gerettet und sie in seiner Barmherzigkeit ihrer Schuld entledigt.

SALADINS BEKEHRUNG.

SALADIN WAR SULTAN VON BABYLON, UND ER HATTE immer ein großes Gefolge. Und als eines Tages nicht alle seine Leute mit ihm nächtigen konnten, begab er sich in das Haus eines Ritters, und dieser erwies seinem Herrn, der auch sonst an so hohe Aufmerksamkeit gewöhnt war, alle Dienste und was ihm nur wohlgefallen konnte, und seine Frau und seine Söhne und seine Töchter bewirteten ihn nach Kräften. Der Teufel aber, der ja immer trachtet, den Menschen zu verführen, gab dem Sultan in den Sinn, alles zu vergessen, was er hätte behalten sollen, und die Frau zu lieben, wie er nicht hätte tun dürfen, und diese Liebe war so groß, daß er sich mit einem seiner schlechten Räte zu beraten beschloß, wie er sein Verlangen stillen könnte, und dieser riet ihm, ihren Gatten entbieten zu lassen und ihm viel Gunst zu erzeugen und ihn über viel Leute zu setzen und ihn nach Verlauf einiger Tage in seinem Dienste recht weit wegzuschicken, und in der Zeit seiner Abhaltung werde er allen seinen Willen erfüllen können. Der Rat gefiel Saladin, und er setzte ihn ins Werk.

Kaum war der Ritter in seinem Dienste abgegangen, voller Freude über dieses Wohlwollen seines Herrn, begab sich Saladin in sein Haus. Und als die Frau von der Ankunft des Sultans erfuhr, der ihrem Gatten soviel Huld bewiesen hatte, empfing sie ihn gar trefflich und bewirtete ihn und tat mit ihren Leuten alles zu seinem Wohlgefallen. Und nachdem der Tisch weggeräumt war, ging Saladin in sein Gemach und beschied die Frau zu sich, und sie erschien auf der Stelle, und Saladin sagte ihr, daß er sie innig liebe. Obwohl sie ihn sehr wohl verstand, gab sie ihm doch zu verstehen, sie verstehe ihn nicht in diesem Sinne und sagte, Gott möge ihm ein gutes Leben schenken, und sie werde es ihm danken, denn Gott wisse, daß ihr sein Leben sehr am Herzen liege und daß sie immer für ihn bete, wie es sich für sie gezieme, da er ihr Herr sei und ihrem Gatten und ihr überdies soviel Gnade erzeuge. Saladin aber antwortete ihr, daß er sie, von all dem abgesehen, mehr liebe als sonst ein Weib auf der Welt, und wieder dankte sie ihm und gab nicht zu verstehen, daß sie es richtig verstehe. Aber warum soviel Worte? Saladin sagte ihr endlich rund heraus, wie er sie liebe. Und als sie das hörte, antwortete sie ihm als gute und wohl-anständige Frau: »Herr, obwohl ich nur ein Weib geringen Standes bin, so

weiß ich doch sehr gut, daß die Liebe nicht in der Macht des Mannes, sondern der Mann in der Macht der Liebe ist. Und ich weiß sehr gut, daß, wenn Ihr mir eine so große Liebe entgegenbringt, wie Ihr sagt, dies ebenlogut wahr sein kann wie nicht, denn wenn Ihr Männer und sonderlich Ihr Herren nach einer Frau verlangt, so sagt Ihr ihr, daß Ihr alles tun würdet, was sie verlange, und läßt sie sich verleiten und gibt sie sich hin, so verachtet Ihr sie, wie sie es verdient, und ihr bleibt die Schande. Und so, Herr, fürchte ich, würde es auch mir ergehen.«
Saladin aber, der immer hitziger wurde, versprach ihr, alles zu tun, was sie verlangen werde, auf daß sie durchaus glücklich sei. Und die gute Frau antwortete ihm, wenn er ihr verspreche, ihr, bevor er ihr Gewalt oder Schande antue, zu erfüllen, was sie verlange, so verspreche sie ihm, sofort nach der Erfüllung in allem nach seinem Willen zu tun. Saladin sagte, er argwöhne, sie werde verlangen, daß er nie mehr von der Sache reden solle, aber sie sagte, das werde sie nicht verlangen und auch sonst nichts, was er nicht ganz leicht tun könne, und so versprach er es ihr. Und die gute Frau küßte ihm Hände und Füße und sagte, was sie von ihm heische, sei, daß er ihr sage, was das Beste sei, das der Mensch in sich haben könne und das Mutter und Haupt aller Tugenden sei. Dies gehört, begann Saladin angeftrengt nachzudenken, aber eine Antwort fiel ihm nicht ein. Weil er aber versprochen hatte, ihr keine Gewalt oder Schande anzutun, bevor er sein Versprechen erfüllt haben werde, so heischte er Bedenkzeit, und sie sagte, sie verspreche ihm, wann immer er ihr die Lösung bringen werde, allen seinen Willen zu tun. Und bei dieser Schlichtung ihres Handels blieb es, und Saladin begab sich zu seinem Gefolge.

Und Saladin befragte darüber alle seine Weisen, als ob er damit einen andern Zweck verfolgen würde. Die einen sagten, das Beste, das der Mensch haben könne, sei ein gutes Gewissen, aber ihnen wurde entgegnet, das gelte für die andere Welt, auf dieser jedoch nütze es für sich allein nicht allzuviel. Andere sagten, es sei die Treue, aber ihnen wurde entgegnet, obwohl die Treue etwas sehr Gutes sei, so könne man doch treu und dabei feig oder geizig oder schändlich oder ungelittet sein, so daß außer der Treue noch andres erforderlich sei. Und in dieser Weise erörterten sie alles mögliche, aber Saladins Frage vermochten sie nicht zu erschöpfen. Und da Saladin in seinem ganzen Reiche niemand fand, der ihm die Lösung hätte geben können, so verließ er es und ging auf Reisen und nahm, um leichter durch die Welt zu kommen, zwei fahrende Spielleute mit. Und unerkannt fuhr er übers Meer und begab sich an den Hof des Papstes, das Ziel der Christenheit, und er fragte, und er bekam keinen Bescheid. Und dann ging er zu dem Könige von Frankreich und zu allen andern Königen, aber einen Bescheid erhielt er nirgends. Und damit verging so viel

Zeit, daß er schier schon bereute, damit angefangen zu haben. Und er tat dies alles schon nicht mehr um jener Frau willen, sondern er hätte es als wackerer Mann für eine Schande gehalten, von seinem Beginnen abzuthehen, zweifellos ist es auch für einen großen Mann eine große Schande, wenn er von etwas einmal Begonnenem absteht, nicht weil es schlecht oder sündhaft wäre, sondern aus Furcht oder wegen irgendwelcher Schwierigkeiten, und so verzichtete Saladin keineswegs, das zu erforschen, weswegen er sein Land verlassen hatte.

Eines Tages nun, als er mit seinen Spielleuten dahinzog, geschah es, daß sie einen jungen Edelmann trafen, der aus dem Gebirge kam und einen erlegten Hirsch bei sich hatte. Dieser Edelmann, der seit kurzem vermählt war, hatte einen greifen Vater, und der war der beste Ritter in diesem ganzen Lande, und obwohl er ob seines Alters nichts mehr sah und sein Haus nicht mehr verlassen konnte, so war doch sein Verstand so trefflich und so vollkommen, daß er trotz dem Alter in keiner Weise verlagte. Und der junge Edelmann, sein Sohn, fragte die Fremdlinge gar fröhlich, woher sie kämen und wer sie seien, und sie sagten, sie seien fahrende Spielleute. Darob baß erfreut, sagte er, die Jagd habe ihn schon froh gemacht, und um die Fröhlichkeit voll zu machen, so sollten sie, da sie gute Spielleute seien, über die Nacht bei ihm bleiben. Sie aber sagten, sie hätten große Eile und sie hätten vor langer Zeit ihre Heimat verlassen, um etwas zu erkunden, und das sei ihnen nicht gelungen und so verlangten sie heimzukehren, und deshalb könnten sie sich nicht bei ihm aufhalten. Und der Edelmann lag ihnen so lange an, bis sie ihm sagten, was sie wissen wollten. Dies gehört, sagte er, wenn ihnen überhaupt ein Mensch auf der Welt einen Rat geben könne, so sei dies sein Vater, und er erzählte ihnen, was für ein Mann sein Vater sei. Und als das Saladin vernahm, den der Edelmann auch für einen Spielmann hielt, gefiel es ihm sehr, und so gingen sie mit.

In dem Schlosse angelangt, sagte der junge Edelmann zu seinem Vater, daß er fröhlich heimkomme wegen der guten Jagd und noch mehr, weil er etliche Spielleute mitbringe, auch sagte er dem Vater, um welcher Frage willen sie herumwanderten, und bat ihn, ihnen seine Meinung darüber mitzuteilen, weil er ihnen gefagt habe, da sie noch niemand gefunden hätten, von dem ihnen ein Bescheid geworden wäre, so würden sie, wenn ihnen nicht sein Vater ihn gebe, überhaupt niemand finden, der ihnen einen Bescheid geben könnte. Und als das der alte Ritter hörte, war er sich auch schon klar, daß der, der diese Frage stellte, kein Spielmann war, und er sagte seinem Sohne, nach dem Essen werde er ihnen auf ihre Frage antworten. Und der Sohn sagte es Saladin, den er für einen Spielmann hielt, und Saladin war gar froh und konnte das Ende des Mahls schier nicht erwarten. Und als abgetragen war und die Spielleute ihre

Kunft gezeigt hatten, sagte der alte Ritter, sein Sohn habe ihm gesagt, daß sie um einer Frage willen wanderten und daß sie niemand gefunden hätten, der sie ihnen hätte lösen können, und sie sollten ihm die Frage sagen, und er werde ihnen seine Meinung sagen. Nun sagte Saladin, der einen Spielmann vorstellte, die Frage sei die: »Was ist das Beste, das der Mensch in sich haben kann und das Mutter und Haupt aller Tugenden ist?«

Der alte Ritter verstand nicht nur die Frage sehr wohl, sondern erkannte auch an der Stimme, daß der Mann, der gesprochen hatte, Saladin war, denn er hatte lange Zeit an seinem Hofe gelebt und viel Gutes und viele Gnaden von ihm empfangen. Und so sagte er: »Freund, fürs erste antworte ich Euch, daß wahrhaftig bis zum heutigen Tage noch nie fahrende Spielleute Euersgleichen in meinem Haufe gewesen sind, und wisset, daß ich, wenn ich rechtens handeln wollte, bekennen sollte, wieviel Gutes mir von Euch geworden ist, aber von alledem will ich, bis ich mit Euch insgeheim sprechen kann, nichts mehr sagen, damit niemand etwas von Euern Angelegenheiten erfahre; Was aber Euere Frage angeht, so sage ich Euch: Das Beste, das der Mensch in sich haben kann und das Mutter und Haupt aller Tugenden ist, das ist die Scham, denn aus Scham leidet der Mensch den Tod, der doch das aller schlimmste ist, und aus Scham steht er von allem ab, wie sehr er es auch begehrt; wenn es ihn nicht gut dünkt: und so ist die Scham Anfang und Haupt aller Tugenden und Schamlosigkeit der Ursprung aller Missetaten.« Und Saladin erkannte, daß es in Wahrheit so sei, wie der Ritter sagte, und da er die Antwort auf seine Frage gefunden hatte, freute er sich sehr und beurlaubte sich von dem alten und dem jungen Ritter, deren Gäste sie gewesen waren. Vor dem Scheiden aus jenem Schlosse aber sprach noch der alte Ritter mit ihm und sagte ihm, wie er erkannt habe, daß er Saladin sei, der ihm einst so viel Gutes getan, und er und sein Sohn dienten ihm so trefflich, wie sie nur vermochten, freilich mit allem Bedacht, daß er nicht erkannt werden wollte.

Und mit der größten Eile trat Saladin den Rückweg an, und als er daheim angekommen war, gab es großen Jubel und viele Festlichkeiten. Und als die Feste beendet waren, machte sich Saladin auf zu der guten Frau, die jene Frage gestellt hatte, und sie empfing ihn trefflich, und bezeugte ihm ihre Sorgfalt nach besten Kräften. Und nach dem Speisen ging er in sein Gemach und befohlen die gute Frau zu sich, und sie kam, und er sagte, wieviel Mühe es ihm gekostet habe, eine durchaus genügende Antwort auf ihre Frage zu finden, und daß er sie gefunden habe, und sie solle, da er ihr, wie er versprochen habe, die Antwort bringe, nun auch halten, was sie versprochen habe. Und sie sagte, sie erbitte als Gnade, daß er halte, was er versprochen habe, und die Antwort auf ihre Frage

sage, und wenn sie erkennen werde, daß die Antwort richtig sei, so werde sie richtig alles tun, was sie versprochen habe. Und Saladin sagte, damit sei er einverstanden, und sagte ihr die Antwort, nämlich: »Das Beste, das der Mensch in sich haben kann und das Mutter und Haupt ist aller Tugenden, ist die Scham.« Und diese Antwort vernahm die gute Frau mit hoher Freude und sagte: »Herr, ich erkenne an, daß Ihr die Wahrheit sagt und daß Ihr Euer Versprechen erfüllt habt. Und ich bitte Euch, seid so gnädig, mir in Wahrheit, wie es einem Könige ziemt, zu sagen, ob Ihr glaubt, daß es auf der Welt einen bessern Mann gebe als Euch.« Und Saladin sagte, er schäme sich es zwar zu sagen, da sie ihn aber als König aufgefordert habe, die Wahrheit zu sagen, so sage er, er halte dafür, er sei der Beste von allen und es gebe keinen, der besser wäre als er. Dies gehört, warf sich ihm die gute Frau zu Füßen und sagte unter strömenden Tränen: »Herr, Ihr habt mir zwei große Wahrheiten gesagt: die eine, daß Ihr der beste Mann auf der Welt seid, und die andere, daß die Scham das Beste ist, das der Mensch in sich haben kann. Und da Ihr das erkennt, Herr, und da Ihr der beste Mann auf der Welt seid, so bitte ich Euch, trachtet, daß Ihr das Beste auf der Welt in Euch habet und daß Ihr Scham habet ob dessen, was Ihr mir sagtet.«

Und als Saladin diese guten Gründe hörte und damit einfiel, daß es die gute Frau durch ihre Tugend und durch ihre Klugheit verstanden hatte, ihn vor einer so großen Verfehlung zu bewahren, dankte er Gott von Herzen. Und hatte er sie bisher in anderer Weise geliebt, so liebte er sie nun noch mehr, aber in Treue und Lauterkeit, wie ein guter, getreuer Herr all seine Untertanen lieben soll. Und um ihrer Tugend willen berief er ihren Gatten und erwies ihnen so viel Ehren und Gnaden, daß sie und ihre Nachkommen gar wohl unter ihren Nachbarn bestanden.

DER KÖNIGSSOHN UND DER TOD.

EIN MÄCHTIGER KÖNIG SASS IN SEINEM REICHE, ER hatte Güter aller Art und erlesene Berater, weltliche Ehre und unermesslichen Reichtum an Gold und Edelfeinen, und seinen Stolz setzte er darein, in seiner Halle Männer zu haben, so man Philosophen nennt, das heißt hochgelehrte Weise. Nun geschah es, daß ihm die Königin einen Sohn gebar, und der wuchs heran, wie es einem Königskinde ziemt, hold und freundlich, beständig und trefflich, männlichen Sinnes ohne Falsch und Hehl. Und als er so alt war, daß an seine Unterweufung gedacht werden mußte, stand eines Tages, als der König an seiner Tafel saß, der weiseste Meister auf, der in der Halle war, trat vor den Hochsitz und sagte: »Herr, wir glauben, Euer Sohn ist uns von Gott gegeben, auf daß er dereinst auf Euerm Throne sitze, und darum erbiere ich mich, ihn in jeglicher Willensschaft zu unterweisen.« Der König aber sagte mit gar zorniger Miene: »Was könntest du meinen Sohn lehren? Dein Wissen ist nicht mehr wert als die Poffen fahrender Leute und das Spiel der Kinder. Und mein Sohn soll nicht zu deinen Füßen sitzen, sondern er soll ohne Unterricht bleiben, oder er soll den Meister erhalten, der ihn unbekannte Weisheit lehren kann, von der ihr nie etwas gehört habt.«

Nach einigen Tagen, als der König wieder bei Tische saß, wurde leise an die Tür gepocht, und als die Wächter nachsahen, stand draußen ein Mann mit dem Gehaben eines Weifen, und der verlangte, vor den König geführt zu werden. Der König erlaubte es, und der Mann kam herein, er trug einen großen Filzhut, so daß man sein Gesicht nicht genau sehen konnte, rückte auch zum Gruße nur wenig an der Krempe und sagte: »Heil Euch, Herr!« Und er fuhr fort: »Ihr seht, Herr, daß ich ein Weifer bin, und da mir ein Wort von Euch wegen des Unterrichts Euers Sohnes zu Ohren gekommen ist, das Euern Räten etwas hochfahrend erschien, so bin ich gekommen, um ihm mit meinem Wissen zu dienen, denn was ich ihn lehren kann, wird, hoffe ich, keinem lebenden Menschen bekannt sein. Da ich aber alt und schrullig bin, so mag ich nicht dem Lärm der Welt ausgesetzt sein, und darum laßt für uns in dem Walde zwei Meilen vor der Stadt ein Haus errichten und des Lebens Notdurft für ein ganzes Jahr hinschaffen, denn ich will, daß uns dort niemand

fiöre.« Dieser Rede war der König froh, und er ließ schleunigst alles so her-
richten.

Und als der Meister und der Königssohn das Haus bezogen hatten, da
setzte sich der Meister, wie es ihm zukam, auf den Hochsitz, und der Königs-
sohn setzte sich ihm zu Füßen, so demütig, wie ein Kind geringen Standes.
Und so saßen sie den ersten Tag und schwiegen, und den zweiten und den
dritten, und kein Wort wurde laut. Und um es kurz zu machen, das ganze Jahr
lang diente der Königssohn früh und spät dem Meister und saß schweigend zu
seinen Füßen. Und als das Jahr zu Ende war, sagte der Meister: »Morgen,
mein Sohn, wird man uns holen und vor den König führen. Er wird dich um
den Unterricht fragen, und du magst ihm antworten, du dürfst von deiner
Belehrung nichts sagen, du wissest aber, daß dergleichen noch nie ein menschliches
Ohr vernommen habe. Und dein Vater wird fragen, ob du noch weiter bei mir
bleiben willst; darauf antworte, wie du willst, ich gebe dir keinen Rat.« Und
es geschah so, wie der Meister gesagt hatte, und der Königssohn sagte, er gehe
gern in das Haus im Walde zurück. Das zweite Jahr verlief wie das erste, und
wieder entschloß sich der Königssohn, in der Einsamkeit zu verharren, und das
dritte Jahr verging in demselben Schweigen. Als aber auch dieses Jahr zu Ende
war, sagte der Meister:

»Mein Sohn, nun sollst du den Lohn für dein Schweigen, deine Geduld
und deine Treue erhalten, denn du bist der Lehre würdig, die noch keinem
Weisen zuteil geworden ist. Wisse, ich bin kein Mensch, sondern ich bin der Tod,
und die Weisheit, die ich dir geben will, soll dich berühmt machen durch alle
Lande, und nun gib wohl acht: Wenn ein Mensch in der Stadt krank wird, so
gehe zu ihm, und du wirst mich bei ihm sitzen sehen, und du mußt beachten,
wo ich sitze. Sitze ich bei seinen Füßen, so sollst du, wie es auch eintreffen wird,
sagen, daß er lange, aber nicht sehr schwer krank sein und daß er davonkommen
wird, sitze ich ihm zur Seite, so wird die Krankheit schwerer, aber kürzer sein
und ihr Genesung folgen, sitze ich aber zu seinen Häupten, so ist der Tod gewiß,
mag die Qual länger oder kürzer währen. Und erkranken deine Freunde oder
angesehene Leute, die du erfreuen oder deren Freundschaft du erwerben willst,
oder willst du Geld und Ehre von ihnen erlangen, so nimm den Vogel Karadius:
sitze ich nicht am Kopfende des Kranken, so halte ihm den Vogel vors Gesicht,
denn der Vogel hat die Eigentümlichkeit, die Krankheit aufzusaugen und auf-
zunehmen, und dann laß ihn aus, und er fliegt mit der Krankheit hoch in die
Luft und nahe zur Sonne und bläht die Krankheit in sie hinein, und sie nimmt
sie auf und zerstört sie in ihrer Hitze. Und so wird die Kraft dieses Vogels
bekannt werden, und man wird sie in dem Buche verzeichnen, das man den

Physiologus nennen wird. Und damit ist meine Lehre zu Ende und unser erstes Zusammensein, wir werden uns zwar wieder treffen, aber das Wiedersehen wird dir keine Freude bringen.« Damit schloß der Tod seine Rede.

Und es kam der Tag, wo sie beide vor den König gerufen wurden, und der Königssohn stellte dem Meister ein Zeugnis des Lobes aus, und der Meister erntete von dem König reichen Dank und das Angebot von Gaben und Ehrenbezeigungen, er aber schlug alles aus und bat nur um Urlaub. Die Weisheit des Königssohnes wurde zunächst nicht gar hoch angeschlagen, aber mit der Zeit gewann er Ansehen, und das wuchs immer mehr, und schließlich war es das allgemeine Urteil, seinesgleichen sei noch nie geboren gewesen. Und bald waren gleichsam alle Länder in Bewegung, ihn aufzufuchen, und er machte weite Reisen zu vornehmen Leuten, um ihre Krankheiten zu untersuchen. Und dann starb sein Vater, und als er den Thron bestiegen hatte, besuchte er nur noch seine Freunde und die Mächtigen des Landes. Aber trotz seiner Gabe ward er nicht hochmütig, sondern blieb herablassend und sanft und mild, so daß ihm jedes Kind von Herzen hold war. So vergingen seine Tage in Ruhm und Glück, und als er hundert Jahre erreicht hatte, war er noch ein rüstiger Mann.

Da kam eine heftige Krankheit über ihn, die wenig Aussicht auf Rettung ließ, und als er da einmal aus einer Ohnmacht erwachte, sah er, daß sein alter Meister mit dem breiten Filzhute gekommen war, und der saß dicht bei seinem Haupte. Und er sagte zu ihm: »Meister, warum bist du so bald gekommen!« Und der Tod antwortete: »Einmal muß es sein.« Und der König sagte: »Damals, als ich, ein Königskind, drei Jahre lang schweigend zu deinen Füßen saß, hätte ich nicht gedacht, daß du mich wegreißen werdest aus der Fülle des Glücks und der königlichen Ehren und obwohl ich noch so rüstig bin und zur Regierung wohl tauglich.« Der Tod aber sagte, der König müsse durchaus mit ihm gehen, da sagte dieser: »So viel Frist wirst du mir aber doch gewähren, daß ich noch ein Vaterunser sprechen kann«, und der Tod gewährte die Frist eines Vaterunfers. Und der König sprach die ersten vier Bitten des Vaterunfers, als er aber zu der Stelle gekommen war: »Vergib uns unsere Schulden«, schwieg er still. Der Meister wartete lange, aber er blieb stumm. Endlich sagte der Meister: »Warum, mein Sohn, betest du nicht weiter?« Und der König antwortete: »Ich will nicht. Du hast mir gewährt, daß ich noch ein Vaterunser sprechen darf, und den Schluß werde ich nicht eher beten, als bis ich gelebt habe, solange es mein Herz begehrt, und dann werde ich das Gebet freiwillig beenden.« Und der Tod sagte: »Es ist deiner List gelungen, mich zu betrügen, und so wirst du für diesmal deinen Willen behaupten.« Und er schied, und mit dem Könige wurde es so rasch besser, daß es allen ein Wunder schien, wie die Krankheit wich.

Und er lebte in seinen Ehren ein zweites Jahrhundert, dann aber hatte ihn das Alter so gebeugt und gelähmt, daß ihm das Leben zur Last ward. Er berief alle Großen seines Landes, und sie kamen allefamt, und der Königsstuhl wurde aufgestellt, und seine Mannen führten ihn hin. Und er traf Bestimmungen über das Reich und die Königswürde und erteilte seinem Volke guten Rat und väterliche Ermahnung, Gott zu fürchten und die Rechte des Landes nach den alten Satzungen guter Fürsten zu wahren. Dann legte er sich bei hellem Tage zu Bett und gebot den Geistlichen, ihn auf die letzte Stunde vorzubereiten. Und das geschah, und dann erzählte er seinen Vertrauten alles, was sich zwischen ihm und dem Tod zugetragen hatte, und endlich sagte er: »Nun komm, Meister, und höre, wie ich mein Gebet beende, ich bin bereit.« Und der Meister kam, und der König begann: »Vergib uns unfere Schulden«, und in dem Augenblicke, wo er das Amen sprach, schied er aus diesem Leben. Und er wurde, obgleich er alt war, sehr beweint, und damit hat diese Geschichte ein Ende.

DIE DREI KÄSTCHEN.

HONORIUS HERRSCHTE IN GROSSEM PRANGEN, der hatte einen einzigen Sohn, und den liebte er zärtlich. Der Ruhm dieses Kaisers flog durch die Welt, weil er in allem fromm und gerecht war, gegen einen König jedoch führte er Krieg und verwüftete sein Land. Nachdem dieser König durch ihn viele Verfolgungen und unermeßlichen Schaden erlitten hatte, dachte er endlich bei sich: »Ich habe nur eine einzige Tochter, und mein Gegner, der Kaiser, hat nur einen einzigen Sohn, so ich meine Tochter irgendwie seinem Sohne ehelich verbinden könnte, würde ich ewigen Frieden erlangen.« Er schickte also eine prächtige Gesandtschaft zu dem Kaiser, auf daß sie ihn bitte, ihm einen Waffenstillstand zu gewähren, bis er selber mit ihm sprechen könne. Der Kaiser gewährte ihm nach gehaltenem Rat einen Waffenstillstand von einem Jahre. Nun kam der König zu ihm und bot ihm seine Tochter für seinen Sohn zur Gattin an. Der Kaiser aber sagte: »Das kann nur unter zwei Bedingungen geschehen: einmal muß deine Tochter eine reine Jungfrau sein, und dann muß nach deinem Hinscheiden dein ganzes Reich meinem Sohne zufallen.« Und der König sagte: »Das ist mir durchaus recht.« Und sofort wurde der Vertrag verbrieft und gesiegelt, und der König nahm Abschied von dem Kaiser.

Daheim angelangt, ließ er ein Schiff bauen, denn seine Tochter mußte zu dem Kaiser zur See reisen. Und als das Schiff fertig und mit aller Notdurft versehen war, bestieg es das Fräulein, und es hatte einen ansehnlichen Schatz und fünf Ritter samt Frauen und Mägden bei sich. Und auf ihrer Fahrt übers Meer begegnete ihnen ein gewaltiger Walfisch, und der wollte das Schiff verschlingen, und die Schiffer begannen sich arg zu fürchten und sonderlich auch das Fräulein, und sie zündeten ein mächtiges Feuer an und wachten Tag und Nacht. Nach drei Tagen aber geschah es, daß sie, ermüdet durch das lange Wachen, einschliefen, und sofort verschlang der Walfisch das Schiff samt allen und allem.

Als aber das Fräulein sah, daß sie allesamt in dem Bauche des Fisches waren, schrie es heftig, und durch dieses Schreien wurden alle munter. Und die Schiffer sagten zu dem Fräulein und den Rittern: »Teuerste, tröstet euch

Gott wird uns erretten, daß wir einen guten Rat finden, weil wir in dem Bauche des Walfisches sind.« Sagte das Fräulein: »Höret meinen Ratfchlag, und wir werden gerettet sein.« Und sie sagten: »Sprich!« Und es sagte: »Zünden wir ein recht großes Feuer an, und überdies soll jeder den Fisch verwunden, so tief er nur kann, durch beides wird er des Todes sein und ans Land schwimmen, und so werden wir durch Gottes Gnade entrinnen können.« Und sie führten den Rat des Fräuleins in allem aus, und der Walfisch hielt, als er den Tod fühlte, auf das Land zu.

Um diese Zeit erging sich ein Ritter, der in dieser Gegend wohnte, nach dem Abendessen am Meeresstrande. Als er den Walfisch heranschwimmen und sich der Küste nähern sah, rief er seine Knechte und zog ihn ans Land, und die Knechte begannen mit allerlei Werkzeug auf den Fisch einzuhauen. Da das Fräulein den Schall vernahm, sprach sie für alle und sagte: »Teuerste, haut fachte zu und öffnet den Fisch an der Seite, wir sind hier in seinem Bauche, Kinder ehrlicher Männer aus adeligem Geblüt.« Und der Ritter sagte, als er dies hörte, zu seinen Knechten: »Öffnet den Fisch an der Seite, auf daß wir sehen, wer drinnen ist.« Und als er geöffnet war, entstieg ihm als erste die Jungfrau, schier halbtot, dann die Ritter und alle übrigen, und sie begann zu erzählen, wessen Tochter sie sei und daß sie dem Sohne des Kaisers vermählt werden solle. Dies gehört, behielt sie der Ritter mit ihrem Gefinde einige Tage bei sich, bis sie sich allsam wieder völlig erholt hatten, und dann schickte er sie samt ihrer Begleitung zu dem Kaiser.

Der Kaiser sagte, als er sie sah: »Teuerste Tochter, wohl ergehe es dir jetzt und in alle Ewigkeit! Aber ich sage dir, Tochter: bevor du meinen Sohn zum Gatten erhältst, will ich dich einer Probe unterwerfen.« Und auf der Stelle ließ er drei Kästchen anfertigen: Das erste war aus lauterstem Golde und köstlichen Steinen und trug die Aufschrift: »Wer mich öffnen wird, wird in mir finden, was er verdient hat«, drinnen aber war es voll Totengebein. Das zweite war aus lauterstem Silber und überall mit Edelsteinen besetzt, und es trug die Aufschrift: »Wer mich erwählen wird, wird in mir finden, was die Natur bestimmt hat«, inwendig aber war es voller Erde. Und das dritte war aus Blei und hatte die Aufschrift: »Lieber will ich hier ruhen, als unter den Schätzen des Königs bleiben«, und in diesem Kästchen waren drei kostbare Ringe. Dann sagte der Kaiser zu dem Fräulein: »Teuerste, hier sind drei Kästchen: wähle dir, welches du willst, wirst du gut wählen, so wirst du meinen Sohn zum Gatten erhalten.«

Das Fräulein betrachtete die Kästchen genau, und es sagte in seinem Herzen: »Gott, der du alles siehst, gib mir die Gnade, so zu wählen, daß ich

nicht dessen verluftig gehe, um deffentwillen ich fo viel gelitten habe!« Sie nahm das erste Käftchen und las die Schrift: »Wer mich öffnen wird, wird finden, was er verdient hat«, und da dachte fie: »Von außen ist es genugsam kostbar, aber was es drinnen verbirgt, davon habe ich keine Ahnung, darum will ich es nicht wählen.« Dann hob fie die zweite auf und las die Schrift: »Wer mich wählen wird, wird in mir finden, was die Natur bestimmt hat«, und fie sagte: »Niemand hat die Natur bestimmt, daß die Tochter meines Vaters dem Sohne des Kaisers vermählt werden solle, und darum will ich es keineswegs wählen.« Und fie trat zu dem bleiernen Käftchen und las die Aufschrift: »Lieber will ich hier ruhen, als unter den Schätzen des Königs bleiben«, und da dachte fie: »Die Aufschrift muß so verstanden werden: Besser ist es mir, mit dem Sohne des Kaisers zu ruhn als in dem Schatze meines Vaters zu bleiben«, und mit lauter Stimme rief fie: »Dieses dritte Käftchen wähle ich.«

Dies gehört, sagte der Kaiser: »O du treffliches Mägdlein, klug hast du gewählt! In diesem Käftchen sind meine drei kostbarsten Ringe: einer für mich, einer für meinen Sohn und einer für dich als Zeichen des Verlöbnißes.« Und alsbald ließ er die Hochzeit feiern und gab ihr seinen Sohn als Gatten. Und fie lebten beide lange in Freuden, und schließlich endeten fie ihr Leben in Frieden.

DER VERBUNDENE FINGER.

ES WAR EINMAL EINE GRÄFIN, DEREN GATTE MUSSTE verreisen und befahl sie einem seiner Mannen, der aber begann um ihre Gunst zu werben, und als sie sich weigerte, entzog er ihr Speisen und Kleider und alle Notdurft. Und sie bekam Angst vor Mißdeutungen und daß die Welt glauben könne, der Vogt tue ihr dies an, weil sie sich etwas habe zuschulden kommen lassen, und um solche Auslegungen zu vermeiden, sagte sie ihm, sie sei bereit, ihm zu Willen zu sein. Als er aber zu ihr kommen sollte, schob sie eines ihrer Fräulein unter, und nachdem er an der seine Luft gebüßt hatte, schnitt er ihr einen Finger ab. Die Gräfin gab dem Fräulein Urlaub zu einem aus ihrer Freundschaft, und sie selber band ihren Finger ein und ließ ihn niemand sehen.

Der Graf kehrte heim, und der Vogt ging ihm entgegen und verleumdete die Gräfin, indem er sagte, einer seiner Knechte habe ihr den Finger abgeschnitten. Und zu Haufe angelangt, rief der Graf die Freunde und Anverwandten seiner Gemahlin zu Tische und bat sie um ihr Urteil, wie mit einer Frau zu verfahren sei, die sich solchermaßen betragen habe. Alle sagten, sie verdiene den Tod auf dem Scheiterhaufen, und er sagte: »Also tut denn mit eurer Base.« Die Gräfin aber sagte, da sie die Bestürzung ihrer Freunde sah: »Laßt euch nicht irre machen!« Und sie wies ihre unverletzte Hand und fuhr fort: »Wer seinen Finger heil einbindet, bindet ihn heil aus.« Dann erzählte sie der Reihe nach die Niedertracht des Vogtes, und der Graf ließ ihn auf der Stelle henken. Und daher sagt man gemeinlich das Sprichwort: »Wer seinen Finger heil einbindet, bindet ihn heil aus.«

DIE DREI FLINKEN BRÜDER.

ES WAR EINMAL EINE FRAU, DIE HATTE DREI SÖHNE, zwei waren im Ehebruch und einer von ihrem Gatten erzeugt. Nun hatte sie aus ihrer Mitgift nur einen Birnbaum, und den verteilte sie, damit nicht der Vater die echten Söhne von dem Bankert unterscheide, in ihrem letzten Willen also: dem ältesten vermachte sie von ihm das Gerade und das Krumme, dem mittleren das Grüne und das Trockene und dem dritten alles in und über der Erde.

Als sie dann gestorben war, wollte jeglicher Sohn den ganzen Baum haben, und so gingen sie zu dem Richter, und der Richter sagte, der Baum solle dessen sein, der sich der größten Behendigkeit rühme. Da rühmte sich der älteste: »Wenn ein Hase läuft und ich ihm nach, so nehme ich ihm das Fell, ohne seinen Lauf irgendwie zu hemmen.« Der zweite sagte: »Läuft ein Roß noch so schnell, so nehme ich ihm die Eisen, und den Reiter setze ich ab, ohne die Geschwindigkeit des Rosses oder die eigene zu verringern.« Und der jüngste sagte: »Ich ersteige die höchsten Berge, in deren Mitte alle Winde wehen, wird dann ein Federbett ausgebreitet und völlig geöffnet, so bin ich so flink, daß ich, ob die Winde noch so sehr wehen und die Federn noch so leicht sind, alle Federn drinnen behalte.« Und diesem wurde der Birnbaum gegeben.

DIE DREI FAULEN BRÜDER.

POLEMIUS HERRSCHTE IN DER STADT BABYLON, UND er hatte drei Söhne, die er gar sehr liebte, und darum gedachte er über sein Reich zu verfügen, und er beschied seine drei Söhne zu sich und sagte zu ihnen: »Welcher von euch ist der Faulste? Der soll nach meinem Hinscheiden mein Reich innehaben.«

Der erste sagte: »Dann, Herr, gebührt das Reich mir, und der Grund ist der: ich bin so faul, daß ich mir, wenn ich am Feuer sitze, lieber das Bein verbrennen lasse, als daß ich es von dem Brande wegzöge.« Und der zweite sagte: »Ich taue mehr zum Herrscher, denn wenn ich den Hals in der Schlinge habe und gehenkt werden soll, und ich habe ein Schwert in der Hand, so rühre ich aus Faulheit die Hand nicht, um den Strick zu zerschneiden.« Und der dritte sagte: »Herr, herrschen muß ich, weil ich der Allerfaulste bin: liege ich zu Bette, und in beide Augen tropft mir Wasser, so rücke ich ob meiner Faulheit auf meinem Pfuhl weder nach rechts noch nach links.« Dies gehört, vermachte der König ihm das Reich, da er ihn für den Faulsten erachtete.

JESUS ALS EHESTIFTER.

EINMAL WANDERTE DER HERR JESUS MIT SEINEN Jüngern, und sie kamen von ihrer Straße ab. Dann stießen sie auf einen Hirten, der lag auf der Erde. Und Jesus sprach ihn an und fragte ihn, ob es weit zu einer Herberge sei und um den Weg, der dorthin führe. Und der Hirt antwortete: »Das ist der Weg, hier vor euern Augen«, und er wies ihn mit dem vorgestreckten Fuße.

Und sie gingen weiter und trafen auf ein Hirtenmädlein, und auch die fragte der Herr um den Weg, den sie einzuschlagen hätten. Das Mädlein begleitete sie bis zu einem Steine, der als Wegweiser diente. Da sagte Petrus zu dem Herrn: »Segne doch dieses Mädlein, das uns hergeführt hat.« Und Jesus segnete sie mit der Verheißung, sie solle zum Gatten jenen Hirten erhalten, der sich geweigert hatte, ihnen den Weg zu zeigen.

Und Petrus sagte: »Warum segnest du denn den Hirten, indem du ihm verheißest, er werde ein Mädchen wie dieses und von so trefflicher Art heimführen?« Antwortete Jesus: »Da der Hirt so durchaus faul ist, das Mädchen aber sonderlich regsam, so wird sie ihn, der sonst ob seiner Trägheit zugrunde gehen müßte, retten können. Denn ich bin ein barmherziger Gott und füge die Ehen nach den Werken der Menschen.«

DAS PAAR AUF DEM BIRNBAUM.

WAR DA EINMAL EIN REICHER MANN, DER HATTE eine gar schöne Frau zur Gattin, und die liebte er über die Maßen und war arg eiferlütchtig. Nun wollte es Gott, daß dieser Mann ein Übel an den Augen bekam, und davon wurde er blind, und er hatte keinen Schein des Lichtes, und nun trennte er sich nicht mehr von seiner Gattin und ließ sie keinen Schritt von ihm gehen aus Angst, sie könnte einen Fehltritt begehen.

Und es geschah, daß sich ein Mann aus der Gegend in diese Frau verliebte, und er sah, da der Gatte allwege bei ihr war, keine Möglichkeit, mit ihr zu reden, und so gab er ihr durch Zeichen kund, daß er sterblich in sie verliebt sei, und die Frau, die seine Leidenschaft sah, bekam Mitleid mit ihm und sagte ihm durch Zeichen: »Du siehst, was ich tun kann, er geht mir ja nicht von der Seite.« Und der Liebhaber wußte nicht was tun oder was sagen, und da er keinen Weg zu finden vermochte, sich mit ihr zu verständigen, so ließ er sie durch Zeichen wissen, daß sein Leben dahinschwinden wolle, und als die Frau sah, wie es um ihn stand, so dauerte er sie, und sie gedachte ihm seinen Willen zu tun. Sie verschaffte sich ein langes Rohr, und das eine Ende legte sie ihm an das Ohr und redete dergestalt mit ihm, so leise, daß es ihr Gatte nicht hören konnte, und sagte zu ihm: »Du dauerst mich, und darum gedenke ich dir zu Willen zu sein: komm in unsern Garten und steig auf den Birnbaum mit den vielen schönen Birnen und erwarte mich oben, ich werde zu dir hinaufkommen.« Und auf der Stelle ging der Edelmann in den Garten und stieg auf den Birnbaum und begann auf die Frau zu warten.

Und die Zeit kam, wo die Frau in dem Garten war und den guten Mann treffen wollte, und ihr Gatte war immer bei ihr, und sie sagte: »Mir ist große Luft nach den Birnen von jenem Baume dort gekommen, die so schön sind.« Und ihr Gatte sagte: »Rufe jemand, auf daß er dir welche pflücke.« Sagte sie: »Ich will mir sie selber pflücken, sonst würden sie mir nicht schmecken.« Und sie stand auf, um zu dem Baume zu gehen; und ihr Gatte stand auch auf und ging mit ihr, und sie stieg auf den Baum, und er schlang seine Arme um den Stamm, auf daß niemand ihr nachsteigen könne.

Und als die Frau bei ihrem Liebhaber auf dem Birnbaum war und sie

aneinander großen Trost gewannen, gesehah es, daß sich der Baum so sehr rüttelte, daß die Birnen zu Boden und dem Gatten auf 'den Rücken fielen. Darum sagte der Gatte: Was treibst du, Frau, daß du nicht kommst? Du wirfst ja die Birnen in Menge herunter.« Antwortete die Frau: »Ich habe die Birnen von einem einzelnen Zweige haben wollen, und anders konnte ich sie nicht bekommen.«

Nun sollt ihr wissen, daß bei der Geschichte der Hergott und St. Peter Zuschauer waren, und St. Peter sagte zu dem Herrgott: »Siehst du denn nicht, welchen Streich die Frau ihrem Gatten spielt? Gib ihm doch das Augenlicht wieder, auf daß er sehe, was sein Weib treibt!« Sagte der Herrgott: »St. Peter, ich sage dir, kaum wird er sehen, so wird sie auch schon einen Grund, nämlich eine Entschuldigung gefunden haben, und darum soll er wieder sehen, und du wirst sehen, was sie sagen wird.«

Und der Gatte bekam sein Augenlicht wieder, und er blickte in die Höhe, und da sah er, was die Frau trieb. Und er sagte: »Was machst du da mit dem Manne? Das ist keine Ehre für dich oder für mich, das ist keine Frauentreue.« Und schon antwortete die Frau und sagte: »Hätte ich nicht das mit dem Mann da getan, so hättest du nimmer wieder gesehen.« Und als der Gatte diese Rede hörte, gab er sich zufrieden.

DER WIDERSPENSTIGEN ZÄHMUNG.

IN EINER MAURISCHEN STADT LEBTE EIN BIEDERMANN, der hatte einen Sohn, und das war der beste Junge, den es nur geben konnte, aber nicht so reich, daß er so Vieles und so Großes hätte anstellen können, wie es ihm sein Sinn eingegeben hätte, und weil er zu dem guten Willen nicht auch das Vermögen hatte, war er in großer Betrübniß. Und in derselbigen Stadt lebte ein anderer Mann, viel geehrter und reicher als sein Vater, und der hatte eine einzige Tochter, die war gerade das Widerspiel jenes Jünglings: so schöne Sitten dieser hatte, so schlecht und verkehrt waren die ihrigen, und kein Mensch auf der Welt trug ein Verlangen, sich mit diesem Teufel zu verheiraten.

Der gute Jüngling trat eines Tages vor seinen Vater und sagte, er wisse wohl, daß er nicht so viel Geld habe, daß er ihm die Mittel zu einem ehrenvollen Leben geben könnte, da ihm also nichts andres übrig bleibe, als ein armseliges, elendes Leben zu führen oder außer Landes zu gehen, so dünke es ihn, wenn er den väterlichen Beifall erhalte, am besten, es mit irgendeiner Heirat zu versuchen, die ihm vorwärts helfen könnte. Und der Vater sagte, damit sei er durchaus einverstanden, wenn er eine Verbindung finde, die ihm zusage. Darauf sagte der Sohn, der Vater möge sich darum annehmen, daß ihm jener Biedermann seine Tochter zur Frau gebe. Dies gehört, verwunderte sich der Vater baß, und er sagte, wie er nur an so etwas denken könne, gebe es doch keinen Menschen auf der Welt, der sie kenne, der sie, und sei er noch so arm, heiraten wollte. Der Sohn aber sagte, er wäre glücklich, wenn diese Heirat zustande käme, und drang so lange in den Vater, bis dieser, so seltsam ihm auch die Geschichte vorkam, doch darein willigte.

Und auf der Stelle ging er zu dem Biedermann, mit dem er gut Freund war, und sagte ihm durchaus, wie es mit seinem Sohne stand, und bat ihn, da sich der diese Heirat in den Kopf gesetzt habe und er damit einverstanden sei, um seine Zustimmung. Dies gehört, sagte der Biedermann: »Bei Gott, Freund, täte ich das, so würde ich als gar falscher Freund an Euch handeln: Euer Sohn ist ein trefflicher Jüngling, und es wäre eine arge Schlechtigkeit, wenn ich ihn in sein Unglück oder gar in seinen Tod rennen ließe, denn ich

weiß es ganz sicher: wenn er meine Tochter heiratet, so wird dies entweder sein Tod sein oder doch ein solches Leben, daß er ihm den Tod vorzöge. Glaubt aber nicht etwa, ich sagte das, um Euere Wünsche abzulehnen, nein, wenn Ihr das Mädchen durchaus haben wollt, so gebe ich es Euerm Sohne ebenso gern wie jedem andern, |der es mir abnimmt.« Und der Vater des Jünglings sagte, er danke ihm von Herzen für seine Worte, bitte ihn aber, da sein Sohn diese Heirat wünsche, nochmals um seine Einwilligung. Und so ging die Heirat vor sich, und die Neuvermählte wurde in das Haus ihres Gatten geführt. Und bei den Mauren besteht der Brauch, daß den neuen Eheleuten ein Abendessen bereitet und der Tisch hingestellt wird und daß man sie bis zum Morgen allein läßt. |Auch jetzt tat man so, aber die Väter und die Mütter und die Verwandten des Paares waren in großer Sorge, da sie meinten, sie würden den jungen Ehemann am Morgen tot oder übel zugerichtet finden.

Als nun die beiden allein im Hause waren, setzten sie sich zu Tische. Bevor aber noch die junge Frau hätte ein Wörtlein reden können, schaute ihr Gatte rund um den Tisch, und da sah er seinen Hund, und zu dem sagte er, einigermaßen heftig: »Hund, bring uns Wasser für die Hände!« Und der Hund tat es nicht. Und er begann zu erzürnen und sagte ihm noch heftiger, er solle doch Wasser bringen. Und der Hund tat es nicht. Und als er sah, daß er es nicht tat, sprang er, arg erbozt, vom Tische auf und packte sein Schwert und ging auf den Hund los. Der nahm, als er ihn kommen sah, Reißaus, und er ihm nach, und beide setzten über Kissen und Tisch und Feuer, bis er ihn endlich hatte, und nun schlug er ihm den Kopf und alle Viere ab und hieb ihn in Stücke, so daß das ganze Haus und der ganze Tisch und die Kissen mit Blut befudelt waren.

Dergestalt grimmig und voller Blut, kam er zurück, um sich zu Tische zu setzen, und wieder blickte er herum, und da sah er einen Kater, und auch dem sagte er, er solle Wasser bringen. Und da es der Kater nicht tat, sagte er: »Was, du elender Nichtsnutz, hast du nicht gesehen, was ich dem Hunde getan habe, weil er sich um meine Befehle nicht scherte? Wahrhaftig, bleibst du auch nur einen Augenblick noch widerspenstig, so geht es dir wie dem Hunde!« Und der Kater gehorchte nicht, ist er es doch eben so wenig wie der Hund gewohnt, Wasser zu bringen. Und weil jener nicht gehorchte, so sprang er auf und packte ihn bei den Pfoten und schleuderte ihn an die Wand und zerschmetterte ihn wohl zu hundert Stücken, und gegen ihn schien er noch grimmiger zu sein als gegen den Hund.

Und in diesem Zorn und Grimm und mit drohendem Gehaben kam er wieder zu Tische, und wieder blickte er nach allen Seiten. Und die Frau, die

alles hatte ansehen müssen, meinte, er sei verrückt oder von Sinnen, und sprach kein Wörtlein. Und wie er so in jeden Winkel blickte, sah er einen Hengst, den er im Hause hatte, und der war sein einziges Pferd, und auch zu ihm sagte er heftig, er solle Wasser bringen. Und da der das nicht tat, sagte er: »Was, gnädiger Herr Hengst, du glaubst vielleicht, ich würde, weil ich kein andres Pferd habe, deiner schonen, wenn du nicht tuft, was ich dich heiße, aber hüte dich wohl: wenn du unseligerweise nicht tuft, was ich dich heiße, so sollst du, das schwöre ich dir bei Gott, eines ebenso elenden Todes sterben wie die andern. Und auf der Welt gibt's nichts Lebendes, mit dem ich nicht, wenn es nicht täte, was ich ihm befehle, ebenso verführe.« Und das Pferd blieb ruhig stehen. Und da er sah, daß es ihm nicht gehorchte, sprang er hin und schlug ihm mit dem wildesten Grimm, den er dartun konnte, den Kopf ab und hieb es in Stücke. Und die Frau, die solchermaßen Zeugin war, wie er das Pferd, obwohl es sein einziges war, tötete und wie er sagte, ebenso werde er jedem tun, der seine Gebote nicht befolge, war überzeugt, daß das nicht zum Späße geschehe, und sie geriet in so große Angst, daß sie nicht mehr wußte, ob sie tot sei oder lebendig.

Also zornig und grimmig und blutig kam er zum Tische zurück, und er schwur, wenn er tausend Pferde und Männer und Weiber hätte, und sie würden von seinen Geboten abweichen, so brächte er sie alle um. Und dann setzte er sich und blickte wieder nach allen Seiten, und das blutige Schwert hatte er über die Knie gelegt. Und wie er so jetzt dorthin, jetzt dahin blickte und nichts Lebendes mehr sah, wandte er seinen Blick gar grimmig auf seine Frau und sagte, das Schwert in der Faust, in größtem Zorne: »Steh auf und gib mir Wasser für die Hände.« Und die Frau, die nichts andres erwartete, als daß er auch sie in Stücke hauen werde, sprang auf und holte ihm das Wasser. Und er sagte zu ihr: »Ha, wie sehr danke ich Gott, daß du getan hast, was ich dich hieß, in der Wut, in die mich diese Narren gebracht haben, hätte ich dir ebenso getan wie ihnen.« Dann befahl er ihr, ihm zu essen zu geben, und sie tat es. Und sooft er ihr etwas sagte, immer sagte er es so heftig und in einem solchen Tone, daß sie allwege glaubte, der Kopf breche ihr zu Scherben. Und so ging der Handel zwischen ihnen in dieser Nacht, daß sie kein Wörtlein redete, sondern tat, was er ihr befahl. Und schließlich gingen sie schlafen. Und nach einer Weile sagte er: »Bei der Wut, die ich heute nacht habe, kann ich nicht richtig schlafen, sieh zu, daß mich in der Frühe niemand weckt, und halte mir ein ordentliches Frühstück bereit.«

Und kaum war es Tag geworden, so kamen die Väter und die Mütter und die Anverwandten an die Tür, und da sie niemand sprechen hörten, so

glaubten sie, der Neuvermählte sei tot oder wund, und in diesem Glauben wurden sie bestärkt, als sie durch die Türritzen nur die Frau und nicht auch den Mann sahen. Und die Frau schlich, da sie sie an der Tür sah, leise und in großer Furcht hin, und das erste, was sie sagte, war: »Narren, unselige, was tut ihr? Wie untersteht ihr euch, an die Tür zu kommen und gar zu reden? Seid still! Sonst seid ihr allesamt Kinder des Todes und ich dazu!« Darob verwunderten sie sich alle sehr, nachdem sie aber erfahren hatten, wie die zwei einig geworden waren, priesen sie den Jüngling höchlich, daß er es verstanden hatte, das Erforderliche zu tun und sich sein Haus ordentlich einzurichten. Und von Stund an war die junge Frau die sanfteste und willigste, und sie führten miteinander das schönste Leben.

Und ein paar Tage darauf wollte es der Schwäher dem Eidam nachtun, und er tötete auf dieselbige Weise einen Hahn, seine Frau aber sagte: »Wahrhaftig, lieber Freund, du beginnst dich etwas spät: und wenn du hundert Pferde tötetest, würde dir das jetzt nichts mehr nützen, damit hättest du früher anfangen sollen: jetzt kennen wir uns schon zu gut.«

DER RÄTSELKAMPF.

ES WAR EINMAL EIN RITTER, DER HATTE VIEL GELD und Gut, aber er vertat alles im Waffenhandwerk. Und als er schließlich gar nichts mehr hatte, hörte er bei einem Turnier einen Herold, der rief aus, der König, sein Herr, fordere männiglich heraus zum Redestreite mit seiner gar klugen Tochter: wer sie überwinde, dem werde er auf der Stelle sein halbes Reich geben und nach seinem Tode das ganze, wem aber sie obliege, der müsse sein Haupt verlieren. In seiner völligen Verzweiflung und weil er so die Möglichkeit hatte, mit einem Schlage alles Verlorene zurückzugewinnen, zog der Ritter hin.

Als er vor dem Könige und dem ganzen Hofe zu dem Redestreit mit der Prinzessin erschien, wurde der Richtblock gebracht, der über und über gerötet war von dem Blute der Unterlegenen. Und die Prinzessin sagte: »Ich lasse Euch die Wahl, ob Ihr mir drei Rätsel aufgeben wollt oder ich Euch.« Er entschied sich für das Fragen und leistete einen Eid, der Wahrheit ihr Recht zu lassen.

Dann begann er: »Auf dem Wege hieher habe ich einen Ritter getroffen, dem sagte ich, eine Meile solle er mich tragen, die nächste würde ich ihn tragen.« — »Das ist nicht schwer zu erraten,« sagte die Prinzessin, »er hat Euch ein Märlein erzählt und Ihr ihm ein andres.«

»Auf dem Wege litt ich unter der großen Kälte, und so stieg ich in einem Hatze ab, um mich zu erwärmen, da das Feuer klein war, fachte ich es mit schlichten Wörtlein an.« Dieses Rätsel konnte die Prinzessin nicht lösen, und so heißte sie Frist bis zum nächsten Morgen, er gewährte sie ihr. Und verdutzt und verwirrt schickte sie eines von ihren Fräulein nach dem andern zu dem Ritter mit dem Auftrage, alles zu tun, was er verlangen werde, wenn er nur die Lösung verrate. Aber er weigerte es einer jeden. Schließlich ging sie selber zu ihm, und ihr enthüllte er die Lösung gegen das Versprechen, sie werde keinen Gebrauch davon machen.

Und am Morgen nahm der Streit seinen Fortgang, und auf seine Frage sagte sie die Lösung, daß die schlichten Wörtlein der Inhalt seines Stunden- oder Gebetbuchs seien, das er verbrannt habe, und dann forderte sie ihn auf, die dritte Frage zu stellen. Und er sagte: »Ich kam in einen Wald, und da war

manch schöne Hindin, und alle kamen zu mir und fügten sich zu mir, und alle
ließ ich laufen bis auf eine, und die habe ich durchbohrt.« Und sie antwortete:
»Das weiß ich nicht.« So war er denn Sieger und gewann alles zurück, was
er im Waffenspiel verloren hatte.

DIE ANGST VOR DEM KATER.

EIN RITTER FREITE UM EINE DAME, ABER SIE WIES seine Bewerbung ab. Da verkleidete er sich, so daß ihn niemand erkennen konnte, und stellte sich närrisch und dumm, und so ging er noch einmal zu ihr.

Sie war argwöhnisch, und um hinter die Wahrheit zu kommen, stach sie ihn mit Nadeln, und sie setzte ihm einen Kater auf das Haupt, und der kratzte ihn allenthalben, so daß ihm die Haut in Stücke ging, aber der Ritter gab seine Verstellung nicht auf. Derart seiner Stummheit versichert, ging die Dame am Abende mit ihm zu Bette.

Und am Morgen stand er auf und begab sich zum Turnier, und er ward Sieger, und die Dame bat ihn zu bleiben. Da sagte er: »Ich getraue es mich nicht wegen des Katers.« Die Dame verstand ihn, und so hatte sie verdienstermaßen die Schande.

WAHRGESAGT UND GLÜCK ERJAGT.

IN DEM LANDE VON MAILAND WAR EINMAL EIN KNABE, Kürbeis mit Namen, der Sohn eines mäßig wohlhabenden Bauern, und als der Vater starb, war er ein hübscher Junge von zwölf Jahren. Und die Mutter sagte zu ihm: »Kürbeis, nun müssen wir mit dem leben, was uns dein Vater hinterlassen hat, aber ich dächte, wir machen hin und wieder Holz und bringen es nach Mailand, und das wollen wir mit unfrem Esel tun, wie unsere Nachbarn.« Und das tat der Knabe, und er brachte manch schönes Stück Geld von Mailand heim. Eines Tages aber, als er in einem Erlensbusch Holz gemacht hatte, konnte der Esel, da es stark geregnet hatte, nicht los aus dem Schlamm, und gefressen hatte er auch zu wenig, und so verendete er. Kürbeis häutete ihn ab und trug die Haut nach Mailand und verkaufte sie, das Geld brachte er seiner Mutter. Sie ließ sich den Hergang erzählen und tröstete ihn, daß sie einen andern Esel kaufen würden, und dann gingen sie schlafen. Am Morgen aber ging Kürbeis nachsehen, was aus dem Esel geworden sei, und da sah er eine Menge Vögel um ihn. Und er dachte: »Hätte ich so einen Vogel, so wäre ich reich.« Und er nahm Steine und verschleuderte die Vögel, und dann kroch er in den Leib des Esels, und die Raben kamen wieder, und er fing einen, den band er sich mit einer Schnur an, und eine solche Freude war in ihm, daß er nicht daran dachte, zu seiner Mutter heimzukehren, sondern sich auf die Wanderung machte in der Richtung gen Sonnenuntergang.

Am Abend kam er in ein Dorf, etwa fünfzehn Meilen von Mailand, und da es Nacht werden wollte, ging er in ein Bauernhaus und bat die Frau um Herberge für sich und seinen Vogel, und die Frau sagte: »Mein Mann ist nicht da, aber warte auf ihn, er wird dich wohl behalten.« Kürbeis wartete also und setzte sich an die Haustür. Unterdessen nahm die Frau aus einer Schüssel einen gebratenen Kapaun, schlug ihn in ein Tuch und legte ihn in den Schrein, dann nahm sie aus einer Stürze eine Hühnerpafete und tat sie in ein Schränkchen, und schließlich öffnete sie den Backofen, zog einen Käsekuchen heraus und legte ihn auch in den Schrein. Kürbeis stellte sich nichts zu sehen, und die Frau meinte, er kümmere sich um nichts. Bald darauf kam der Bauer heim, der Bartel hieß, und er fragte seine Frau: »Sofie, wer ist der Burfche?« Sie sagte: »Er will bei

uns übernachten, und wenn du willst, so bin ich es zufrieden.« Bartel sagte: »Meinetwegen«, setzte sich zu Tische und sagte dem Burschen, er solle mit ihm essen. Kürbeis, der Hunger hatte, meinte, nun würden die Sachen aufgetragen werden, die die Frau weggelegt hatte, und setzte sich froh zu Tische mit dem Raben im Arm. Die Frau aber brachte Hirsebrod, ein paar kalte Bohnen und zwei schlechte Fische mit etlichen Blättern Lauch. Bartel, der den ganzen Tag ein Feld nahe beim Haufe umgegraben hatte, war tüchtig hungrig, er aß und ebenso Kürbeis, wenn es ihnen auch nicht allzu gut schmeckte. Auch die Frau nahm, nachdem sie ein wenig Wein gehoben hatte, einige Bissen, und so aßen sie einträchtig miteinander. Dann wies Bartel dem Burschen eine Schlafstelle an und ging mit seiner Frau schlafen.

Da nichts von dem, was die Frau zur Seite gestellt hatte, auf den Tisch gekommen war, hielt Kürbeis fest dafür, daß die Frau einen schlechten Wandel führe, und das gedachte er, um ein besseres Essen als vorhin zu bekommen, Bartel auf eine neue Weise beizubringen. Nach einer Weile kniff er den Raben in das Bein, und der begann zu krächzen. Und er hieß ihn stille sein und sagte: »Es ist nicht recht, daß du den guten Mann und die Frau weckst, wo du doch weißt, wie trefflich sie uns bewirtet haben.« Bartel hörte das alles, da fragte er: »Was hat er gesagt?« Kürbeis antwortete: »Er hat gesagt, er möchte ein Stückchen von der Hühnerpastete in dem Schränkchen.« Bartel sprang auf und zu dem Schränkchen, da fand er die Pastete. Sofort hieß er auch Kürbeis aufstehen und holte Brod, und sie aßen die Pastete miteinander, und auch der Rabe bekam seinen Teil. Und Bartel sagte: »Mich behandelt Sofie auf diese Weise und gibt mir Hirsebrod und Bohnen, und sie ist mit irgendeinem Pfaffen Hühnerpasteten.« Und die Frau, die alles hörte, vermaledeite den Burschen, daß er gekommen war.

Nach zwei Stunden machte Kürbeis den Raben wieder krächzen und tadelte ihn wieder mit lauter Rede, und Bartel fragte wieder, was der Rabe mit seinem Geschrei wolle, und Kürbeis antwortete: »Nichts will er sonst, als etwas von dem Kapaun und dem Käsekuchen in dem Schrein.« Bartel sprang auf und zu dem Schrein, da fand er einen Kapaun und einen Käsekuchen. Wieder rief er Kürbeis und aß mit ihm, nachdem er Wein geholt hatte, den Kapaun und den Kuchen, und auch dem Raben gaben sie davon, und die Frau murrte. Und Bartel sagte zu Kürbeis: »Sag mir doch, bitte, was ist das für ein Vogel?« Kürbeis antwortete: »Das ist ein Wahrfager, und er sagt alles wahr, was des Tages oder nächstens geschieht.« — »Nach dem, was ich gesehen habe,« sagte Bartel, »glaube ich es, und darum bitte ich dich, verkauf mir ihn.« Kürbeis aber sagte: »So viel Geld hast du nicht.« Und Bartel sagte: »Ich gebe dir fünf=

hundert Gulden und ein Paar Ochsen«, und Kürbeis sagte: «Da du mich heute aufgenommen hast, so bin ich es zufrieden, aber sagen muß ich dir noch, daß er sofort stirbt, wenn ihm jemand auf den Kopf pißt, anders kann er nicht sterben.» Und Bartel sagte: »Ich werde ihn an einer Schnur auf eine so hohe Stange setzen, daß ihm niemand wird auf den Kopf pissen können.« Und Kürbeis! sagte, das dünke ihn sehr vernünftig. Frau Sofie aber, die alles gehört hatte, war ganz still.

Als es Tag geworden war, machte sich Kürbeis mit dem Gelde und den Ochsen auf den Weg, und er ging gegen Untergang. Bartel richtete die Stange her und setzte den Wahrlager hinauf, nahm seine Kühe und ging auf das Feld neben dem Hause zur Arbeit. Die Frau blieb mißvergnügt und traurig allein zu Hause. Da kam der Dorfpfaff und sagte: »Wie geht's uns?« Sie sagte: »Schlecht.« Und der Pfaff: »Warum?« Und sie erzählte die Geschichte mit der Pastete und dem Kapaun und dem Kuchen und von dem Burschen und dem Wahrlager und wie ihn Bartel um fünfhundert Gulden und ein Paar Ochsen gekauft habe, so daß sie es fortan nicht mehr miteinander haben könnten. Und der Pfaff sagte: »Und warum sollten wir mit dem Wahrlager nicht fertig werden? Kann man ihn denn nicht umbringen?« Die Frau sagte: »O ja, wenn einer auf ihn pißt.« — »Das tue ich gern.« — »Wie denn?« — Sagte der Pfaff: »Ich steige aufs Dach, du podst innen über dem Kopf des Wahrlagers, und ich mache ein Loch ins Dach und stecke meinen Gefellen durch und pisse den Wahrlager tot.« Sagte die Frau: »Gott gebe Euerm Gefellen Wachstum und Kraft, so recht habt Ihr gesprochen!« Und der Pfaff stieg auf das Dach, Frau Sofie stieß mit einer Stange hinauf, der Pfaff deckte es ab, steckte seinen Gefellen durch das Sparrwerk recht weit hinein und begann zu pissen. Der Rabe, den ja jedes Aas lockt, roch nicht so bald das Aas des Pfaffen, als er aufblickte, und da er den Gefellen des Pfaffen sah, fuhr er in der Meinung, es sei ein Aas, was ja auch stimmte, mit den Klauen auf ihn los und packte ihn mit dem Schnabel. Dergestalt an dem Gemächt gefaßt, begann der Pfaff erbärmlich zu schreien. Bartel auf dem Felde blickte auf, da sah er den schreienden Pfaffen auf dem Dache. Sofort lief er heim, und nun sah er, wie sein Wahrlager mit dem Aas des Pfaffen umging, und er schrie: »Wahrlager, halt fest!« Und der Pfaff sagte vor Schmerz und Todesfurcht, als er Bartel hörte: »Hilf mir, Bartel!« Bartel schrie wieder: »Nicht auslassen, Wahrlager!« Endlich sagte der Pfaff in seiner großen Angst: »Bartel, ich verspreche dir, wenn du machst, daß mich der Wahrlager losläßt, so komme ich nie mehr in dein Haus, und überdies gebe ich dir noch dreihundert Gulden und ein Pferd und einen neuen Chorrock.« Dies gehört, sagte Bartel, er sei einverstanden. Und er nahm die Schnur, an die der Wahrlager

gebunden war, und riß daran, so daß das ganze Aas des Pfaffen in Fetzen ging, wie der denn auch dann nicht mehr lange lebte, und der Pfaff holte die dreihundert Gulden und das Pferd und den Chorrock, und er schlich schier tot weg. Und Bartel bestieg das Pferd und nahm die dreihundert Gulden und den Chorrock und ritt die Straße, die Kürbeis gegangen war. Und als er ihn eingeholt hatte, erzählte er ihm die Geschichte von dem Wahrlager und dem Pfaffen, und dann sagte er: »Ich habe dich nicht richtig bezahlt, da gebe ich dir noch das Pferd und dreihundert Gulden, aber ich bitte dich, gib mir die Ochsen zurück und laß mir den Chorrock.« Kürbeis sagte, er sei es zufrieden, und nahm das Geld und das Pferd und gab die Ochsen zurück, und sie befahlen einander dem Herrgott. Und als Kürbeis mit seinen achthundert Gulden in der Tasche zu Pferde gestiegen war, sagte er: »Jetzt kann ich ein großer Herr sein, und weil ich zu Pferde bin und so viel Geld habe, so will ich fortan nicht mehr Kürbeis heißen, sondern der Herr vom Turm.« Und er schlug den Weg nach Troyes in der Champagne ein und überschritt bei Brig die Alpen, und so gelangte er in die Ebene der Champagne.

Unterm Reiten sah er einen, der hoch aufgerichtet da stand, als wollte er jetzt und jetzt laufen, verwundert ritt er hin zu ihm und fragte ihn, was er mache. Der Mann antwortete: »Einen Rehbock will ich fangen.« — »Aber du hast doch weder Hund noch Netz, wie willst du ihn fangen?« — »Ich fange ihn laufend.« — »Wie kann das sein?« — »Warte, so wirst du es sehen.« Nach einer Weile brach ein Bock aus dem Busche, und schon war der Mann hinter ihm her, und in ein paar Sätzen hatte er ihn gefangen und brachte ihn dem Herrn vom Turm mit den Worten: »Jetzt seht Ihr, wie ich laufe.« Turm antwortete: »Wahrhaftig, du läufft gut, und ich sage dir, wenn du mit mir kommen willst, so gebe ich dir hundert Gulden und die Kost, und gewinne ich etwas, so erhältst du deinen Teil; aber sag mir deinen Namen.« Der Mann antwortete: »Ich heiße Rundum, und ich will mit dir gehen, und gib mir die hundert Gulden.« Turm zog den Beutel und gab ihm hundert Gulden, und Rundum ging mit ihm.

Nach einem Stück Weges sah Turm in einiger Entfernung einen Mann auf der Erde liegen, und er sagte zu Rundum: »Der muß tot sein.« Rundum sagte: »Ich will nachsehen.« Und schon war er auch bei ihm, und da sah er, daß er lebte. Auch Turm kam hin, und er sah, daß der Mann das Ohr an die Erde hielt, er fragte ihn: »Was machst du?« — »Ich höre, wie das Gras wächst.« Turm war baß erstaunt und wollte es nicht glauben, aber der Mann sagte: »Ich habe gehört, wie Ihr sagtet: »Der ist tot.« Nun fragte ihn Turm, ob er mit ihm ziehen wolle und wie er heiße, und der Mann sagte: »Mein Name ist Hord-

auf, und wenn Ihr mir einen Lohn zahlt, so bin ich einverstanden.« Turm bot ihm hundert Gulden, und Hordauf ging mit ihnen.

Wieder nach einem Weildchen trafen sie einen, der stand da mit gespannter Armbruft und den Bolzen aufgelegt, und Turm fragte ihn, was er mache. »Ich will mir einen Vogel zum Frühstück schießen.« — »Wie wolltest du denn hier einen bekommen, wo kein Baum ist, daß die Vögel auffitzen könnten?« — »Wenn du warten willst, so wirst du sehen, was du nicht glaubst.« Und als dann eine Schwalbe hoch in der Luft dahinflog, schoß sie der Mann, so daß sie Turm zu Füßen fiel. Der meinte, da er diese Geschicklichkeit sah, daß auch dieser ein guter Gefell wäre, fragte ihn um den Namen und bot ihm, wenn er mitgehen wolle, hundert Gulden, und der Mann sagte, er heiße Gradaus und er gehe mit, und nahm die hundert Gulden, und so zogen sie weiter.

Sie waren nur noch eine Tagereise von Paris, da trafen sie einen, der saß vor einem Mühlwerk ohne Wasserrad und ohne Windflügel. Turm sagte: »Was macht der nur?« Und sie gingen hin und fragten ihn. Er antwortete: »Ich mahle Korn mit meinem Blasen.« Turm sagte: »Da mußt du einen guten Atem haben.« Der Mann sagte: »Ihr sollt Euch überzeugen.« Und er schüttete drei Scheffel Korn in den Rumpf und blies den Mühlstein an, und der begann sich zu drehen und drehte sich, bis die drei Scheffel Korn gemahlen waren. Turm fragte ihn, ob er für hundert Gulden mitgehen wolle und wie er heiße. Der Mann antwortete: »Ich bin der Feger und bin mit den hundert Gulden zufrieden.« Turm gab sie ihm, und auch der Feger ging mit.

Als sich nun der Herr vom Turm mit seinen Gefellen der Stadt Paris näherte, hörte er sagen, König Philipp habe eine Tochter, Drufiana mit Namen, eine mannbare Jungfrau, und es sei festgesetzt, wer sie im Wettlaufe besiege, der solle sie zur Gattin erhalten, und wer verliere, müsse sterben, viele hätten es schon gewagt, aber alleamt seien sie hingerichtet worden, weil ihnen die Jungfrau vorgekommen sei. Dies gehört, nahm Turm Rundum beiseite und fragte ihn, ob er mit Drufiana laufen und ihr die Stirn bieten wolle. Rundum sagte: »Herr, zweifelt nicht daran, ich werde ihr obliegen, auch wenn sie flöge, und Ihr werdet Euern Willen an ihr haben.« Dem Herrn vom Turm gefiel die schöne Rede und das Angebot Rundums, und zu den andern drei gewandt, sagte er: »Und was meint ihr?« Der Feger sagte: »Herr, da du einmal Königs Philipps Tochter, die schöne Läuferin, haben willst, so sage ich dir wahrhaftig, ich verspreche dir, daß ich sie, wenn Rundum sie nicht erlaufen könnte, mit meinem Blasen zurückhalten würde, so daß er leicht vor ihr ans Ziel kommen wird, und so wirst du Drufiana bekommen.« Der Herr vom Turm sagte befriedigt: »Nun, und ihr zwei, was sagt ihr?« Da sagten Hordauf und Gradaus, sie

würden mit ihren Künften zur Stelle sein, und wenn es die Not erheifchte, so würden sie tun, was geschehen müßte. Der Herr vom Turm war mit allem zufrieden und ließ es sich versprechen.

In Paris angelangt, stiegen sie in einer Herberge ab, der Herr vom Turm kleidete sie allesamt und ließ sie einige Tage der Ruhe pflegen, und dann ging er an den Hof zu König Philipp und sagte ihm, er sei gekommen, um sein Eidam zu werden, und er wolle sich dem geltenden Brauche unterwerfen. Der König sagte, ihm sei es recht, und er setzte einen Tag fest, dann ließ er den Herrn vom Turm in Gewahrsam nehmen, um ihm, wenn der verliere, den er gestellt hatte, damit er mit Drufiana laufe, den Kopf ab schlagen zu lassen.

Der bestimmte Tag, ein Sonntag, war da, die Zuschauer hatten sich eingestellt, und Rundum trat vor den König und fragte, wo die Bahn sei. Und der König sagte: »Ihr werdet jedes mit einer Lederflasche nach St. Denis laufen, und wer früher die Flasche voll Wassers aus dem Quell von St. Denis zurückbringt, soll Sieger sein, und wer hintenbleibt, wird verloren haben.« Dies gehört, sagte Rundum: »Gib also das Zeichen!« Der Feger aber hatte sich mit Horchau und Gradaus an der Straße aufgestellt, und sie warteten auch auf das Zeichen. Und kaum war das Zeichen gegeben und hatte das Fräulein zu laufen begonnen, so war auch schon Rundum, der ja jegliches Wesen an Schnelligkeit übertraf, in St. Denis, füllte die Flasche mit dem Wasser des Quells und lief zurück, und auf dem halben Wege traf er Drufiana. Und sie hielt ihn auf und sagte: »Nun sehe ich, Jüngling, daß du gewonnen hast, und wahrhaftig, ich sage dir, gut hast du deinem und meinem Herrn gedient! Und darum könnten wir unbesorgt ein wenig rasten.« Durch diese süßen Worte bewogen, setzte sich Rundum mit Drufiana, und die begann gar süß zu singen und sang ihn richtig in den Schlaf. Und als sie sah, daß er schlief, zog sie ihm unter dem Kopf die Flasche mit dem Wasser weg und tat die leere an ihre Stelle, und damit trat sie den Rückweg nach Paris an. Der Feger aber sagte, da er Drufiana kommen sah: »Es steht schlimm.« Und er trat ihr entgegen und blies sie zurück, und als sie wieder näher kam, trieb er sie zehnmal so weit rückwärts, und so hielt er sie einige Zeit auf. Als aber Rundum noch immer nicht kommen wollte, sagte er: »Wahrhaftig, er ist tot.« Da sagte Horchau: »Sofort werde ich wissen, was es mit ihm ist«, und er legte das Ohr an die Erde und sagte: »Er schläft.« Und Gradaus sagte: »Wieweit kann es sein, wo er schläft? Und an welcher Straßenseite hat er sich niedergelegt?« Horchau sagte: »Drei Meilen und an der rechten Seite.« Und Gradaus spannte die Armbrust und legte einen Bolzen auf, und er durchschob die Flasche unter Rundums Kopf. Der ward munter, und als er die leere Flasche sah, dachte er: »Ich bin betrogen worden.« In der Hoffnung aber, der

Feger werde die Jungfrau zurückgehalten haben, nahm er die Flasche, lief zurück nach St. Denis, füllte sie, kehrte um, und in einem Augenblicke war er in Paris, früher als das Fräulein.

Nach der Vermählung seiner Tochter, die mit großen Festlichkeiten begangen wurde, gab König Philipp seinem Eidam, dem Herrn vom Turm, einen Teil Frankreichs, und der Herr vom Turm machte seine Gefellen Rundum, den Feger, Gradaus und Hordhauf zu Grafen und begabte sie mit Land, und so lebten sie alleamt lange Zeit in Freuden und Glück.

DER QUELL DES LEBENS.

ES WAR EINMAL EIN KÖNIG, DER LAG AN EINER unheilbaren Krankheit danieder, und von dem Arzte erfuhr er, daß er nie würde geheilt werden können, er hätte denn Wasser von dem Lebensquell, das eine Arznei für jegliches Siedtum sei. Da rief er seine drei Söhne zu sich und bat sie, durch die Lande zu ziehen und die Wasser zu versuchen, und dem, der ihm das Wasser des Lebens bringe, dem werde er das Reich hinterlassen. Die Söhne ließen sich Geld geben und verteilten die ganze Erde unter sich dergestalt, daß der eine an den Ufern, der andere durch die Ebenen und der jüngste über die Berge gehen sollte.

Schließlich kam der jüngste auf seiner Wanderung durch ungeheure Wälder und zu einem Haufe, und dort lebte ein Greis, von dem er belehrt werden sollte, wo der Quell der Jugend sei, und der Greis legte ihm viele und vielerlei Gefahren dar, die seiner harrten, und er sagte: »Wenn du dich nicht getrauft, sie anzupacken und zu überwinden, wäre es besser, du bleibest, als du gehst.« Die erste Gefahr sei eine Schlange, und die habe er zu töten. Und die zweite sei ein Schwarm von Mägdlein, die dürfe er nicht ansehen. Die dritte Gefahr sei, daß er bei einer Begegnung mit Rittern und Baronen, die ihm allerlei Waffen anbieten würden, etwas davon annehme. Und die vierte sei bei dem Eintritt in den Palaß, wo die Jungfrau sei, die den Schlüssel zu dem Lebensquell habe: denn an der Pforte seien Glöckchen, und die erklingen bei der leisesten Berührung, und dann würden Ritter kommen und den Fremdling töten, und gegen diese Gefahr gab ihm der Einsiedler einen Schwamm, mit dem sollte er die Glöckchen füllen, auf daß sie nicht tönten. Und damit ging der Jüngling.

Die Schlange reckte sich gegen ihn, aber er sprang sie mit der Lanze an und tötete sie mit geringer Mühe. Dann führte ihn der Weg zu einer Wiese, und da kamen ihm schöne Frauen entgegen, und er verhüllte sein Gesicht und schied wortlos von ihnen. Und als er zu einer prächtigen Burg gekommen war, bewillkommneten ihn Ritter und Barone und boten ihm Waffen jeglicher Art zum Geschenke und wollten ihn mit edeln Rossen begaben, und er verschmähte alles. Und bei dem Palaße angelangt, füllte er die Glocken mit dem Schwamme,

und dann trat er ein, und da sah er eine Maid von wunderbarer Schönheit, und er bat sie, ihm von dem Wasser des Jugendquells zu geben. Und sie sagte: »Von meinem Vater ist mir gesagt worden, ich solle meine Hand dem Ritter reichen, der nach Überwindung all der Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen würden, zu mir kommen werde, und weil das du bist, so sollst du nicht nur Wasser von dem Jugendquell, sondern auch mich haben, die ich deine Gattin sein will.«

Und nachdem er sich mit der Jungfrau vermählt hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück und gab ihm das Fläschchen mit dem Wasser des Lebens, und der Vater gab ihm das Reich.

DER RÄUBER UND SEINE SÖHNE.

ES WAR EINMAL EIN WEIT UND BREIT BERUFENER Räuber, der hatte sich, um durch Diebstahl, Plünderung und Mord Reichthümer zu sammeln, mit vielen zusammengetan, die diesem schlechten, verkehrten Wege nachstrebten, und als ihr Hauptmann schlug er seine Wohnung nicht in den Mauern der Stadt oder hinter den Gräben der Burgen auf, sondern in Einöden, Gräften und Höhlen der Berge und in dem dunklen Dickicht der Wälder, und bei Tag und bei Nacht lauerte er mit seinen Gefellen an schwierigen Übergängen der königlichen Straßen, und wer ihm, wie es das Verhängnis wollte, in die Hände fiel, dem raubte er, wes Standes oder Geschlechts er auch war, erbarmungslos Gut und Leben. In solcher Bosheit verbrachte er sein Leben bis auf seine alten Tage, als er aber dermaßen eine ungeheuere Menge Goldes und Silbers errafft hatte, entsagte er endlich in der Erkenntnis, daß keine Tat unbestraft und kein Geheimnis verborgen bleibt¹⁾ und daß die auf Unbill gegründete Macht nicht allzu lang in Bosheit prangen²⁾ kann, seinem schlimmen Wandel, um den Rest seines Lebens in Ehrbarkeit und Tugendübung zu verbringen. Und männiglich wunderte sich, daß der Mohr seine Haut gewechselt und der bunte Panter die bunten Flecken abgetan hatte³⁾.

Und als er dann gar alt und schwach geworden war, wollte er die drei Söhne, die ihm seine Gattin geboren hatte, einen ehrlichen Beruf als den feinigsten lernen lassen, und er schlug ihnen allerlei Handwerk und Hantierung vor und ließ ihnen die Freiheit der Wahl, und jeder sollte ein Drittel seines Guts erhalten. Sie hielten Rat miteinander, und dann gaben sie einstimmig die Antwort, sie wollten kein andres Handwerk treiben als das, womit der Vater sich und sie ernährt hatte. Der Vater aber sagte: »Da es denn euer einstimmiger Wunsch ist, von der Ehrlichkeit und dem sicheren Wege abzugehen und den Unglücksweg einzuschlagen, der in Gefahr und Verderben führt und auf dem es keine Umkehr gibt, so mag es mit eurer Wahl sein Bewenden haben, und ihr mögt in Lebensgefahr und bei Sommerhitze und Winterfrost nach neuen

¹⁾ Matthäus, 10, 26. ²⁾ Jeremia, 11, 15. ³⁾ Jeremia, 13, 23, vgl. auch eine Stelle in der ersten Strafrede für Kaiser Julian von Gregor von Nazianz (Migne, Patr. graeca, XXXIV, 584), Hadrin Junius übersetzt sie: »*Ut panthera versicolor maculas non amittit, nec Aethiops colorem mutat . . .*« Adagia, 1643, 389).

Reichtümern trachten, denn von den meinigen bekommt ihr keiner auch nur einen Groschen. Immerhin sollt ihr bedenken, daß nur wenigen, die diesen Weg beschreiten, ein glücklicher Ausgang beschieden ist.« Die Söhne aber verachteten die väterlichen Ermahnungen und wollten gleich in der folgenden Nacht das Pferd der Königin stehlen, das einen unermesslichen Wert hatte, und das machten sie so:

Da sie gehört hatten, das Pferd verschmähe jedes Futter außer Roßwilde, so sammelten sie von diesem Grafe ein Bündel, und darein steckten sie den jüngsten von ihnen, und das Bündel trugen sie gegen Abend auf den Markt, um es feil zu halten. Und der Stallmeister der Königin, der in gewohnter Weise auf den Markt ging, kaufte es und trug es auf den Schultern in den Stall und legte es dem Pferde in die Krippe, dann verfloß er die Tür und ging schlafen. Und um Mitternacht, wo alle Sterblichen in tiefstem Schlaf liegen, machte sich der, der im grünen Grafe lauerte ¹⁾, los, legte dem Pferde den goldenen Zaum an, behängte es mit der seidenen Decke und verfuhr es mit dem Sattel und dem Brustriemen und dem ganzen Geschirr, das aus dem lautersten Golde war, und die Schellen aus demselben Metall, die herabgingen, verstopfte er, auf daß sie keinen Klang gäben, mit Wachs. Dann öffnete er die Tür, bestieg das Pferd und schlug in scharfem Trab den Weg ein zu dem Orte, wohin ihn die Brüder beschieden hatten. Aber der Anfang des Diebshandwerkes gelang ihm nicht wohl, denn die Stadtwächter sahen ihn, und sie verfolgten ihn, und an dem vorbestimmten Orte angelangt, wurde er samt seinen Brüdern ergriffen. Am Morgen wurden sie dann alle drei vor die Königin geführt, und als die sah, daß sie gar weidliche Gefellen waren, und hörte, sie seien die Söhne jenes einst berühmten Räubers, der ihr ein Freund war, so ließ sie sie zurück in den Kerker führen und schickte um den Vater. Und der kam, und die Königin fragte ihn, ob er seine Söhne lösen wolle, er aber sagte, nicht einen Pfennig wolle er an sie wenden. Da sagte die Königin: »Erzähle mir die ärgsten Abenteuer, die dir bei der Räuberei zugestoßen sind, und ich will dir die Söhne in Freiheit zurückgeben.« Und der alte Räuber sagte: »Wenn es, um mit dem Dichter zu sprechen, leicht ist, Worte zu verlieren, und gering nur der Schade ²⁾, so erachte ich es für viel leichter, mit Worten zu gewinnen. Vernimm denn, o Königin, für dein Versprechen die Abenteuer, die mir am meisten Schrecken gebracht haben.

Wir hatten einmal gehört, daß ein Riese, der viel Tausende Mark Goldes und Silbers besaß, etwa zwanzig Meilen hinter der letzten Siedelung der Menschen in einer Einöde lebe. Da taten wir uns in Geldgier unfer hundert Räuber zusammen, und unter großer Mühsal gelangten wir zu seiner Behaufung,

¹⁾ Virgil, *Georgica*, IV, 457f. ²⁾ Ovid, *Her.*, VII, 6.

zu unserer Freude war er nicht da, und so trugen wir alles Gold und Silber weg, das wir nur finden konnten. Als wir dann aber, uns völlig sicher fühlend, auf dem Heimwege waren, kam uns jener Riese mit neun andern unversehens über den Hals, und wir hundert wurden, ach, die Schande!, von den zehnen gefangen. Und sie teilten uns unter sich auf, und ich fiel mit neun meiner Gefellen auf den Teil des Riesen, dem wir die Schätze genommen hatten, und er, der wie ein Denkmal von mehr als dreizehn Ellen Höhe ausah, band uns die Hände auf den Rücken und trieb uns wie eine Herde Schafe in seine Behaufung. Wir boten ihm ein unermessliches Lösegeld, er aber antwortete höhnisch, er nehme nichts sonst als unser Fleisch, langte sich auf der Stelle den Feistesten unter uns heraus, erwürgte und zerstückelte ihn und warf die Brocken, einen nach dem andern, in den Kessel. Aber warum so viel Worte? So wie diesen erwürgte, siedete und verzehrte er alle meine Gefellen, und mich zwang er, von jeglichem zu essen. Und als er dann auch mich abkehlen wollte, log ich ihm vor, ich sei Arzt, und versprach ihm, ich würde ihm, wenn er mir das Leben schenke, die Augen heilen, die ihn arg schmerzten. Und um der Heilung seiner Augen willen stimmte er zu, bat mich auch überdies, das Verheißene rasch zuwege zu bringen, und so setzte ich einen Eimer Öl ans Feuer und tat dazu Kalk, Salz, Schwefel und Operment und wovon ich sonst noch wußte, daß es den Augen schädlich ist, und das zischende Gemengsel goß ich ihm unversehens über den Kopf. Und das siedende Öl fraß ihm das Fleisch von den Knochen und runzelte ihm die Haut und dörrete ihm die Sehnen und nahm ihm auch das letzte Restchen von Augenlicht, und wie sich dann dieses ungeheure Denkmal gleich einem, der die fallende Sucht hat, auf den Fliesen wälzte, brüllend jetzt wie ein Löwe, jetzt wie ein Stier, bot es mir ein entsetzliches Schauspiel. Als ihm aber keine Linderung seiner Schmerzen ward, packte er in grimmiger Wut seine Keule und schlug damit wild herum auf die Wände und den Estrich. Was sollte ich tun? Wohin fliehen? Ringsum war das Haus fest gemauert, und keinen Ausgang gab's als die Tür, und die war mit eisernen Riegeln verschlossen, und so blieb mir nichts übrig, als über eine Leiter unter das Dach zu steigen, und dort hängte ich mich mit beiden Händen an einen Balken, und so hing ich die Nacht und den ganzen Tag. Als ich das aber nicht mehr aushalten konnte, stieg ich wieder hinab und verbarg mich bald hier, bald dort, einmal zwischen den Schenkeln des Riesen selber, ein andermal in der Herde seiner Schafe, deren hatte er wohl tausend, und in der Frühe entließ er sie, nachdem er sie gezählt und das feinste zurückbehalten hatte, auf die Weide, und am Abende kamen sie, ich weiß nicht, durch was Zauber oder Malefiz von selber vollzählig heim. Und um endlich zu entrinnen, legte ich ein zottiges Widderfell an und befestigte mir Hörner an

dem Kopfe, und so mischte ich mich unter die hinausgehenden Schafe. Und als ich ihm unter die zählenden Hände kam, behielt er mich nach der Betaftung als feist zurück und sagte: »Mit dir werde ich mir zum Frühstück den Wanst füllen.« So lief ich ihm siebenmal unter die Hände, und siebenmal behielt er mich zurück, und immer wieder ent schlüpfte ich ihm. Zuletzt aber, als ich ihm wieder unter die Hände gekommen war und er mich befühlte, da packte ihn der Zorn, und er jagte mich zur Tür hinaus und schrie: »Weg mit dir! Die Wölfe mögen dich fressen, weil du deinen Herrn so oft getäuscht hast!« Und ich lief davon, und als ich von dem Haufe einen Steinwurf weit entfernt war, begann ich ihn zu höhnen, er aber zog sich einen Ring vom Finger und sagte: «Nimm ihn als Geschenk, unziemlich wäre es, daß du von einem solchen Manne unbegabt schiedest.» Und ich steckte den Ring an, und schon war ich, ich weiß nicht, durch welches Malefiz gezwungen, in einem fort zu rufen: »Da bin ich, da bin ich.« Und trotz seiner Blindheit folgte er ununterbrochen der Stimme, sprang über Baumgärten oder trat sie nieder und rückte heran gleich als ein gewaltiges Ungetüm. Er war schon ganz nahe bei mir, als ich mir, da ich meinem Geschrei keinen Einhalt tun und auch den Ring nicht von dem Finger bringen konnte, diesen abbiß und ihn ihm hinwarf. So hatte ich denn meinen Leib um den Preis eines Gliedes gerettet.

Und mit der Erzählung dieses einen Abenteuers mit seinen vielen Gefahren habe ich, Königin, den einen Sohn gelöst, für die andern zwei will ich andere Erlebnisse berichten.

Dergestalt dem Riesen entronnen, begann ich, ohne eine Ahnung, wohin ich mich wenden sollte, die unwegsame Wildnis zu durchirren. Oft und oft erkletterte ich hohe Tannen und Zedern, oft auch Bergespitzen, ob ich wenigstens in der Ferne eine wirtliche Gegend erspähen könnte, aber weit und breit war nichts zu sehen als Wälder und Himmel. Und von den Zinnen der Berge stieg ich gleich als in einen Abgrund in die Tiefe der Täler und dann wieder himmelan auf Bergespitzen. Wieviel Löwen, Bären, Eber, Panther und Wölfe ich traf, auf wieviel Büffel- und Waldeselherden ich stieß, wieviel bockfüßige Waldleute, wieviel Gattungen von Ungeheuern, die gegen mich Fremdling, ich weiß nicht, was zwischen den Zähnen murrten, wieviel zwei- und dreiköpfige Schlangen, die wider mich zischten, mir in den Weg liefen, daran auch nur zu denken, jagt mir Schrecken ein. Nachdem ich aber zwei Tage lang über Bergstürze und Talmulden, zwischen Raubtieren und Schlangen hungernd, matt und furchtsam herumgeirrt war, gelangte ich endlich, als sich die Sonne gegen Abend neigte, auf eine Bergespitze, und siehe da, in einer finstern, erschrecklich tiefen Schlucht erblicke ich in der Ferne einen Rauch, wie er von einem Backofen aufsteigt. Ich

merke mir den Ort, eile den Berg hinab, und siehe, an seinem Fuße finde ich drei Räuber, die vor kurzem gehenkt worden waren. Entsetzen packt mich, und ich beginne zu zaudern und an meinem Heil zu verzweifeln in der Meinung, ich sei wieder in das Gebiet irgendeines Riefen gekommen. Endlich aber aus der Not Mut schöpfend und auch des Lebens überdrüssig geworden, gehe ich vor mich hin, und so komme ich zu einer Hütte, deren Tür offen steht, und drinnen sehe ich eine Frau mit einem Kindlein bei Kohlenglut sitzen.

Ich trete ein, grüße sie und frage sie, was sie hier so allein mache, ob sie einen Gatten habe und wie weit es noch zu Siedelungen von Menschen sei, und sie sagt mir, bis zu den ersten Menschen seien es noch dreißig Meilen, und erzählt mir, in der verwidnenen Nacht sei sie von Unholdinnen von der Brust ihres Mannes gerissen und in die Wildnis entführt worden, und die Unholdinnen hätten ihr befohlen, ihr Söhnlein für den Abend zu kochen und es ihnen zum Verzehren vorzusetzen. Darob packte mich das Mitleid, und ich versprach ihr, das Söhnlein und sie selber zu retten, und trotz meiner argen Ermattung und trotz dem mich quälenden Hunger und obwohl ich an meinem eigenen Heile verzweifelte, lief ich hin, wo die drei Räuber hingen, nahm den mittlern, der der feifeste war, herunter und brachte ihn der Frau und hieß sie, ihn anstatt des Knäbleins, das sie mir übergeben solle, den Unholdinnen vorzusetzen. Und sie gab mir das Söhnlein, und den Räuber zerstückelte sie und setzte ihn ans Feuer. Das Söhnlein verbarg ich in einem hohlen Baum, mich aber in der Nähe des Hauses, einmal um die Unholdinnen zu sehen, wann sie kommen würden, und dann auch, um im Notfall der Frau zu helfen.

Und als die Sonne in die helferischen Wälder tauchte, sah ich etwas wie Äffinnen in unzähliger Menge von den Bergen herabkommen, und sie machten einen Riefenlärm und schleifen, ich weiß nicht, was Blutiges nach. Und in dem Hause angelangt, entzündeten sie ein mächtiges Feuer, und das Blutige zerrissen sie mit den Zähnen und verschlangen es, und nach einer Weile nahmen sie die unheimliche Brühe von dem Feuer, verteilten die Stücke des gekochten Räubers untereinander und hielten ihr Thyestisches Mahl. Dann fragte die, die der andern Oberhaupt zu sein schien, die Frau, ob das, was sie gegessen hätten, ihr Sohn gewesen sei. Sie bejahte, aber die Unholdin sagte: »Ich meine eher, du hast ihn zurückbehalten und uns einen jener drei Räuber vorgelesen. Und um das rasch festzustellen, so geht« — und das sagte sie zu drei ihrer Gesellinnen — »und bringt mir von einem jeden Räuber ein Stück Fleisch.« Dies gehört, lief ich, was ich nur konnte, und hängte mich mit den Händen zwischen die zwei Räuber. Und die Unholdinnen kamen hinter mir, und sie schnitten den zwei Räufern Stücke Fleisches aus dem Hintern und das dritte mir aus dem Schenkel,

und heute noch habe ich die Narbe und die Höhlung, und damit kehrten sie zu ihrer Meisterin zurück.

Mit dieser Geschichte voller Gefahren glaube ich dir, o Königin, für den zweiten Sohn Genüge getan zu haben, für den dritten will ich dir das Ende des Abenteuers erzählen.

Also schwer verwundet, ließ ich mich von dem Holze, an dem ich gehangen hatte, herab und verband mir die Wunde mit Linnenzeug, das Blut aber, das wie ein Bächlein lief, vermochte ich trotz allen Bemühungen nicht zu stillen. Mehr jedoch als um mich selber, um die Frau besorgt, die zu schützen ich auf meine Treue versprochen hatte, kehrte ich in mein finsternes Versteck zurück, und dort ging es mir gar übel ob des allzugroßen Blutverlustes, ob des Hungers und des Wachens und der Müdigkeit, so daß mir schier das Herz verzagen wollte. Und die oberste Unholdin kostete die Stücke der Räuber, und als sie mit blutigem Munde mein Fleisch versucht hatte, rief sie: »Rasch, bringt mir den mittlern Räuber, sein Fleisch ist noch frisch und gar köstlich.« Dies gehört, lief ich zu dem Galgen zurück und hängte mich wieder zwischen die Räuber. Wieder kamen diese Dienerinnen der Finsternis, nahmen mich herab von dem Holze und schleiften mich an den Händen und den Füßen und den Haaren über Stock und Stein bis zu dem Hause. Und schon schärften sie ihre Zähne gegen mich, und schon gähnten gierig aller Münder, als sie auf einmal, erschreckt durch, ich weiß nicht, was für eine der ihrigen widrige Macht, bei den Dachluken und den sonstigen Öffnungen des Hauses hinausführen, so daß ich samt der Frau unverfehrt zurückblieb.

Und zwei oder drei Stunden später folgte den verschleuchten Finsternissen der Nacht und deren verschleuchten Dienerinnen leuchtend die Morgenröte des Tages. Und ich machte mich mit der Frau und dem Kindlein auf, um die Wildnis zu durchqueren, und wir nährten uns von den Wurzeln der Kräuter und dem Laube der Bäume, und nach vierzig Tagen kamen wir zu Menschen, und ich gab die Frau und das Kind den Ihrigen zurück.« Nach dieser Erzählung gab die Königin dem Räuber zu seiner hohen Freude die drei Söhne zurück und beschenkte ihn reichlich.

WER HAT DIE NIEREN GEGESSEN?

DER HERRGOTT SCHLOSS SICH EINMAL EINEM Spielmann als Gefell an. Und es kam ein Tag, wo eine Hochzeit ausgerufen wurde und ebenso der Tod eines reichen Mannes. Da sagte der Spielmann: »Ich will zur Hochzeit gehen, und du gehe zu dem Toten.« Der Herrgott ging zu dem Toten, und er erweckte ihn, und damit gewann er hundert Goldstücke. Der Spielmann ging zu der Hochzeit und aß sich satt, als er dann heimkam, fand er seinen Gefellen, der einen Lohn gewonnen hatte, und darob lobte und ehrte er ihn. Da der aber noch nüchtern war, so ging der Spielmann, nachdem er sich hatte Geld geben lassen, und kaufte ein feistes Böcklein, und er briet es, und unterm Braten nahm er die Nieren heraus und aß sie. Als dann sein Gefell das Böcklein vor sich hatte, fragte er um die Nieren, und der Spielmann sagte: »In diesem Lande haben sie keine Nieren.«

Nun geschah es ein andermal, daß zugleich mit einer Hochzeit der Tod eines reichen Mannes ausgerufen wurde, und da sagte der Herrgott: »Heute will ich zu der Hochzeit gehen, und du gehst zu dem Toten, du wirst ihn erwecken, und wie du das machen sollst, werde ich dir sagen: Zeichne ihn mit dem Kreuze und befehl ihm, daß er aufstehe, und er wird aufstehen, aber laß dir vorher das Versprechen geben.« Der Spielmann sagte: »Gut, ich will es tun.« Der Tote war aber der Sohn eines großen Herrn, und dieser wurde zornig, als er sah, daß der Spielmann seinen Spott trieb, und er befahl, ihn am Halbe zu henken.

Als das der Herrgott erfuhr, ging er in die Stadt und zu dem Verurteilten und sagte zu ihm: »Fürchte nichts, ich will ihn erwecken, aber sag mir auf dein Gewissen: Wer hat denn die Nieren des Böckleins gegessen?« Der Spielmann antwortete: »Bei diesem heiligen Reiche, mein Gefell, wohin ich gehen soll, ich hab sie nicht gegessen.« Der Herrgott, der sah, daß er ihn nicht zu einem Geständnis zu bringen vermochte, bekam Mitleid mit ihm: er ging hin und erweckte den Toten, und so wurde der andere frei und erhielt, was ihm versprochen gewesen war. Und als er heimkam, sagte der Herrgott zu ihm: »Gefell, ich will mich von dir trennen, weil ich dich nicht so treu erfunden habe, wie ich geglaubt hätte.« Da der Spielmann sah, daß es nicht anders sein konnte, sagte er: »Meinetwegen,

teilt, und ich werde mir meinen Teil nehmen.« Der Herrgott machte von dem Gelde drei Teile, da sagte der Spielmann: »Was tut Ihr? Wir sind ja nur unser zwei.« Sagte der Herrgott: »Freilich: aber dieser Teil ist für den, der die Nieren gegessen hat, von den andern zweien ist einer mein und der andere dein.« Nun sagte der Spielmann: »Meiner Treu, da Ihr so sagt, so sage ich, daß ich die Nieren gegessen habe; denn ich bin schon so alt, daß ich nicht mehr lügen darf.«

Und so bringt das Geld Dinge an den Tag, von denen der Mensch sagt, er würde sie nicht sagen, und wenn er sich dadurch vom Tode zum Leben retten könnte.

RATSCHLÄGE AM STERBEBETT.

ES WARE EINMAL EIN ALTER MANN, UND MIT DEM GING es ans Sterben, und da gab er seinem Sohne drei Ratschläge: zum ersten, er solle nichts kaufen, was ein anderer kaufen wolle, zum andern, er solle seine Freunde nicht oft besuchen, und zum dritten, er solle keine Frau nehmen, die nicht aus seinem Kirchspiel sei.

Als der Vater tot war, wollte der Sohn versuchen, ob diese Ratschläge gut seien, und so sagte er sich: »Ich will ihnen allen zuwiderhandeln.« Er sah, wie einer einen verschnittenen Hengst kaufen wollte, und da kaufte er ihn selber, alsbald ging das Roß ein. Nun erkannte er, wie richtig der Rat des Vaters war, und er deckte das Roß ab und hängte die Haut über dem Tische auf, um fortan immer an diesen Rat erinnert zu werden.

Er hatte eine Muhme, und zu der ritt er hin, und sie nahm ihn ehrlich auf. Nach einer Woche kam er wieder, und sie nahm ihn nicht so ehrlich auf. Und bald darauf ging er wieder zu ihr, und da setzte sie ihm nichts sonst vor als geronnene Milch. Die goß er in seinen Handschuh, und den trug er nach Hause und hängte ihn zu der Haut.

Dann freite er ein Weib, und er freite eine in einer andern Stadt, die eine Jungfrau sein sollte. Und um den Rat des Vaters wieder, aber besser zu erproben, da die Hochzeit schon nahe bevorstand, ging er gleich als ein Fremder in das Haus seines Schwähers, wo auch das Mädchen wohnte, die seine Gattin werden sollte, und in der Nacht schlich er in die Kammer, wo seine Braut schlief, und er fand einen Pfaffen bei ihr, und dem gab sie zum Abschied zwei Leinenkleider, und die stahl er ihm und trug sie nach Hause und hängte sie zu der Haut und der Milch.

Und als sein Schwäher mit der Tochter kam und sie ihm zu vermählen dachte, da wollte er sie nicht und erzählte ihm von dem Ratschlag seines Vaters und sagte ihm, wie seine Tochter, die er hätte heimführen sollen, eine Hure sei, und zeigte ihm den Beweis und lehnte es ab, sie zu heiraten. Und er führte ein ehrbares armes Mädchen aus seiner Nachbarschaft heim.

SALOMOS DREI LEHREN.

KÖNIG SALOMO WAR NOCH EIN KNABE, UND ALS ER einmal auf der Straße vor sich hin ging, begegnete ihm ein Mann, der drei Trauben trug, und für diese drei Trauben gab ihm der Knabe Salomo dre Lehren: die erste lautete, er solle nie über eine Brücke reiten, sondern vor jeder Brücke von dem Pferde steigen, die zweite, er solle nie mit einem Menschen eine halbe Meile gehen, ohne ihn um seinen Namen zu fragen, und die dritte war, er solle mit niemand höher wetten als um einen Groschen.

Als nun der Mann zu einer Brücke kam, stieg er nicht ab von dem Pferde, und da brach er sich ein Bein. Dann geriet er mit einem Menschen, der in seine Frau verliebt war, in einen Streit, wessen Pferd der bessere Renner sei, und da wetteten sie, daß sich der, dessen Pferd früher an einem bestimmten Ziel anlange, aus dem Hauße des andern nehmen dürfe, worauf er zuerst die Hand lege. Und er verlor die Wette und war gar betrübt, und der andere ging, ihrer Wette gemäß, in sein Haus und legte die Hand auf seine Frau.

Nun war er noch mehr bekümmert, da er sich aber der erhaltenen Lehren erinnerte, lief er die Schulen ab, um den Knaben zu suchen, dessen Namen er freilich nicht wußte, und immerfort schalt er sich einen Narren, daß er, was ihn der Knabe gelehrt, nicht beobachtet hatte. Und endlich fand er den Knaben, und der ging mit ihm zu dem Richter.

Und vor dem Richter bewährte Salomo nach der zwischen den zweien abgeschlossenen Wette, daß das erste, worauf jener in dem Hauße seines Gegners die Hand gelegt hatte, der Geländerbalken der Treppe war, über deren Stufen er hinaufgestiegen war. Und so war die Frau gerettet.

DER GREIS VON DAMASKUS.

IN DER STADT DAMASKUS WAR EINMAL EIN SARAZENE, der war schon über sechzig Jahre alt, und noch nie war er aus der Stadt weggewesen, und es fiel ihm auch gar nicht ein, sie zu verlassen.

Davon erfuhr der Sultan, und der beschied ihn zu sich und fragte ihn, ob das wahr sei. Und da der Greis antwortete, es sei so, verbot er ihm, fortan die Stadt zu verlassen, da er sie so lange Zeit nicht verlassen habe.

Nach dem Verbote aber begann der Greis zu denken, wie denn das Gefild und die Dörfer außerhalb von Damaskus und die andern Städte sein möchten, und er begann ein ungestümes Verlangen zu empfinden, das zu sehen, was er noch nie gesehen hatte, und schließlich wurde die Neugier so mächtig in ihm, daß er dem Sultan eine große Summe für die Erlaubnis, die Stadt zu verlassen, entrichtete.

WISSEN BRINGT NOT.

WAR DA EINMAL EIN GROSSER KAUFMANN, UND DER hatte viel Sklaven feil, und die verkaufte er bis auf einen, den er zurückbehielt, einem andern Händler, da sagte der: »Warum verkaufft du mir nicht auch den letzten?« — »Ja, der ist so teuer wie alle andern miteinander.« — »Warum?« — »Das will ich dir sagen: Wenn er einen Vogel fingen hört, so kann er dir alles wiederlagen, was der Vogel gefagt hat.« — Und in dem vollen Vertrauen auf das Wort des andern sah der Händler das Geld nicht an, sondern zahlte für den einen so viel, wie er für alle übrigen gezahlt hatte, und dieser Sklave war ihm der teuerste, sowohl seiner Fähigkeit wegen, als auch weil er ihn so teuer gekauft hatte.

Nun geschah es, daß er mit den gekauften Sklaven in See ging, und er landete an einer Insel in einem Hafen, dessen Eigentümer ein großer Herr und der König dieser Insel war, und bei dem Hafen war einer, der stand dem Herrn und den Kaufleuten zu Diensten, und er erzählte seinem Herrn von diesem Händler und daß er unter seinen Sklaven einen habe, der die Sprache des Vogelgefanges verstehe. Dies gehört, entbot der Herr sofort dem Händler, er solle mit allen seinen Sklaven zu ihm kommen, weil er alle sehen wolle. Der Händler kam und verkaufte ihm alle Sklaven, und dann verkaufte er ihm auch den einen um denselben Preis wie alle andern zusammen, und an allen verdiente er. Und der Herr verließ sich wegen dieses einen, der die Vogelsprache verstehen sollte, auf die Ehrlichkeit des Händlers, der ein großer Kaufmann war. Und er wies den neuen Sklaven ihre Arbeiten an, jedem nach seinen Kenntnissen, und den einen, den er so teuer gekauft hatte, ließ er nicht von sich.

So weilte denn der Sklave an dem Hofe des Herrn, als sich eines Tages ein schöner Vogel an einem Fenster des Saales niederließ, wo sich der Herr aufhielt, und gar eifrig zu singen begann und nicht von der Stelle wich. Der Herr hörte dem Gefange zu, und nachdem der Vogel ausgefungen hatte und entflohen war, fragte er seinen Sklaven und sagte: »Was hat der Vogel gefungen? Waren doch gar liebliche Weisen!« Und der Sklave sagte: »Herr, das sage ich Euch sehr ungern, aus einem Grunde und auch aus einem andern. Willst, der Vogel hat in seinem Gefange gefagt, Euch werde dieser Tage etwas Unangenehmes

zu stoßen: er sagte, daß wenn Ihr Euern Hengft verkauftet, dies eben so viel bedeuten würde, wie ihn zum Abdecker zu schicken, da er heute über acht Tage sterben würde, und anders kann das nicht sein.« Über diese Rede verwunderte sich der Herr höchlich, und da er sah, daß es nicht anders sein konnte, ließ er seine Makler kommen und sagte ihnen, er wolle seinen großen, edeln Hengft verkaufen, und sie sollten ihn an Fremde verkaufen, von denen sie annehmen könnten, daß sie lange nicht mehr herkommen würden. Der Hengft wurde verkauft, und die Käufer gedachten ihn in ein fernes Land mitzunehmen, und er war heil und gesund, und kein Fehler war an ihm zu erfinden, und so erhielt der Herr für ihn, was er wollte. Bevor aber noch die Kaufleute die Stadt verlassen hatten, fiel der Hengft im Stalle tot nieder, ohne daß er ein Übel oder eine Krankheit gehabt hätte. Und als der Herr hörte, daß der Hengft in dem Stalle der Kaufleute verendet sei, war seine Freude, ihn verkauft und das Geld erhalten zu haben, ebenso groß wie die Betrübniß über den Tod eines so edeln Tieres und über den großen Verlust der Kaufleute. Und den Sklaven mit dieser Fähigkeit hatte er lieber als sein ganzes andres Gefinde: schon mit dem Gewinn aus dem einen, das er ihm gesagt hatte, war der Preis, um den er ihn gekauft hatte, doppelt hereingebracht, und er hatte in ihm viel hohen Verstand gefunden.

Wieder erschien ein gar schöner Vogel an dem Fenster von des Herrn Gemach und begann gar schöne Weisen zu singen, und der Herr war mit dem Sklaven anwesend. Und vorerst sagte er: »Gott gebe uns gute Kunde!« Und dann fragte er den Sklaven, was der Vogel gesungen habe, und der Sklave antwortete und sagte: »Herr, so wie ich Euch wegen des Hengstes die Wahrheit gesagt habe, so will ich Euch auch in Wahrheit sagen, was dieser Vogel gesagt hat, und ich tue es gar ungerne.« Ergrimmt sagte der Herr: »Sag es auf der Stelle.« — »Herr, er hat gesagt, Euer großer Turm, wo Ihr Euern großen Schatz habt, werde heute über neun Tage einstürzen, und anders kann es nicht sein.« Dies gehört, war der Herr ganz unglücklich, weil er sah, daß sich dergestalt das Mißgeschick häufte. Und er rief seinen Rat zusammen und erzählte ihnen die Geschichte mit dem Hengste und daß sein Turm einstürzen solle. Alle verwunderten sich baß, und sie sagten: »Da Euch der Sklave aus dem Gefange des Vogels die Wahrheit über das Roß gesagt hat, so sagt er Euch vielleicht auch über den Turm die Wahrheit. Denn alle Leute, die hörten, Ihr wolltet Euern Hengft verkaufen, der doch keinerlei Fehler hatte, glaubten, Ihr tättet es aus Geldmangel, als sie aber dann erfuhren, daß er solchermaßen verendet war, kamen sie zu der Meinung, daß Ihr es gewußt hättet und Euch Gott eine so hohe Gnade geschenkt habe. Und um Euch wegen des Turmes zu antworten, so raten wir Euch, ihn räumen zu lassen, auf daß der Schade nicht allzu groß

werde. « Der Herr tat nach ihrem Rate, und am neunten Tage, wie es der Sklave gefagt hatte, stürzte der Turm von Grund auf ein, und es blieb nur ein riesiger Trümmerhaufen, darob wurde der Herr gar zornig bei sich, und sagen tat er, er sei wohl der unseligste Herr auf der Welt und wisse doch keinen Grund, warum ihm das geschehen sei.

Und wieder eines Tages sah er in seinem Palaste einen Vogel heranzfliegen, und der ließ sich nahe bei ihm nieder und sang gar lieblich. Und der Herr, der den Sklaven bei sich hatte, sprach und begann damit, Gott um gute Nachrichten zu bitten, um bessere, als er bisher vernommen, wobei er sich freilich erinnerte, daß ihm der Sklave schon mit dem Gelde, das aus dem Verkauf des Hengstes eingegangen war, seinen Kaufpreis reichlich abgefattet hatte, und solcherart einigermaßen getröstet, fragte er den Sklaven, was der Vogel gesungen habe. Und der Sklave wollte es nicht sagen, weil ihn däuchte, es sei eine gar schlimme Kunde für seinen Herrn. Der aber bestand darauf, es zu erfahren, und der Sklave sagte: »Wisset, Herr, um Euertwillen wird mir allzu schwer ums Herz, da ich Dinge sagen müßte, woran Ihr keine Freude hättet. Der Vogel hat von einem großen Unglück in Euerm Hause gesprochen.« Der Herr wurde nur noch zorniger, da er sah, wie er ihn mit Worten hinhielt, und befahl ihm bei Strafe an Leib und Leben, augenblicklich alles zu sagen. Und der Sklave sagte: »Da es denn Euer Wille ist, so beliebe es Euch, mit mir abseits zu gehen.« Und sie gingen hinein in das Gemach, und der Sklave sagte: »Herr, ich bin ganz in Euerer Macht, und Ihr mögt mit mir als Euerm Sklaven verfahren, bei Euch steht es, mir das Leben oder den Tod zu geben. Wisset denn, daß mir der Vogel in seinem Gefange bedeutet hat, daß Ihr Euern Sohn auf dieser Welt nicht mehr lebendig sehen werdet. Auf der Jagd hat er einem Hirsche nachgesetzt und ist einen Abgrund hinabgestürzt und hat sich zu Tode gefallen, und Euere Diener, die bei ihm waren, bringen ihn Euch als Leiche heim.« Dies gehört, fühlte sich der Herr als der unseligste Mensch auf der Welt, und er wehklagte über sein großes Leid. Und die Leute kamen gelaufen, und als sie erfuhren, was geschehen war, vereinten sie ihre Klagen mit den seinen, und sie gingen dem Sohne entgegen, der als Leiche von der Jagd heimgebracht wurde, und als sie zu ihm gekommen waren, weinte alles um des Vaters und des Sohnes willen. Und die Trauer war groß in dem ganzen Reiche, und jedermann war tiefbekümmert. Und der Herr ließ seinen Sohn in hohen Ehren, wie sie ihm ziemten, und in großer Trauer bestatten.

Nachdem er sich aber in seinem Kummer einigermaßen beruhigt hatte, bedachte er, wie oft ihn Gott heimgesucht hatte und wie bei allem gleichsam Abhilfe hatte geschaffen werden können, nur nicht bei dem Tode. Und da

erinnerte er sich dessen, was der Sklave zu ihm gesagt hatte: »Und darum, so es dir beliebt, kannst du mit mir deinen Willen tun als deinem Sklaven«, und es bedäufte ihn, daß das ebenso er zu Gott sagen könnte. Und daraus gewann er vielen Trost, und er schickte sich in die Dinge, die ihm widerfahren waren, und auch in den Tod des Sohnes. Und er ließ seinen Sklaven rufen und sagte zu ihm: »Mein Sohn, ich habe mir vorgenommen, mich in Gottes Willen zu geben, mich und alles, was mein ist, und darum will ich nichts mehr früher wissen, als wann es eintrifft. Und damit gebe ich dir die Freiheit, und du magst tun, was du willst, gehen oder bleiben.« Und der Sklave bat ihn um Urlaub, und er gab ihm Geld auf den Weg, und der Sklave zog in seine Heimat.

DIE ERFÜLLTE WAHRSAGUNG.

ES WAR EINMAL EIN RITTER UND HERR EINES Schlosses auf einer Insel, der hatte einen Sohn von so scharfen Sinnen, daß er die Vogelftimmen ebenfogut verstand wie die menschliche Stimme. Und als sie eines Tages allefamt zu dem Schlosse fuhren, begleiteten das Schiff viele Vögel, und die zwit scherten, und da sagte der Ritter zu seinem Sohne und seiner Gattin: »Was für eine wunderfame Gabe wäre es, diese Vögel verstehen zu können!« Und der Sohn sagte: »Ich verstehe sehr wohl, was sie sagen.« Darauf der Vater: »Ich bitte dich von Herzen, erkläre es uns und tu es uns kund.« Und der Sohn antwortete: »Sie sagen, Ihr und meine Frau Mutter würdet in folche Armut verfallen, daß Ihr kein Brot zu essen und kein Kleid anzuziehen haben werdet, und ich würde so hoch aufsteigen, daß Ihr mir das Wasser zum Händewalchen reichen werdet.« Über diese Rede und Verkündigung erbolte sich der Ritter mächtig, und er warf seinen Sohn ins Meer. Der wurde dann von fardinischen Schiffern aufgefischt und einem Ritter in Sizilien verkauft. Ob dieses Verbrechens aber, nämlich den Sohn ins Meer geworfen zu haben, wurde der Vater von seinen Mannen aus dem Schlosse vertrieben und famt seiner Gattin verbannt, und sie zogen auch nach Sizilien.

Den König von Sizilien begleiteten nun damals, wohin immer er ging, drei Raben, und das währte schon fünf Jahre, und sie ließen ihm keine Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht. Darum ließ der König ausrufen, wer ihm die Vorbedeutung der Raben und den Grund ihrer Gefolgschaft wahrheitsgetreu auslege, dem werde er seine Tochter famt seinem halben Reiche geben. Davon vernahm auch jener Jüngling, und er ging zu seinem Herrn, dem Ritter, und bat, ihn vor den König zu bringen, weil er wisse, was für eine Bewandnis es mit den Raben habe. Und hoch erfreut willigte der Ritter ein mit der inständigen Bitte, der Jüngling möge, wenn er das halbe Reich und folche Macht erlangt haben werde, seiner eingedenk sein. Und der Jüngling kam vor den König, und als ihm der jene Frage stellte, verlangte er die Bekräftigung des Versprechens, und nachdem ihm dies gewährt worden war, sagte er: »Es sind zwei Raben und eine Räbin, und von den zweien ist der eine alt und der andere jung, und der alte Rabe, der noch immer seiner Lüfternheit frönt, hat die Räbin nach

langem Zusammensein verstoßen und sich an jüngere gemacht. Der jüngere Rabe aber hat die von dem andern Verlassene zu sich genommen und sie bisher genährt und geschützt, und nun will sie der Alte, der sie ohne ihre Schuld hilflos verstoßen hat, wieder zurückhaben, weil er eine jüngere Räbin nicht finden kann, und er trachtet sie ihrem Beschützer zu entführen. Und weil sie der junge nicht lassen will, so folgen sie dir alle drei, auf daß du das Urteil sprichst, wem die Räbin angehören soll.« Und der König gab, nachdem er sich Rats erholt und die Raben entboten hatte, den Spruch ab, die Räbin sei des jungen und nicht des alten, und der alte Rabe machte sich davon, und die Räbin blieb bei dem jungen. Und dem Jüngling wurde die Tochter des Königs vermählt, und er machte den Ritter, seinen ehemaligen Herrn, zu seinem Haushofmeister.

Zu solchen Ehren also war er erhöht worden, als er eines Tages bei einem Morgenritt durch Messina seinen Vater und seine Mutter in gar armeliger Kleidung vor der Tür eines Spittels sitzen sah. Unerkannt von ihnen, die er sehr wohl erkannte, stieg er vom Pferde und ließ sich Speisen holen, um bei ihnen zu essen. Und sie brachten ihm Wasser zum Händewaschen, und nachdem er das Wasser von Vater und Mutter empfangen hatte, sagte er, während sie bei Tische saßen, zu seinem Vater: »Welche Strafe verdient wohl ein Vater, der einen Sohn wie mich getötet hat?« Und der Vater: »Für ein so ungeheuerliches Verbrechen könnten die Strafen nicht genug vervielfältigt werden.« Darauf sagte der Jüngling: »Ihr seid jener, der mich ob der Erklärung der Vogelstimmen ins Meer geworfen hat, ich aber will Euch keineswegs Böles mit Bösem vergelten, da es ja Gott so verordnet hat.«

ÜBERLISTET.

ES WAR EINMAL EINE WITWE, DIE LEBTE AN DEM Rande des Waldes, den man den Schwarzwald nennt, und sie hatte einen Sohn, der noch gar jung war, und der ging oft durch den Wald, und dabei sang er kühnlich. Und in dem Walde waren Räuber, die die Reisenden ausplünderten.

Als nun jener Jüngling bei den Räubern vorbeikam, sagte einer von diesen: »Wollen wir ihn nicht berauben?« Und die andern sagten: »Er ist so jung und stark, er erschlägt uns allesamt.« Einer aber sagte: »Ich will ihn berauben, wenn ihr mir laßt, was ich ihm nehme.« Alle sagten: »Einverstanden.«

Und der eine ging ihm ohne Waffen nach, und er ging wie ein Bote mit einem Stock. Und als er ihn eingeholt hatte, sagte er zu ihm: »Erlaubt Ihr, daß ich Euer Begleiter sei?« Der Jüngling sagte: »Ja«, und so gingen sie mit-sammen. Dann sagte der Räuber: »Ihr habt schöne Kleider«, und der Jüngling sagte: »Ja.« Und wieder der Räuber: »Ihr habt ein schönes Schwert«, und der Jüngling sagte: »Ja« und zog es aus der Scheide und führte nach rechts und links Lufthiebe. Und der Räuber sagte: »Laßt es mich ansehen«, und der Jüngling gab es ihm. Nun aber sagte der Räuber: »Gebt mir alles, was Ihr habt, sonst töte ich Euch«, und er mußte ihm alles geben.

Nachdem er ihm alles gegeben hatte, sagte er: »Nun hast du mir alles genommen.« Und der Räuber sagte: »Ja.« Und der Jüngling fuhr fort: »Komm, Liebster, schlag mir die Hand ab, damit man nicht sage, du habest es mir ohne Gegenwehr genommen.« Und der Räuber sagte: »Behalte nur deine Hand.« Der Jüngling aber bat wieder, und endlich sagte der Räuber: »Gut, ich tu es.« Und der Jüngling legte seine Hand auf einen Strunk, als aber der Räuber zu-schlug, zog er sie zurück, und das Schwert fuhr so tief in den Strunk, daß es der Räuber nicht herausbrachte, und der Jüngling packte ihn und riß das Schwert heraus und schlug ihm den Kopf ab. Dann nahm er ihm alle seine Keider und ging und sang wie vordem. Und dann machten sich die andern Räuber auf und sagten: »Gehen wir, sehen wir nach, wo unser Gefell bleibt«, und sie fanden ihn als Leiche. Und sie sagten: »Wir haben es ja gesagt, er hätte uns allesamt getötet.«

SCHARFSINNSPROBEN.

IN DEM LANDE AM DON WAR EINMAL EIN KAUFMANN, Aluifi mit Namen, der hatte drei Söhne, die Arduigi, Skandaleo und Manasse hießen. Aluifi ward krank, und da er erkannte, er werde aus dieser Welt scheiden müssen, so teilte er sein Vermögen: zuerst verbarg er drei kostbare Kleinode, deren jedes dreißigtausend Dukaten wert war, an einem geheimen Orte, und dann legte er sein Geld, etwa einhundertzwanzigtausend Dukaten, in eine Truhe, und er hatte auch sonst noch verschiedene Besitzungen und allerlei Hausrat, und da er fühlte, daß es mit ihm immer schlechter wurde und der Tod nahte, rief er seine drei Söhne und befahl und sagte ihnen, sie müßten ihm, bevor er sterbe, versprechen, daß sie die drei Kleinode, deren Wert er ihnen angab, nicht anrühren würden, dann ließ er die einhundertzwanzigtausend Dukaten bringen und verteilte sie, so daß jeder vierzigtausend erhielt. Und dies getan, schwor zuerst der älteste Sohn, Arduigi mit Namen, und gelobte, alles einhalten zu wollen, und denselben Schwur legte auch Skandaleo ab, und schließlich tat dies auch Manasse, der jüngste Sohn. Und nachdem Aluifi diese Versprechen und Gelöbnisse erhalten hatte, segnete er sie, und es dauerte nur noch ein paar Tage, so schied er aus diesem Leben. Und seinem Leichnam erwiesen die Söhne große Ehren nach dem Gebrauche der Kaufleute des Landes.

Nun begannen die drei Söhne, ohne weiter Kaufmannschaft zu treiben, ein Wohlleben zu führen bei Gastmählern am Mittag und zu Abend und ihre Lust an Frauen und Pferden zu haben und jegliches Vergnügen zu genießen, und so dauerte es nicht lange, bis der jüngste Bruder, nämlich Manasse, mit seinen vierzigtausend Dukaten fertig war, und die zwei andern waren es zu mehr als drei Vierteln, denn jeder dachte sich mit dem Kleinode zu dreißigtausend Dukaten helfen zu können. Manasse aber ging, ohne einem seiner Brüder etwas zu sagen, an den Ort, wo die drei Kleinode lagen, nahm eines und verkaufte es insgeheim an venezianische Kaufleute, die an den Don gekommen waren, das Geld behielt er für sich, begann zu sparen und ohne den frühern Aufwand zu leben, und widmete sich dem Handel. Inzwischen hatte auch Arduigi seine vierzigtausend Dukaten vertan, er ging zu Skandaleo und erzählte ihm seine Not und bat ihn, mit ihm zu Manasse zu gehen, der wohl wegen der vielen

Ausgaben, die er gemacht habe, einverstanden sein werde, daß die Kleinode geteilt würden. Skandaleo war es zufrieden, da auch er seinen Teil verzehrt hatte, und so gingen sie miteinander zu Manasse, sie erinnerten ihn an die Befehle ihres Vaters, sonderlich wegen der Kleinode, die sie nicht anrühren sollten, sie hätten sich denn vorher darüber geeinigt, und sagten: »Wir haben das ganze Geld verbraucht, das uns der Vater gegeben hat, und auch du hast wohl das deinige verbraucht, und so bitten wir dich, willige ein, daß wir jeder unfer Kleinod nehmen, um dadurch zu Ehren zu kommen.« Manasse aber antwortete: »Ich willige nicht ein, weil ihr es, wie mir scheint, auf mein Kleinod abgesehen habt, bekomme ich aber meinen Teil, so bin ich es zufrieden.« Und die Brüder versprachen es ihm mit einem Gelöbniß, und so gingen sie an den Ort, den ihnen der Vater genannt hatte. Und da fanden sie nur zwei Kleinode, obwohl der Vater von dreien gesprochen hatte. Nun sagte Manasse: »Wahrhaftig, ihr habt mich betrogen, und darum seid ihr gekommen und habt gesagt, ihr wolltet jeder euer Kleinod, weil ihr schon eins genommen hattet. Aber ich sage euch: sei dem, wie es wolle, eines von diesen Kleinoden ist mein.« Arduigi antwortete und sagte: »Selbstverständlich dürfen wir nicht annehmen, daß unfer Vater eine Lüge gesagt hätte, sondern sicher haben drei Kleinode dagelegen, und wollten wir sagen, daß ein anderer als einer von uns eines genommen hätte, so sage ich, daß das nicht wahr wäre. Einmal hat außer uns kein Mensch auf der Welt etwas gewußt, und dann, hätte sie jemand von ungefähr gefunden, so hätte er alle drei genommen und nicht eines liegen lassen, darum muß das Kleinod einer von uns genommen haben. Und weil wir Brüder sind und es unsere Pflicht ist, einander zu lieben und zu vertragen, so will ich euch meine Meinung sagen, und dann mögt ihr entscheiden, wie es euch beliebt.« Und er begann: »Brüder, wie ihr wißt, ist der Kali, der Herr des Mandſchi, ein großer Freund unsers Vaters gewesen und ist der weiseste Mann unter den Bekennern von Mohammeds Gesetz. Wenn es euch bedäuchte, wie es mich bedünkt, so würden wir die Frage des Kleinods ihm anheimstellen und uns jeder seiner Entscheidung unterwerfen. Und bevor wir die Entscheidung hätten, dürften wir die zwei Kleinode nicht berühren, und wir müßten sie hierlassen.« Diese Rede gefiel den Brüdern, und sie legten die Kleinode an ihren Ort zurück und beschloßen, in das Mandſchi zu ziehen. Und vor dem Aufbruche machten sie ab, sie wollten zusammenbleiben und gemeinsam reisen, und auf dem ganzen Wege dürfe ob des Kleinods nicht gestritten werden, und bei der Rückkehr würden sie sich an das halten, was der Kali sagen werde.

Dies abgemacht, brachen sie — es war im April — aus der Gegend am Don auf, reichlich versehen mit Lebensmitteln und sonstiger Notdurft. Und sie waren mehr als zwanzig Tagereifen vom Don entfernt, als Arduigi, der Älteste,

zu seinen Brüdern sagte: »Seht, Brüder, seht, da ist ein Kamel¹⁾ vorbeigekommen, dem ein Auge fehlte.« Die Brüder sagten: »Woher weißt du das?« Und er antwortete: »Ich weiß es«, und schwieg. Nach einiger Zeit lagerten sie sich, um zu essen und ein wenig zu ruhen, unter einem Baume, und da sagte Skandaleo, der mittlere Bruder: »Brüder, ich sage euch, hier hat ein Kamel gelegen, das mit Honig und mit Essig beladen war.« Die Brüder sagten: »Woran erkennst du das?« Und er sagte, es sei so. Und als sie dann nach dem Essen aufbrachen, sagte Manasse: »Hier war ein Kamel, das hatte keinen Schwanz.« Die Brüder sagten: »Woraus schließt du das?« Und er antwortete: »Es hatte keinen Schwanz.« Und sie zogen weiter, und als sie nur noch eine Tagereise von dem Mandſchi waren, begegneten sie einem Frächter, und der fragte sie, ob sie nicht ein beladenes Kamel gesehen hätten. Arduigi sagte: »Das Kamel hatte nur ein Auge«, Skandaleo: »Es war mit Honig und mit Essig beladen«, und Manasse: »Das Kamel hatte keinen Schwanz«, alle drei Fragen bejahte der Frächter, und von den drei Brüdern erklärte jeder, er habe das Kamel nicht gesehen. Da sagte der Frächter: »Wahrhaftig, ihr habt es mir gestohlen, aber ihr werdet es mir zurückgeben und allen Schaden eretzen müssen.« Und er ging mit den Brüdern, und sie kamen zusammen in das Mandſchi, und sofort ließ er sie vor den Herrn des Mandſchi laden. Und er verlangte sein Kamel zurück und Gutmachung jedes Schadens und des Verzugs und erzählte, was sie ihm für Zeichen angegeben hatten.

Dies gehört, sagte der Kali, sie sollten sich verteidigen, und sie schworen, sie hätten, obwohl sie nicht leugnen könnten, die Zeichen angegeben zu haben, doch das Kamel nie gesehen. Und der Kali sagte: »Wenn ihr nicht völlig aufklärt, wieso ihr die Zeichen habt angeben können, so werdet ihr Schaden und Verzug gutzumachen haben.« Arduigi, der als erster gesprochen und der gesagt hatte, das Kamel habe nur ein Auge, sagte: »Herr, als ich die Fußspuren des Kamels sah und weiter bemerkte, daß das Gras nur an einer Seite des Weges abgefressen war, hielt ich dafür, das Kamel habe nur ein Auge gehabt, denn sonst pflegen die Kamele einmal hier, ein andermal dort ein Maulvoll zu nehmen. Und das habe ich gesagt.« Skandaleo sagte: »Herr, als wir uns unter einem Baume zur Raft niedergelassen hatten, sah ich auf dem Boden auf der einen Seite etliche Fliegen und auf der andern etliche Bremsen, daraus schloß ich, daß hier ein Kamel mit Honig und mit Essig gewesen sei, weil auf den Honig die Fliegen gehen und auf den Essig die Bremsen, und darum habe ich das gesagt. Aber glaubt mir, gesehen habe ich das Kamel nicht.« Und Manasse sagte: »Wenn

¹⁾ Eigentlich, wie es der Text verlangen würde, eine Kamelstute, da aber das Geschlecht belanglos ist, genügt wohl die Gattungsbezeichnung.

die Kamele liegen und sie wollen piffen, so machen sie mit dem Schwanz eine Grube in den Sand, und da piffen sie hinein, und dann fegen sie mit dem Schwanz den Sand wieder darüber, und weil ich auf dem Sande verspritzten Harn sah, schloß ich, das Kamel habe keinen Schwanz gehabt, und sonst weiß ich nichts.« Als der Kali die schönen Gründe der drei Brüder gehört hatte, urteilte er, es sei wahr, was sie gesagt hatten, und befahl dem Frächter, sein Kamel zu fuchen, und sprach die Brüder frei.

Da ihm aber das annehmlliche Wesen der Jünglinge und die hübsche Lösung des Streitfalles gefallen hatte, so unterhielt er sich weiter mit ihnen und fragte sie, wer sie seien und was sie hergeführt habe, und die Brüder sagten gemäß einer Abmachung, die sie getroffen hatten, Arduigi werde als Ältester für alle antworten. Und Arduigi antwortete nach schuldiger Ehrerweisung so: »Erlaudter, mächtiger Herr, der Ihr weise seid und die Weisheit ebenso liebt wie Euere Freunde, Mohammed, den Ihr anbetet, gewähre Euch ein langes, glückliches Leben! Wir sind drei Brüder, Söhne von Aluifi vom Don guten Andenkens, und wir haben uns, um dem Befehle unfers Vaters zu gehorchen, zu Euerer erlaudten Herrlichkeit und Weisheit begeben, auf daß Ihr als Meister in jeglicher Wissenschaft einen unter uns entstandenen Zweifel löset und schlichtet, und wir sind entschlossen, Euere Entscheidung als durchaus wahr und richtig anzunehmen und uns ihr nicht zu widersetzen. Und um das bitten wir Euch inständigst, wohl wissend, daß wir es Euch in keiner Weise zu lohnen vermöchten, aber wir bitten Euern und unsern Gott, Euch ein langes Leben zu schenken.«

Als der Kali hörte, daß sie die Söhne seines einftigen großen Freundes Aluifi vom Don waren, empfand er sofort hohe Liebe zu den drei Brüdern, und er willigte ein, ihren Streit zu entscheiden. Und ihrem Vater zuliebe beschloß er, sie über die Nacht bei sich zu behalten, und lud sie ein und sagte: »Ich will, daß ihr diese Nacht bei mir herberget, sowohl um euers Vaters willen als auch euertwegen, die ihr ob euerer Klugheit alles Gute verdient. Bevor wir aber etwas andres beginnen, möchte ich wissen, welchen Streit ich unter euch schlichten und endigen soll.« Arduigi antwortete: »Unser Streit geht um folgendes: Unser Vater, der nie log, hat uns gesagt, er habe an einem heimlichen Orte drei Kleinode hinterlegt, jedes dreißigtausend Dukaten wert, und die dürften wir nicht anrühren, wenn wir nicht alle drei einig wären, und das versprochen wir ihm. Und er gab uns seinen Segen und starb. Dann aber haben wir in ungezügelm Jugendübermut unser Vermögen vertan, und als wir an die verborgenen Kleinode Hand legen wollten, fanden wir nur zwei, und so bedäuchte es uns, daß das dritte einer von uns genommen haben müsse. Meine Brüder meinen, ich hätte es genommen, ich meine, sie haben es, und das ist unser Streit.«

Dies gehört, war der Kali erst recht zufrieden, sie eingeladen zu haben, weil er dachte: Sie werden über das Kleinod streiten, und ich werde hören, was sie sagen, und so einen guten Spruch fällen können, und er beschloß, ihnen ein Gemach anzuweisen, in dessen Mitte eine hohle Säule war, und in die wollte er eingehen, um so, selber ungesehen, alles, was sie reden und tun würden, zu sehen und zu hören. Und wie beschlossen, so tat er und ließ ihnen jenes Gemach mit aller Notdurft einrichten. Und als die Stunde des Abendessens gekommen war und die Brüder zu Tische saßen, kam Manasse, dem es auffiel, daß die Säule mitten im Gemache keinen notwendigen Zweck hatte, zu der Vermutung, der Kali habe sie machen lassen, um Zeuge sein zu können, was in dem Gemache geschehe, und er stecke jetzt, wie es auch der Fall war, darinnen. Unter dem Essen aber sagte Arduigi: »Brüder, das Fleisch, das uns der Kali hat vorsetzen lassen, ist von einem Tiere, das mit Hundemilch gefäugt worden ist.« Die Brüder sagten: »Woran merkst du das?« Und er antwortete: »Ich merke es sehr wohl.« Über diese Rede begann der Kali zu lachen, und er freute sich, daß er noch mehr dieser Art zu hören bekommen werde. Nach einer Weile sagte Skandaleo: »Brüder, ich finde, der Wein, den uns der Kali gegeben hat, stammt von einem Begräbnisplatze.« Die Brüder sagten: »Du hast wirklich einen feinen Geschmack.« Der Kali aber sagte bei sich: »Die haben gar sonderbare Einfälle, aber wenn ich weiter horche, werde ich wohl auch etwas von ihrem Streite vernehmen.« Nun entschloß sich auch Manasse, seine Gedanken zu offenbaren, und er sagte: »Brüder, ihr habt der eine von dem Fleische, der andere von dem Weine gesprochen, aber ich will euch sagen, daß der Kali, der uns eingeladen und bewirtet hat, ein Bankert ist.« Die Brüder sagten: »Schlecht sprichst du, und woher willst du das wissen?« Und er antwortete: »Ich weiß es sehr wohl.«

Der Kali hatte nicht sobald sagen hören, er sei ein Bankert, als er beschloß, allem nachzugehen. Und er verließ das Versteck in der Säule und schickte um seinen Seneschall und fragte ihn: »Was für Fleisch war das, das du den Fremden gegeben hast?« Der Seneschall antwortete: »Es war von einem Lamme, das uns unser Nachbar Nieri geschenkt hat.« Der Kali schickte sofort um diesen Nieri und erkundigte sich um das Lamm, und der antwortete: »Ich hatte ein trächtiges Schaf, und das ging ein, als es ein Lamm warf, und da eben eine Hündin von mir Junge bekommen hatte, so ließ ich das Lamm mit der Milch dieser Hündin aufziehen.« Dies gehört, glaubte es der Kali schon, daß er ein Bankert sei, schickte aber noch um den Kellermeister und fragte ihn, was für einen Wein er den Fremden gegeben habe, der antwortete: »Von dem Weinberg beim Begräbnisorte.« Nun, nachdem sich die Reden von zweien bestätigt hatten, war der Kali durchaus sicher, ein Bankert zu sein, und er ließ seine Mutter rufen und fragte

sie, wessen Sohn er sei. Sie sagte: »Du bist der Sohn des alten Kali.« Er aber erwiderte: »Wahrhaftig, der bin ich nicht! Sagt es auf der Stelle!« Und die Mutter sagte: »Nun, in Wahrheit bist du ein Sohn des Grafen von Ragusa.« — »Dann bin ich also ein Bankert?« — »Ja.«

Und der Kali ging in sein Gemach und legte sich zur Ruhe, aber die Nacht schien ihm tausend Jahre zu währen, und als die Sonne aufgegangen war, entbot er die drei Brüder. Er fragte den ältesten, was er bei dem Essen über das Fleisch gesagt habe, und Arduigi antwortete, er habe gesagt, das Fleisch sei von einem Tiere, das mit Hundsmilch aufgezogen worden sei, und der Kali fragte: »Woran hast du das erkannt?« Arduigi antwortete: »Von einem solchen Fleisch wird man nie satt, und da ich sah, daß ich fast allein ein Lamm aufgeessen hatte, so schloß ich das.« Der Kali sagte: »Du hast die Wahrheit gesprochen.« Und er sagte weiter: »Und du, wie bist du dazu gekommen, das von dem Weine zu sagen?« Skandaleo antwortete: »Herr, wir Leute vom Don haben gute Köpfe, und daß der Wein von einem Begräbnisorte stamme, habe ich geschlossen, weil der Menschenleib schwer ist und den Kopf schwer und trüb macht.« Und der Kali sagte: »So ist es.« Und zu Manasse sagte er: »Und du, der du gesagt hast, ich sei ein Bankert, welche Wissenschaft hast du gelernt, daß du Dinge, die vor deiner Geburt vorgefallen sind, wissen kannst?« Manasse antwortete: »Wenn du es gestattest, werde ich es sagen.« — »Ich gestatte es.« — »Da ich dafür hielt, du habest dich verborgen, um uns zu beobachten und zu belauschen, so erachtete ich, du müßtest, weil das nicht die Art eines guten Mannes, sondern eines Bankerts ist, ein Bankert sein, und diese Rede bitte ich dich mir zu verzeihen.« Und der Kali sagte: »Wahrhaftig, euere Urteile waren allesamt richtig, aber damit ich euch eine gute Lösung eurer Frage geben kann, will ich euch, bevor ich darauf eingehe, ein Beispiel sagen und euch um etwas fragen.« Und er sagte:

»Ein wunderschönes Jungfräulein, die Tochter eines edeln Grafen und einem edeln Herrn verlobt, hat durch ein Land zu reisen, das drei Jünglingen, wie ihr seid, gehört, und jeder von den dreien ist mächtig genug, sie aufzugreifen. Wenn nun du, Arduigi, der erste Herr dort wärest, wo das Fräulein mit ihrem Geleite auf dem Wege zu ihrem Gatten ziehen müßte, und sie käme in dein Gebiet und deine Diener brächten sie vor dich: was würdest du mit ihr tun? Und du Skandaleo, wenn sie auf deinem Gebiete von deinen Reifigen ergriffen und in deine Macht gegeben worden wäre: was würdest du mit ihr tun? Und du, Manasse, wenn dieses schöne Weib, die noch Jungfrau ist, dir zugeführt würde und du hättest alle Gewalt über sie, so frage ich dich, was du tatest.« Arduigi antwortete, er würde die Jungfrau durch sein ganzes Gebiet sicher und ohne Unbill geleiten lassen und würde es nicht dulden, daß ihr andere etwas

zuleide täten. Skandaleo sagte, er würde an der Jungfrau, wenn er sie bekäme seine Lust büßen, und dann würde er sie mit allen Ehren ihrem Gatten schicken. Und Manasse sagte: »Nehmet für wahr, Kali, ich würde, wenn sie mir gebracht würde, meinen Willen an ihr vollbringen, und dann müßten dies alle meine Knechte an ihr tun, und bei ihnen müßte sie immerfort bleiben, und entlassen würde ich sie keineswegs.« Und schon sagt der Kali: »Du hast das Kleinod genommen, und das ist mein Urteil.« Und Manasse sagte: »So ist es.« Und der Kali sagte ihm: »Wie hast du so rasch gefunden?« Und Manasse antwortete: »So wie du gefunden hast, daß du ein Bankert bist.«

Und nachdem sie dieses Urteil erhalten hatten, nahmen die Brüder Abschied von dem Kali und kehrten in voller Eintracht in ihre Heimat am Don zurück. Ein Kleinod erhielt Arduigi, das andere Skandaleo, und sie machten sie zu Gelde, und alle drei betrieben wieder Handelsgeschäfte und lebten in Ehren, ablassend von den jugendlichen Streichen und jeglicher Verschwendung.

DER MEISTERSCHUSS.

WAR DA EINST EIN GAUKLER, DER VERSTAND ES trotz einem Advokaten Unwahrheiten einzurenken und Lügen oberflächlich zu vertünchen und Zerriffenes zu flicken, und als sich einmal ein reicher Lügner rühmte, er habe auf der Jagd einem Hirschen die Klaue und das Ohr mit einem einzigen Pfeile durchschossen, so daß dem Hirschen die Klaue an dem Ohre haften geblieben sei, und als alle andern sagten: »Du lügst, das ist unmöglich!«, sagte dieser Lügenschlichter und Lügenbemäntler: »Aber selbstverständlich ist es Wahrheit, was mein Herr sagt: der Hirsch hat sich eben mit der Klaue an der Wange und im Ohr gekratzt, und so ist der Schuß zuerst durch die Klaue und dann durch das Ohr gegangen.«

DIE VIER GROSCHEN DES SCHMIEDS.

ZU DER ZEIT KAISER FRIEDRICHS WAR EIN SCHMIED, der arbeitete allwege in seinem Handwerk und kümmerte sich um keinen Sonntag und um keine Ostern und um kein andres Fest, wie groß es auch sein mochte, und alltäglich arbeitete er nur so lange, bis er vier Groschen verdient hatte, und dann rührte er an diesem Tage nichts mehr an: es gab keinen noch so großen Auftrag, kein noch so großes Geschäft, keinen noch so großen Gewinn, daß er, wann er einmal vier Groschen verdient hatte, noch einen Hammer Schlag getan hätte.

Nun geschah es, daß dem Kaiser hinterbracht wurde, wie der Schmied Tag um Tag arbeite, zu Ostern und Sonntags und an den andern Festen gerade so wie an den Werktagen. Dies gehört, ließ ihn der Kaiser holen, und er fragte ihn, ob das wahr sei, was man von ihm erzähle, und der Schmied gestand alles ein. Und der Kaiser sagte zu ihm: »Was ist denn der Grund, daß du so tuft?« — »Herr, ich habe es mir aus freiem Entschlusse vorgefetzt, mein ganzes Lebelang so zu tun, daß ich alltäglich vier Groschen verdiene, und den Rest des Tages nichts mehr zu arbeiten.« — »Und was machst du mit diesen vier Groschen?« — »Herr, zwölf Kreuzer gebe ich zurück, zwölf verschenke ich, zwölf werfe ich weg, und zwölf verwende ich.« — «Wieso denn?» fragte der Kaiser. Und der Schmied antwortete: »Herr, zwölf Kreuzer verschenke ich um Gottes willen. Die andern zwölf Kreuzer gebe ich meinem Vater zu seinem Unterhalt, weil er so alt ist, daß er nichts mehr verdienen kann, er hat sie mir geborgt, als ich noch jung war und noch nichts verdienen konnte. Die dritten zwölf werfe ich weg: ich gebe sie nämlich meinem Weibe, und weggeworfen scheinen sie mir, weil sie nichts andres zu tun weiß als essen und trinken. Und die letzten zwölf Kreuzer verwende ich für meine Bedürfnisse.«

Da wußte der Kaiser nicht was sagen, und in seinem Herzen sagte er: »Trüge ich ihm auf, anders zu tun, so würde ich ihm Sorgen machen und ihn irren, immerhin will ich ihm ein großes Verbot auferlegen, und beobachtet er es nicht, so lasse ich ihn dann auf einmal für alles zahlen, was er bis dahin gegen die Gebote Gottes und mein Gesetz getan hat.« Und so rief er den Schmied und sagte: »Geh mit Gott, und ich befehle dir bei der Strafe von hundert Pfund,

das, was du mir gesagt, niemand, der dich darum bittet, mitzuteilen, du hättest denn vorher hundertmal mein Antlitz gesehen.« Und so ließ er das Verbot von seinem Schreiber schriftlich ausfertigen. Der Schmied empfahl sich und ging nach Hause und wieder an seine Arbeit.

Eines Tages wandelte dem Kaiser die Luft an, seine Weisen zu versuchen, ob sie in der Sache des Schmieds Bescheid wissen würden, nämlich was es für eine Bewandnis damit hatte, daß er sagte, zwölf Kreuzer verschenke er, zwölf gebe er zurück, zwölf werfe er weg und zwölf verwende er, und er beschickte sie und sagte ihnen die Frage. Die Weisen erbaten eine Frist von acht Tagen, und die gewährte er ihnen. Bald hatten sie herausgebracht, daß dahinter der Schmied steckte, der beim Kaiser gewesen war, aber die Lösung fand keiner von ihnen. Darum erkundeten sie, wo er hauste, und gingen insgeheim hin und fragten ihn. Er weigerte sich, ihnen etwas zu sagen, und so boten sie ihm Geld. Damit war er einverstanden und sagte: »Da ihr es durchaus von mir wissen wollt, so geht und bringt mir alle miteinander hundert Goldstücke, tut ihr das nicht, so werdet ihr es auf keinerlei Weise erfahren.« Die Weisen, die sahen, daß sie anders nichts erreichen würden, und auch Angst hatten, die ihnen gesetzte Frist zu überschreiten, gaben ihm die geforderte Zahl von Goldstücken. Und der Schmied betrachtete jedes einzelne genau, wie auf der einen Seite der Kopf des Kaisers eingeprägt und herausgearbeitet war, während die andere den Kaiser auf dem Throne sitzend oder zu Pferde in voller Rüstung darstellte, und nachdem er sie allesamt genau angesehen hatte, sagte er den Weisen alles so, wie er es vordem dem Kaiser gesagt hatte. Dann gingen sie.

Als die acht Tage verstrichen waren, beschied sie der Kaiser wieder zu sich, auf daß sie ihm die Frage beantworteten, die er ihnen gestellt hatte, und die Weisen sagten ihm die vollständige Lösung. Verwundert und neugierig, wie sie sie herausgebracht hätten, schickte er sogleich um den Schmied, und in seinem Herzen sagte er: »Jetzt wird er mir sein Treiben ordentlich bezahlen; ich weiß recht gut, daß sie ihm entweder so lange geschmeichelt oder so lange gedroht haben, bis er es ihnen gesagt hat, und anders kann es nicht sein; mit ihrem eigenen Verstande hätten sie es nimmer herausgefunden. Damit hat er sich nichts Gutes getan.«

Der Schmied kam, und der Kaiser sagte zu ihm: »Meister, ich glaube, du hast meinen Geboten allzusehr zuwidergehandelt: du hast verraten, was ich dir geheimzuhalten befohlen hatte, und das wirst du bitter bezahlen müssen.« Aber der Meister sagte: »Herr, Ihr seid Herr, nicht nur mit mir, sondern mit aller Welt zu tun, was Euch gefällt, und darum befolge ich Euere Gebote als die meines teuern Vaters und Herrn. Willst denn, ich meine nicht im geringsten

abgewichen zu sein von Euerm Befehl, der ausdrücklich lautete, ich dürfe das, was ich Euch gefagt habe, niemand offenbaren, es wäre denn, ich hätte vorher hundertmal Euer Antlitz gesehen. Als ich also dieserhalb genötigt worden bin, konnte ich den Leuten nicht dienen, wenn ich nicht zuerst die Bedingung erfüllte, die Ihr genannt hattet, und das habe ich getan: denn bevor ich es sagte, ließ ich mir von ihnen hundert Goldstücke geben, und auf jedem befah ich mir Euer Antlitz, das dort eingeprägt ist, und erst nachdem ich das in ihrer Gegenwart getan hatte, sagte ich es ihnen. Ich glaube daher nicht, daß ich in meinem Wunsche, ihnen und mir weitere Unannehmlichkeiten zu ersparen, so arg gefehlt hätte.«

Der Kaiser begann zu lachen und sagte: »Geh, guter Mann, du hast dich als größerer Meister erwiesen als alle meine Weisen, so gebe dir Gott alles Gute!« Und so ging der Schmied frei und ledig vom Kaiser und kehrte in seine Werkstatt zurück zu seiner Arbeit.

GERECHTIGKEIT IN ROM.

Ein Scholar kam nach Rom, um seine Schwester zu besuchen, die die Gattin des kaiserlichen Seneschalls war. Und Schwager und Schwester belehrten ihn, wie auch schon andere auf dem Wege und in der Stadt getan hatten, daß die Leute dort voller Trug und Bosheit seien, und warnten ihn, das Haus ohne Zeugen und Hüter zu verlassen.

Eines Tages ging er trotzdem aus, und von ungefähr schnitt er unterm Gehen mit einem Messer Ruten. Zwei Männer gingen vorbei, und kaum sahen sie ihn, so behaupteten sie auch schon, das Messer gehöre einem von ihnen, und sie schleppten ihn vor Gericht. Er wurde verhört, und da sagte er: »Es ist schon möglich¹⁾, daß das Messer Eigentum eines von ihnen ist, aber ich will Euch erzählen, wie ich es gefunden habe. Gestern bin ich mit meinem Vater in einem Walde gewesen, und plötzlich stürzten sich Räuber auf uns, und ich entfloh in der Meinung, der Vater folge mir, dann sah ich, daß er nicht da war, und so ging ich zurück, und da fand ich ihn als Leiche, und in seinem Leibe stak dieses Messer.« Durch diese Geschichte ging er frei aus, seine Widersacher aber wurden verurteilt.

Wieder einmal ging er müßigen Sinnes weg, sein Blick fiel auf einen lieblichen Knaben, den seine Wärterin auf dem Arme trug, und er betrachtete ihn aufmerksam. »Wahrhaftig,« sagte die Wärterin, »Ihr habt recht, Euch den Knaben gut anzusehen, habt doch Ihr ihn mir gemacht, und nun nähre ich ihn schon drei Jahre lang, und Ihr habt noch keinen Kreuzer hergegeben.« Und sie zog ihn vor Gericht. Und beim Verhör erklärte der Scholar, er bestreite nicht, daß der Knabe sein sei, und weil sie ihn drei Jahre ernährt habe, er jetzt aber der Mutter nicht mehr bedürfe, so wolle für die nächsten drei Jahre er ihn zu sich nehmen. In diesem Sinne fällten auch die Richter, die sein gewandtes Wesen bewunderten, das Urteil. Als aber das Weib den Spruch hörte, sagte sie, der Knabe sei der Sohn des ungesunden Bürgers, für den sie ihn aufziehe. Dies stellte sich als wahr heraus, und so wurde sie verurteilt, während der Scholar durch seine Schlaueit loskam.

¹⁾ Ich streiche im Texte das non, vielleicht gehört an seine Stelle ein bene oder etwas Ähnliches.

Eines Abends speiste er bei seiner Schwester und ihrem Gatten, und auf den Tisch wurden drei Rebhähne gesetzt, deren einer gar mager war. Und sein Schwager sagte zu ihm: »Bruder, teilt doch die Hähne gleichmäßig unter uns drei.« Da nahm der Scholar den magern und gab ihn der Schwester und dem Schwager, und sich behielt er die zwei feisten, und er sagte: »Das ist gleichmäßig geteilt: Ihr seid zwei Feiste und ein Magerer, und auf meiner Seite sind auch zwei Feiste und ein Magerer.« Er war nämlich auf der Schule abgemagert.

Dieser sein Scharffinn machte seinem Schwager viel Unruhe, und zu mehreren Malen versuchte ihn der Schwager, weil er sich von ihm eines Unheils verah, zu töten. Da dies aber die Schwester stets verhinderte, so führte er ihn, um ihn zu verderben, an den Hof des Kaisers, denn dort galt das Gesetz, daß gegen jedermann, der bei Tische auf seinem Teller ein Stück Fleisch umwandte, der Todespruch gefällt wurde, und von diesem Gesetze sagte er dem Scholaren nichts. Und der wandte sein Stück um, und so war sein Leben verwirkt, das war ob seines Scharffinns gar vielen leid, unter ihnen auch dem Kaiser. Und der gewährte ihm die Gnade, daß er erst in drei Tagen zu sterben brauche und daß ihm an jedem dieser drei Tage eine Bitte, die er aussprechen werde, gewährt sei.

Am ersten Tage bat er, ihn feierlich zu krönen wie den Kaiser und ihm jede Feier und Luft zu bereiten, die bei der Kaiserkrönung üblich sei. Am zweiten Tage bat er, ihm die Tochter des Kaisers zu vermählen. Und am dritten Tage bat er, daß allen, die gesehen hätten, wie er das Stück Fleisch umgewandt habe, die Augen ausgerissen und ihm gegeben würden. Da fand sich niemand, der das hätte bezeugen wollen, und so war er frei. Und der Kaiser, der also seine Weisheit erfahren hatte, gab ihm nun seine Tochter wirklich. Und nach kurzer Zeit, da er schon hoch in Gnaden stand, forderte er das Urteil gegen seinen Schwager, der ihn ohne Warnung in Todesgefahr gebracht hatte, und der wurde gehenkt.

GLÜCK IM UNGLÜCK.

ES WAR EINMAL EIN MANN, DEM STIESS VIEL WIDERWÄRTIGES zu, und er verlor viel Geld, immer aber mahnte ihn sein Weib zu Geduld und sagte: »Gott wird noch alles zu deinem Besten wenden, Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen.« Eines Tages verlor er ein Auge, und wieder sagte sie ihren Spruch, und ihres Predigens überdrüssig, verprügelte er sie und sagte: »Nimm das hin in Geduld!«

Später kam er mit seinem Weibe zu den Tataren, und der Kaiser dort erhob ihn so, daß er einer der Großen neben ihm war. Und der Kaiser starb, und vor seinem Tode hatte er angeordnet, daß dieser sein Freund mit ihm begraben werde. Diese Leute haben nämlich den Glauben, daß sie so, wie sie begraben werden, in der andern Welt leben, und darum lassen sie sich mit den Pferden und den Hunden, mit der Gattin und ihren liebsten Freunden begraben.

Aber da sagte er, für seinen Herrn wäre es eine gar große Schande, wenn er an einem so großen Hofe im Jenseits mit einem Einäugigen ankäme, und das ließen sie gelten. Und er wäre wahrhaftig begraben worden, hätte er nicht zu seinem Glücke das Auge verloren gehabt.

DAS URTEIL ÜBER DIE ELSTER.

ES WAR EINMAL EIN STEINREICHER MANN, DER bewahrte sein Geld in einer Truhe auf, die oben eine Öffnung hatte, und durch die pflegte er die Gulden, wie er sie einnahm, hineinzuworfen. Und in dem Hause nebenan wohnte ein Armer, der jeweils Met ausfchenkte, und der hatte eine Elster, und die flog oft, wann der Reiche abwesend war, durch das Fenster in seine Kammer und zog mit dem Schnabel so viel Gulden, wie sie konnte, durch die Öffnung aus der Truhe, und dann flog sie zu dem hohlen Kürbis, der zum Zeichen des Metausfchanks an dem Hause des Armen hing, und dort hinein legte sie die gestohlenen Gulden. So verfrich eine lange Zeit, und endlich nahm der Arme, weil ihm der Met ausgegangen war, den Kürbis herunter, und drinnen fand er etliche Hunderte Gulden. Baß verwundert darob, hängte er den Kürbis wieder auf, um zu sehen, wie das zugehe, und bei der Beobachtung sah er des öftern, wie die Elster Gulden brachte.

Endlich aber leerte der Reiche seine Truhe aus, und als er die Gulden zählte, entdeckte er, daß eine Menge fehlte, und da er keine Ahnung hatte, wie sie weggekommen seien, betrübte er sich, und er gedachte die Sache zu beschlafen. Inzwischen kam die Elster wieder und nahm einen von den Gulden, die auf dem Tische ausgeschüttet lagen. In diesem Augenblicke erwachte er, und da sah er ihren Diebstahl, und er beschloß, seinen armen Nachbar vor Gericht zu ziehen. Bei Gericht aber sagte der Arme, als man ihn befragte, es falle ihm nicht ein, für das Treiben und das Stehlen der Elster die Verantwortung zu übernehmen. Aber warum viele Worte? Das Gericht entschied, die Elster solle am Halse gehängt werden, bis sie tot sei, und sie wurde in die Hände des Reichen gegeben, damit er sie hänge.

In seiner Verfürtheit aber mißachtete der Reiche den Spruch des Gerichtes, und er schleuderte die Elster an die Wand. Nun belangte umgekehrt der Arme den Reichen, daß er die Elster entgegen dem Urteil so grausam und auf eine andere Weise getötet habe, als entschieden worden war. Und siehe da, für die Mißachtung des richterlichen Spruches wurde der Reiche zu einer Buße von vierhundert Gulden verurteilt.

DIE RACHE DES SKLAVEN.

EIN RITTER HATTE EINEN SEINER SKLAVEN ZUR Strafe für mancherlei Unfug geblendet, dann aber fühlte er wieder Mitleid mit ihm und machte ihn zum Pfortner in seinem Schlosse.

Eines Tages entfernte er sich mit allen seinen Leuten, und zu Haufe blieben nur seine zwei Knäblein. Die packte nun der Sklave, nachdem er Tore und Türen verschlossen hatte, und trug sie auf die Zinnen des höchsten Turmes. Und als sich der Ritter auf der Heimkehr dem Schlosse näherte, zeigte er sie ihm und rief hinunter, er werde sie auf der Stelle hinabstürzen, wenn sich nicht der Ritter die Augen ausreißt, so wie er ihm sie ausgerissen habe. Der Ritter sagte, er habe es getan, aber der Sklave fragte ihn: »Wie wars dir dabei?« Und da der Ritter keine Antwort zu geben wußte, rief der Sklave: »Ha, du hast es nicht getan!«

Um es kurz zu machen: der Ritter riß sich die Augen aus, um die Knaben zu retten, und er sagte dem Sklaven: »Nun habe ich sie mir wahrhaftig ausgerissen.« Wieder fragte der Sklave: »Wie wars dir dabei?« Und der Ritter antwortete: »Als hätte man mir das Gemächt ausgerissen.« Da sagte der Blinde: »Du sprichst die Wahrheit.« Und schon sprang er auch mit den beiden Knäblein herab, und alle drei waren Leichen.

RING, SPANGE UND TEPPICH.

DARIUS HERRSCHTE IN ROM MIT HOHER KLUGHEIT, und er hatte drei Söhne, die er herzlich liebte. Als es mit ihm ans Sterben ging, vermachte er seinem erstgeborenen Sohn das ganze Erbteil, das einst ihm sein Vater hinterlassen hatte, dem zweiten gab er alles, was er in seiner Zeit erworben hatte, und dem dritten Sohne gab er drei Kleinode, einen Ring, eine Spange und einen kostbaren Teppich. Der Ring hatte die Kraft, daß, wer immer ihn am Finger trug, die Gunst aller Leute hatte und durch diese Gunst alles, was er von ihnen heischte, bekam, die Spange hatte die Kraft, daß, wer immer sie an der Brust trug, alles nur Mögliche erhielt, was sein Herz begehrte, und der Teppich hatte die Kraft, daß, wer immer auf ihm saß und bei sich dachte, daß er irgendwo in der Welt zu sein wünschte, in demselben Augenblicke dort war. Und als der Kaiser diese drei Kleinode, die Virgil durch Zauberkunst verfertigt hatte, seinem jüngsten Sohne gab, sagte er: »Teuerster Jonathas, du bist mein jüngster Sohn, und ich gebe dir diese drei Dinge, damit du die Wissenschaft betreibst, und sonst bekommst du kein Erbteil, deine Mutter wird sie dir verwahren, und wenn du ihrer bedarfst, so wird sie dir eines nach dem andern geben.« Dies gesagt, kehrte er sich zur Wand und gab seinen Geist auf. Seine Söhne bestatteten ihn mit allen Ehren. Dann nahmen die zwei ältern ihre Vermächtnisse in Besitz, der dritte aber bat seine Mutter um den Ring, mit dem er sich auf die Hohe Schule begeben wollte. Die Mutter sagte: »Den Ring gebe ich dir, auf daß du dein Bemühen darauf richtest, dir Wissen zu erwerben, hüte dich nur vor dem Weibe, damit du nicht etwa den Ring verlierest.«

Jonathas nahm den Ring und begab sich auf die Hohe Schule, und er begann sie eifrig zu besuchen und sich Wissen anzueignen. Eines Tages aber begegnete er auf der Straße einem Mädchen, genugsam schön und anmutig, und kaum hatte er sie gesehen, so fing er sich in ihren Augen, und er nahm sie mit und behielt sie öffentlich bei sich und liebte sie wunderbar. Und er machte Gebrauch von dem Ringe an seinem Finger und gewann durch ihn die Gunst und die Liebe aller, so daß er alles erhielt, was er begehrte, und er stellte Gastmähler an und gab Geschenke, und das alles durch die Kraft des Ringes. Sein Liebchen aber, die weder Gold noch Silber bei ihm sah, wunderte sich

höchlich, woher er das Geld nehme, um diesen Aufwand zu befreien, und als sie ihn einmal in sonderlich guter Laune sah, sagte sie zu ihm: »Herr, viele reden vieles. Gold oder Silber hast du nicht, wie geht es denn zu, daß es dir an nichts gebricht und du überdies so unendlich viel ausgibst?« Er antwortete: »Gott vermag mehr als Gold und Silber, Gott ist mächtig, mir zu geben, was ich begehre.« Sie aber sagte: »Herr, es gibt niemand, den ich mehr lieben würde als dich. Eröffne mir doch dein Herz und sage deiner Magd die Wahrheit!« Und diese Rede wiederholte sie des öfters, bis er endlich, ohne ihre Tücke zu ahnen, sagte: »Liebste, ich will dir die Wahrheit sagen. Mein Vater hat mir diesen kostbaren Ring vermacht, und in ihm steckt die Kraft, daß, wer immer ihn trägt, die Gunst und die Liebe aller hat. Durch diese Gunst erhalte ich, was ich von den Menschen heische, und so kann ich dieses adelige Leben führen.« Darauf sagte sie: »Herr, höre auf mich und tue nach meinem Rate, und es wird dich nicht gereuen. Alltäglich bist du bei Festen und unter den Leuten, da kann dir der Ring leicht abhanden kommen. Gib ihn mir aufzubewahren, und ich werde dir ihn treulich bewahren, bis du seiner bedarfst.« Und er tat nach ihren Worten und gab ihr den Ring. Und sofort begann sich die Gunst der Leute zu vermindern und zu schwinden. Als er dies sah, verlangte er, weil es ihm an Geld gebrach, den Ring zurück, um die Gunst und Liebe der Menschen wiederzugewinnen. Sie sagte: »Sofort.« Und sie ging in das Gemach und öffnete die Truhe, und da schrie sie: »Weh mir, Herr, wehe! Es waren Diebe da, und sie haben die Truhe geöffnet und den Ring genommen.« Als er dies hörte, krampften sich ihm die Eingeweide zusammen, und er weinte bitterlich.

Auf der Stelle reiste er zu der Kaiserin, seiner Mutter, und vermeldet ihr die Geschichte mit dem Ringe. Und sie sagte: »Ach, mein Sohn, habe ich dir nicht vorhergesagt, du sollest dich vor dem Weibe in acht nehmen? Dieses Weib hat dich betrogen. Hier übergebe ich dir die Spange, hüte sie sorgsam, weil du, wenn du sie verlörest, Ehre und Nutzen für immer einbüßen würdest.« Und er nahm die Spange und begab sich zurück auf die Schule. Und siehe, am Stadttor kam ihm sein Liebchen entgegen und empfing ihn mit Freuden, und er nahm sie wieder zu sich. Wie früher stellte er Feste an und gab Geschenke, so daß die ganze Stadt davon sprach. Das Mädchen wunderte sich wieder, woher er das alles nehme, da sie doch nichts bei ihm sah. Und als er eines Tages voll des Weines und lustig war, sagte sie: »Herr, du Halbscheid meiner Seele, eine kleine Frage habe ich an dich, und nicht verheimliche es deiner Magd. Du gibst ein Mahl nach dem andern, und doch hast du, soviel ich sehe, nichts, sag also deiner Magd, wie das sein kann.« Er antwortete: »Ich sage es dir nicht. Einmal habe ich dir mein Geheimnis gesagt, und du hast mir den Ring verloren, darum

gedenke ich nicht, dir nochmals mein Geheimnis zu eröffnen.« Und sie: »Herr, höre mich. Das, was mir mit dem Ringe geschehen ist, könnte auch einem Klügern geschehen, weil gegen Diebe Klugheit nichts hilft. Wüßte ich aber jetzt die Heimlichkeit deines Herzens, so würde ich anders handeln.« Und er: »Wenn dem so ist, so will ich dir die Wahrheit sagen. Diese Spange habe ich von meinem Vater. Wer sie an der Brust trägt, dem erfüllt sie, was sein Herz erfreut. Ich trage die Spange an der Brust, und was ich nur denke, das steht mir zu Gebote.« — »Herr,« sagte sie nun, »was für einen Sinn hat es denn da, sie tagtäglich von morgens früh bis spät am Abend zu tragen? Du könntest dir doch in einer Stunde so viel erfinden, daß es für ein Jahr langt. Darum gib mir die Spange zu bewahren. Beliebt es dir, so bekommst du sie, wann immer dir etwas einfällt, das du wünschen würdest.« Er antwortete: »Ich fürchte, du wirst sie verlieren, wie du den Ring verloren hast, und dann wäre ich für immer zuhanden geworden.« Sie aber sagte: »Herr, der Ring hat mir zur Witzigung gedient, und darum verspreche ich dir in Treuen, ich werde dir die Spange so bewahren, daß kein Mensch zu ihr kommt.« Und er glaubte ihrem Worte und gab ihr die Spange. Als er dann alles verbraucht hatte, verlangte er die Spange zurück. Und das Mädchen schwor ihm, sie sei ihr gestohlen worden. Darob verfiel er in tiefen Kummer und sagte: »War ich nicht verrückt, daß ich ihr, nachdem ich schon den Ring verloren hatte, auch noch die Spange gab?«

Und wieder reiste er zu der Mutter und erzählte ihr alles. Über die Maßen betrübt, sagte sie: »Ach, liebster Sohn, warum hast du dem Weibe so sehr vertraut? Nun hat sie dich zweimal betrogen, und bei jedermann giltst du als Dummkopf. Werde doch endlich einmal klug, denn ich habe dir nichts mehr zu geben als den kostbaren Teppich, den dir dein Vater gegeben hat, und verlierst du auch den, so komm nicht mehr zu mir!« Und Jonathas nahm den Teppich und reiste wieder in jene Stadt. Und als sein Liebchen von seiner Ankunft hörte, freute sie sich sehr, und sie ging zu ihm und bot ihm einen frohen Willkomm. Und er breitete den Teppich aus und sagte: »Sieh, Liebste, diesen kostbaren Teppich hat mir mein Vater sterbend vermacht, setze dich mit mir darauf.« Und als sie beide auf dem Teppich saßen, dachte er bei sich: »Wären wir nur weit weg, wohin kein Mensch kommt!« Und schier in dem Augenblicke, wo er das dachte, waren sie beide entrückt und gleichsam am Ende der Welt in einem Walde niedergesetzt, wohin kein menschlicher Blick drang. Sie aber jammerte: »Herr, wo sind wir?« Und er: »Am Ende der Welt, will ich hoffen. Erinnerung dich, wie du mir tückisch Ring und Spange entwendet hast. Und darum schwöre ich zu Gott im Himmel: ich lasse dich hier den Tieren zum Fraße, wenn du mir nicht Sicherheit gibst wegen meiner Kleinode.« Sie sagte: »Herr, erbarme dich

meiner! So du mich zurückbringst, wo wir vordem waren, so verspreche ich dir in Treuen bei meinem Leben, dir Ring und Spange zurückzugeben.« Und er glaubte ihren Worten und sagte: »Wenn es so ist, so will ich dich in die Stadt zurückbringen.« Sie aber sagte: »Da du nun mein Versprechen hast, so sag mir doch, wie so wir so plötzlich hergekommen sind.« Und er: »Das will ich dir sagen: Dieser Teppich hat die Kraft, daß, wer immer auf ihm sitzt, nur zu denken braucht, er möchte irgendwo in der Welt sein, und schon ist er auch dort.« Dies gesagt, fuhr er fort: »Liebste, strecke dich hin, damit ich ein wenig in deinem Schoße ruhen kann, denn wunderbar kommt mich der Schlaf an.« Und sie nahm sein Haupt in ihren Schoß, und alsbald entschlief er. Da zog sie den Teil des Teppichs, auf dem er lag, still zu sich herüber und dachte: »Wäre ich nur dort, wo ich vordem war«, und schon war sie mit dem Teppich dort, und Jonathas lag allein in dem Walde und schlief.

Endlich erwachte er, und als er weder den Teppich noch das Mädchen sah, begann er bitterlich zu weinen und zu schluchzen und zu seufzen und rief: »O du mein Gott, was tue ich nun! Wohin ich mich wenden soll, weiß ich nicht.« Und er sah niemand als die Vögel, die in der Luft dahinflogen. Und er erhob sich und bekreuzigte sich, und dann stieß er auf einen Weg, und den beschritt er. Und als er den ganzen Tag gegangen war, kam er zu einem Wasser, das er durchwaten mußte. Und das Wasser war so scharf, daß es ihm das Fleisch an den Füßen, soweit es sie benetzte, bis auf die Knochen wegfraß, und er füllte trotz seinen Schmerzen ein Fläschchen mit diesem Wasser und nahm es mit. Dann sah er einen Baum mit viel Früchten, in seinem Hunger aß er davon, und schon war er mit einem abscheulichen Ausatz bedeckt, und er nahm einige Früchte und ging weiter. Und er begann zu weinen: »O Herr, o du mein Gott, was habe ich alles zu leiden!« Und in diesen Nöten kam er wieder zu einem Wasser, über das er zu setzen hatte, und so wie ihm das andere das Fleisch von den Knochen getrennt hatte, so gab ihm dieses das Fleisch wieder zurück, und er nahm auch von diesem ein Fläschchen mit. Dann bekam er Hunger, und wieder sah er einen Baum voller Früchte, und auch von denen aß er, und hatten ihn die frühern ausätzig gemacht, so heilten ihm diese jegliches Geschwür, und er pflückte auch von ihnen einige und nahm sie mit. Und nun begann er froh zu werden und Gott zu danken. Und er sah in der Ferne ein schönes Schloß, und zwei Männer in reicher Tracht kamen ihm entgegen und fragten ihn, wer er sei. Er antwortete: »Ich bin ein vollkommener Arzt.« Und sie sagten: »Unser König, der jetzt in diesem Schlosse weilt, ist ausätzig, könntest du ihn heilen, so würdest du die größten Ehren und Reichtümer erlangen.« Er antwortete: »Mit Gottes Hilfe werde ich ihn heilen.« Sie aber sagten: »Liebster, viele schon

sind vor dir gekommen, und allesamt haben sie ihre Köpfe verloren, weil sie ihn nicht heilen konnten. Bist du sicher, daß du es vermagst, so wollen wir dich in Ehren zu ihm führen.« Er sagte: »Laßt euch versichern, ich werde ihn heilen.« Und so führten sie ihn zu dem Könige, und er traf ihn im Bette. Und er gab ihm von dem zweiten Wasser zu trinken und von den zweiten Früchten zu essen, und in drei Tagen war er alles Ausatzes ledig, und seine Haut war rein wie die eines Kindes. Und der König gab ihm, was er begehrte, und behielt ihn in hohen Ehren bei sich. Tagtäglich aber begab sich Jonathas luftwandelnd an das nahe Ufer des Meeres, um, wenn es sich treffen sollte, Schiffe aus fernen Ländern zu sehen, und so tat er lange Zeit, und nie bekam er etwas zu hören. Eines Tages aber kamen viele Schiffe, und er freute sich von Herzen, und er fragte, ob nicht eines aus seiner Heimat dabei sei, und richtig war eines aus der Stadt mit der Schule, und er vereinbarte mit den Schiffern, daß sie ihn hinbringen sollten. Dann bat er den König um Urlaub, heimzureisen, und der König gab ihm reiche Geschenke, und so kehrte er in Ehren in seine Heimat zurück und gelangte in die Stadt, wo sein einstiges Liebchen lebte.

Als bald verbreitete sich in der Stadt das Geschrei, es sei ein gar geschickter Arzt aus fernem Lande gekommen, der jeglichen Kranken heile. Und die Reichste in der Stadt war sein Liebchen, und ihr Reichtum rührte von den drei Kleinoden her, die sie Jonathas gestohlen hatte, und nun lag sie auf den Tod krank. Als sie da von der Ankunft eines so trefflichen Arztes vernahm, schickte sie Boten zu ihm, er solle sie besuchen und er werde, so er sie völlig heile, große Gaben empfangen. Jonathas aber war von niemand erkannt worden, und auch sein Liebchen, die ihn schon lange tot wähnte, erkannte ihn nicht. Und als er dann an ihrem Bette stand, sagte er: »Teuerste Herrin, die Arznei wird dir nichts helfen, wenn du nicht eine vollkommene Beichte abgelegt hast, und hast du etwa fremdes Gut, so gib es auf der Stelle zurück, und dann werde ich tun, was recht ist.« Und sie begann mit lauter Stimme zu gestehen, wie sie Jonathas um den Ring, die Spange und den Teppich betrogen und wie sie ihn in der Einöde schier am Ende der Welt verlassen habe, so daß ihn, wie sie glaube, die Tiere gefressen hätten. Und Jonathas sagte: »Sag, Herrin, wo hast du die drei Kleinode, die du ihm trügerisch entwendet hast?« Und sie antwortete: »In der Truhe zu meinen Füßen. Da sind die Schlüssel, öffne sie.« Und er öffnete die Truhe, und da fand er Ring, Spange und Teppich, und er barg sie, über die Maßen froh, in seinem Busen. Dann gab er ihr von der Frucht zu essen, von der er den Ausatz bekommen hatte, und von dem Wasser zu trinken, das das Fleisch von den Knochen löste. Kaum hatte sie gegessen und getrunken, so schwoll ihr der Leib, und Schmerzen begannen sie zu peinigen, so daß sie

jämmerlich schrie, und so gab sie den Geist auf. Jonathas aber kehrte mit seinen Kleinoden zu der Mutter zurück, und alle seine Anverwandten freuten sich herzlich über sein Kommen. Und er erzählte der Mutter und den Brüdern und den Fürsten alles bis zum Ende, wie ihn Gott aus den mannigfaltigen Gefahren befreit und wie er die verlorenen Kleinode zurückgewonnen hatte, und alle priesen Gott in heller Freude. Und Jonathas lebte lange Jahre, und endlich gab er seine Seele Gott zurück.

MERLIN – MERLINCHEN.

ES WAREN EINMAL ZWEI ARME LEUTE, DIE LEBTEN davon, daß sie im Walde Holz fällten, und sie waren Nachbarn, und jeder hatte einen Esel, und dieser Esel bedienten sie sich bei ihrer Hantierung. Und einer von den zweien hatte Weib und Kinder, und sie kosteten ihn viel Geld, und er stand des Morgens in aller Frühe auf und legte sich spät in der Nacht nieder, und von dem, was er abends nach Hause brachte, hatte er am Morgen nichts mehr. Der andere, der keine Kinder hatte, eilte, kaum daß er den Esel mit einer mäßigen Last beladen hatte, heim, er aber blieb noch lange im Walde, traurig und bekümmert, und gar oft klagte er: »Ach, Herr, was kann ich tun? Ich und mein Tier, wir sterben noch Hungers, und das Beil fällt mir schier vor Schwäche aus der Hand! Ach, und kein Geld, daß ich Brot für uns kaufen könnte! Wahrhaftig, es ist ein traurig Los, als Armer geboren zu sein!«

Und so klagte er oft und oft, bis ihn einmal eine Stimme aus dem Dickicht anrief, warum er so jammere, und der Holzhauer erzählte sein ganzes Unglück, und die Stimme antwortete: »Wenn ich dir aus deiner Not hülfle, würdest du wohl die hl. Dreifaltigkeit verehren und die Armen in Treuen lieben?« – »Ja,« sagte er, »daß würde ich gewiß und wahrhaftig tun.« – »Dann geh auf der Stelle nach Hause, und ganz hinten in deinem Garten unter dem Holunderbaum wirst du einen großen Schatz finden.« Dies gehört, neigte sich der Bauer in frommer Demut und fragte: »Herr, wer seid Ihr?« – »Merlin nennt man mich.« – »Ach, gnädiger Herr Merlin, ich mache mich auf den Weg, und ich befehle Euch Gott, der aus Wasser Wein gemacht hat!« – »Geh denn, es wird sich ja zeigen, wie du dein Leben einrichten und dem Herrn Jesu Christo dienen willst. Und heute über ein Jahr kommst du wieder hieher zu mir und legst mir Rechenschaft ab.« – »Gern, gnädiger Herr! Und noch einmal großen Dank!«

Und er ging heim, ohne den Esel beladen zu haben, und als ihn seine Frau solcherweise daherkommen sah, lief sie ihm entgegen, um ihn zu schelten, aber er lachte übers ganze Gesicht, als sie begann: »Du schlechter Mensch, hast du etwa einen Beutel Geldes gefunden? Was werden wir heute essen, wenn du

so leer und ledig daherkommt?« Antwortete er: »Schilt mich nicht, Weib, als bald werden wir, so es Gott beliebt, Geld genug haben, und mit der Holzfallerei hat es ein Ende!« Und er erzählte ihr alles, und sie gingen in den Garten und gruben mit Haue und Spaten unter dem Holunderbaum, und schließlich fanden sie den Schatz, und da gab es eine große Freude. Und nun waren sie reich und lebten nach ihrem Behagen, aber Gott und die Armen liebten sie trotzdem nicht mehr als vordem. Und jetzt, wo der Mann reich war, war jedermann gut Freund mit ihm, und alle nannten ihn Vetter.

Und als ein Jahr vergangen war, ging der Bauer wieder in den Wald und zu jenem Dickicht, und er rief: »Ach, gnädiger Herr Merlin, Ihr meine einzige Hoffnung, kommt und sprecht mit mir, ich liebe und ehre Euch von Herzen!« — »Was willst du? wie gehts dir?« — »Gut, gnädiger Herr Merlin! Ihr habt mir ein großes Gut gegeben, und Weib und Kinder sind trefflich genährt und gekleidet, und alltäglich wächst meine Habe.« — »So ist's recht, lieber Freund, aber sag mir, halt du einen Wunsch?« — »Ach, gnädiger Herr Merlin, ich wäre gern Schulze meines Dorfes.« — »In sechs Wochen sollst du es sein, sei gut und fromm!« — »Tausend Dank, gnädiger Herr!« Und in sechs Wochen ward der Bauer zu dem Schulzen seines Dorfes bestellt, aber gegen die Armen, die seine Vettern waren, war er eitel Verachtung und Härte und beschimpfte sie gar oft, und die Reichen, die ehrte er, als wären sie seine Vettern gewesen.

Und wieder nach einem Jahre ging er in den Wald und rief: »Herr Merlin, kommt und sprecht mit mir, denn ich liebe Euch von Herzen.« — »Was willst du?« — »Ich möchte Euch bitten, daß mein Sohn, der Geistliche, den ich gar sehr liebe, Bischof von Blankenberg werde, der Bischof ist vorgeftern begraben worden, und damit hättest du mich für immer jeder Sorge entledigt.« — »Geh nur, in sechs Wochen wird er es sein.« Und der Wicht ging heim in großer Freude, aber seinem schlechten Wesen entsagte er nicht, und er ließ nicht ab von seiner Roheit gegen die Armen, und sein Sohn ward Bischof, und nun meinte er, jeder Mühsal und jeden Kummers für immer enthoben zu sein.

Und wieder übers Jahr ging er in den Wald, und er rief: »Merlin, wo bist du? Sprich mit mir!« Und die Stimme sagte alsbald und kurz: »Was wünschst du, Mann?« — »Ich bitte dich, mache, daß meine Tochter den Sohn des Statthalters von Aquileja zum Gatten erhält, sie ist schön und anmutig und klug und zu allen Leuten höflich, und es ist kein Makel an ihr.« — »In sechs Wochen soll die Hochzeit sein, Gott gebe dir guten Mut!« Und es geschah, wie die Stimme gesagt hatte, und der Bauer gewann die große Verflippung. Aber obwohl er so hoch gestiegen war, hatte er für Gott keinen Dank noch Vergeltung, sondern prangte nur in Ruhm und Ehren, und schließlich sagte er zu

seinem Weibe: »Nun gehe ich nicht mehr in den Wald, ich bin reich' genug an Geld und Gut, an Freunden und Sippen.« Sie aber riet ihm, doch noch einmal hinzugehen und recht höflich Abschied von Merlin zu nehmen.

Und als das Jahr um war, stieg er zu Pferde und nahm zwei Knechte mit und ritt in den Wald und rief: »Merlinden!« Und die Stimme kam von einem Baume herab, und er fragte: »Warum bist du da oben?« — »Weil mich sonst dein Pferd getreten hätte.« Und der Wicht sagte: »Merlinden, ich nehme Abschied: nun schere ich mich nicht mehr um dich, habe ich doch Geld über alle Maßen!« Antwortete die Stimme: »Ein Wicht bist du gewesen, ein Wicht sollst du wieder sein. Im ersten Jahre, da hast du dich vor mir verneigt und mich ehrfürchtig deinen gnädigen Herrn genannt, im zweiten warst du schon so stolz, daß du zu mir nur noch Herr sagtest, und dann hast du mich mit Merlin angesprochen, und jetzt nennst du mich gar Merlinden! Und ich sage dir kurz: in dir war nie Tugend oder Sitte, du warst ungetreu gegen Gott und die Armen, du warst ein Wicht voller Grausamkeit. Und nun werde ich dich wieder arm machen zum gerechten Lohne.«

Und der Wicht kehrte heim und verlachte nur die Drohung, an die er nicht glaubte. Aber in wenigen Tagen starben sein Sohn und seine Tochter, und darob grämte er sich sehr, ohne jedoch, weil er auf seinen Reichtum baute, von seinem Stolze zu lassen. Und sein Landesherr begann einen Krieg mit einem andern und hatte große Verluste an beweglichem Gut, und als der Krieg aus war, brauchte er, da Kisten und Kasten leer waren, Geld, und da sagte man ihm, sein Dorfschulze habe dessen genug, aber seine Art sei es nicht, milde und gut zu sein. Und der Herr entbot ihn zu sich und heischte tausend Pfund, und der Schulze antwortete, er habe nichts und der Herr solle das Geld anderswo verlangen. Darob erbost, nahm ihm der Herr alles, was er hatte, Geld und Gülden, fahrende und liegende Habe. Nun, da er alles verloren hatte, die Kinder sowohl als auch sein Gut, nun sagte er sich, daß Merlin die Wahrheit gesprochen hatte, und er bejammerte sein Schicksal, das ihm nicht einmal den Esel gelassen hatte, dessen er zu seinem alten Handwerk bedurfte. Und er arbeitete und sparte, bis er sich einen Esel kaufen konnte, und mit dem begann er alltäglich, wie einst, in den Wald zu gehen. Und in dieser Armut verblieb er, bis er elendiglich starb.

DIE VERLEUMDETE JUNGFRAU.

DER GRAF VON NEVERS HATTE BEI SEINEM TODE zwei Kinder hinterlassen, einen Sohn und eine Tochter, und der Sohn sprach, obwohl er schon zwanzig Jahre alt war, nie davon, daß er heiraten wolle, darob redeten die Zungen böswilliger Lügner, er schlafe bei seiner Schwester. Er erfuhr nichts von diesem Gerede, aber dem Fräulein kam es zu Ohren, und in arger Kümmeris lief sie zu der heiligen Jungfrau, um weinend zu beten, dann aber sprach sie insgeheim mit ihrem Bruder und sagte zu ihm: »Unser Vater war ein wackerer, frommer Ritter an den Höfen des Königs und des Kaisers, und er verstand das Waffenhandwerk und kannte alle Barone des ganzen Reiches, Ihr aber habt nichts im Sinne als Tand wie Vogelbeize und Jagd. Mein Rat wäre, Ihr ginget zum Kaiser und bötet ihm Euerer Dienste an. Ich aber will mich auf eines Euerer Schlösser begeben und mich dort bis zu Euerer Rückkehr mit meinen Mädchen einschließen, so daß weder ich herausgehe, noch ein Mann zu mir hereinkommt, und das will ich Euch schwören.« Der Jüngling antwortete: »Mit allem, was Ihr sagt, bin ich einverstanden, nur nicht mit Euerer Einschließung.« Sie stritten darüber noch lange, aber zu guter Letzt befolgte Wilhelm den Rat seiner Schwester, er zog mit großem Geleite aus, und in Rom nahm ihn der Kaiser mit Freuden auf, und den Augen des Kaisers war er bald lieber als jeder andere Jüngling.

Die Zeit verging, und Wilhelm vernahm, ein Turnier werde stattfinden, zu dem sich alle Edeln jenes Landes versammeln würden. Er erlangte es, daß er mit einem Großen des Hofes hinreiten durfte, und dem diente er, gewappnet wie andere Knappen, so trefflich im Streite, daß dieser den Sieg über alle gewann, und der Große schrieb den ganzen Sieg der Trefflichkeit Wilhelms zu, und nach seiner Rückkehr riet er dem Kaiser, den Jüngling, auf daß er keinen Schaden nehme, zu keinem Turnier mehr ziehen zu lassen, bevor er Ritter sei. Und der Kaiser tat nach diesen Worten und schlug ihn zum Ritter, und als solcher errang er sich bei einem Turnier das Lob jeglicher Kühnheit und Freigebigkeit und Schönheit. Das bewog den Kaiser, seinen Rat zusammenzuberufen, und er begann mit dem Lobe Wilhelms, und dann sagte er: »Wenn ihr mir es ratet, so will ich seine Schwester zur Gemahlin nehmen.« Da sprach

der Marschall, der als besserer und mächtigerer Mann als die andern galt, und sagte listig: »Ein so tapferer Ritter auch Herr Wilhelm ist, von seiner Schwester wissen wir doch nicht, wie und welcher Art sie ist, aber wenn es Euch recht ist, so will ich gehen und mich erkundigen. Sowieo habe ich mir schon seit langem vorgenommen, zum hl. Dionysius zu pilgern.« Er hatte aber eine Schwester, und die hoffte er dem Kaiser geben zu können.

Der Marschall ging also als Pilger, aber mit Tücke im Herzen. Und bei dem Schlosse angelangt, wo das Fräulein weilte, gab er Krankheit vor und stellte sich schwach, und er vertat viel Geld und machte dem Wirte und dessen Frau Geschenke und begann sie über die Jungfrau auszufragen, und sie erzählten ihm alles Gute von ihrer Schönheit und ihren Sitten. Von ungefähr kam die Amme des Fräuleins dazu, die nach Schapeln und Schleiern und sonstigerlei notwendigen Dingen fragte, die der Wirt zu besorgen pflegte. Da stand der Bösewicht vor ihr auf und erwies ihr alle Ehren und zog sie in seine Kammer und gab ihr einen guten goldenen Ring und bat sie wiederzukommen, um ihn in seiner Krankheit zu trösten. Durch das Geschenk verlockt, kam sie wieder, und er gab ihr noch viel schönere, so daß sie ihre Besuche häufte, und, wie es heißt, hat er auch mit ihr geschlafen, damit sie lieber komme und ihm die Heimlichkeiten des Fräuleins verrate. Und einmal hatte sie ein schönes Ringlein am Finger, und das zog er ihr ab und fragte sie, wessen es sei. Und sie antwortete: »Meine Herrin gab es mir zu halten, als sie sich die Hände wusch, und es ist der Ring, den ihr Herr Wilhelm, ihr Bruder, als Unterpfand seiner Heimkehr gab.« Und schon hatte er ihn angesteckt und weigerte sich, ihn zurückzugeben, und gab ihr drei bessere Ringe mit den Worten: »Ihr mögt so tun, als hättet Ihr ihn verloren, vielleicht aber verlangt sie ihn überhaupt nicht mehr zurück.« Und noch mit andern Kleinoden betörte er sie, und als er sie über Gestalt und Gewohnheiten des Fräuleins befragte, antwortete sie: »Es gibt keine schönere auf der ganzen Welt, von den Sohlen bis zum Scheitel ist kein Makel an ihr, außer am rechten Schenkel gleichsam ein Röslein, aber das hat niemand gesehen als ich und Herr Wilhelm, als er noch klein war und mit ihr gebadet wurde.«

Damit schied der Bösewicht und machte sich auf den Heimweg nach Rom, und als er vor dem Kaiser stand, sagte er, jene sei die allerschlechteste Hure, und er sagte: »Ich habe mit ihr geschlafen und war drei Nächte bei ihr, und sie hat mir diesen Ring geschenkt, den ihr Herr Wilhelm als Unterpfand gegeben hat, herrlich schön ist sie freilich, und kein Makel ist an ihr als ein Röslein am rechten Schenkel.« Erzürnt ging der Kaiser zum Mahle, und bei Tisch saßen neben ihm der Marschall und Herr Wilhelm. Und als ihn der Wein warm

gemacht hatte, zeigte der Kaiser Herrn Wilhelm den Ring an des Marschalls Finger und fragte ihn: »Wilhelm, kennst du den Ring?« Herr Wilhelm betrachtete ihn und sagte: »Sehr wohl kenne ich ihn.« Und er schwieg betroffen. Aber der Kaiser sagte: »Jene Hure, deine Schwester, hat ihn dem Marschall geschenkt, der mit ihr geschlafen hat, und er sah das Röslein, das sie am rechten Schenkel hat.« Und sie erhoben sich vom Tische.

Über die Maßen bestürzt, eilte Herr Wilhelm in seine Herberge und rief einen Knappen und befahl ihm: »Sattle mir den großen Hengst und komm mit hinaus ins Gefild, auf daß wir sehen, wie er rennt.« Und als sie feldein geritten waren bis zum Walde, hielt er und sagte: »Nun reite zurück und künde meinen Mannen, sie sollen heimkehren und sollen wissen, daß sie mich nie und nimmer sehen werden, die Schande meiner Schwester kann ich nicht ertragen.« Da schrie der Knappe, und er blieb, solange er konnte, an Herrn Wilhelms Seite, aber der sprengte davon, so daß er ihn endlich aus den Augen verlor. Und der Knappe tat, wie ihm geheißen, und die Mannen kehrten alleamt in die Heimat zurück.

In dem Schlosse angelangt, meldeten sie dem Fräulein alles. In tiefem Leide über den Bruder sowohl als auch über ihre Schande, eilte sie in die gewohnte Kapelle und richtete unter heißen Tränen Gebete sonderlich an die heilige Jungfrau. Endlich erhob sie sich vom Gebete, ging zu ihren Leibwächtern und sagte: »Mein Bruder ist gestorben, und ich bin seine Erbin, nun muß ich für mein Land Sorge tragen, und darum ruft alle meine Untertanen zusammen, auf daß sie mir die schuldige Huldigung darbringen.« Alle kamen und huldigten ihr als ihrer Herrin. Und sie befahl ihnen, Rosse und Kleidung zu rüsten, und schier mit hundert Pferden machte sie sich mit Rittern, Knappen und Fräulein auf den Weg nach Rom, und niemand erfuhr das Geheimnis ihres Herzens, und ihrem ganzen Gefolge befahl sie, keinem Menschen zu sagen, wer sie sei und woher.

Und sie begab sich zum Kaiser und warf sich vor ihm weinend und schluchzend auf ihr Antlitz. Erstaunt über ihre Schönheit, hob er sie auf und versprach ihr Gerechtigkeit. Nun sagte sie: »Ich klage wider Euern Marschall, er hat mich mit Gewalt geschändet und drei Nächte bei sich behalten.« Der Marschall wurde gerufen, und sie wiederholte ihre Anklage unter heftigen Tränen. Betroffen und verwundert antwortete er: »Ich habe diese Frau nie gesehen, geschweige denn erkannt.« Sie aber bestand auf ihrer Rede und sagte: »Ihr habt es getan, und ich bin bereit, es durch einen Ritter zu bewähren.« Und er leugnete es mit Schwüren, und sie bestand auf dem Zweikampf, bis er erbost sagte: »Auch ich bin bereit, meine Sache zu verteidigen.« Und er

wurde gewappnet und ebenso einer von den Rittern des Fräuleins, und nun hatten sie auf die heiligen Reliquien zu schwören. Zuerst schwor der Ritter: »Ich schwöre, daß meine Herrin recht hat, und das ist mein Glaube.« Und der Marschall schwor: »Ich habe dieses Fräulein noch nie gesehen und sie weder mit ihrem Willen, noch durch Gewalt erkannt, so wahr mir Gott helfe und diese Heiligtümer!« Da wandte sich das Mägdlein zum Kaiser und sagte: »Die Wahrheit, ja die lauterste Wahrheit hat der Marschall geschworen, denn weder er, noch ein anderer hat je mit mir geschlafen, und ich bin jene Schwester Wilhelms, die er vor Euch fälschlich eines Vergehens bezichtigte, wie er es denn jetzt durch seinen Eid bewährt hat.«

Voller Staunen über ihre Schönheit und Klugheit nahm der Kaiser das Mägdlein zur Gemahlin, und den Marschall bestrafte er für die Verleumdung. Und er ließ Herrn Wilhelm suchen, und der ward gefunden und kehrte in Freuden zu dem Kaiser zurück.

PLACIDUS.

ES WAR EINMAL EIN RITTER, PLACIDUS MIT NAMEN, der hatte eine schöne Frau und zwei Söhnlein, und er liebte gar sehr das Weidwerk. Da geschah es, daß er auf der Jagd in großer Entfernung einen mächtigen Hirsch sah, und er verfolgte ihn, und da sah er zwischen den zwei Ästen seines Geweihs die Gestalt des Gekreuzigten, und der Hirsch lief immerzu vor ihm her, und er setzte ihm eiligst nach. Als aber der Hirsch nicht mehr ent- rinnen konnte, wandte er sich um zu ihm und sagte: »Warum verfolgst du mich so sehr? Siehe, für dich bin ich gekreuzigt worden.« Dies gehört, sprang der Ritter vom Pferd und kniete nieder und flehte um Verzeihung. Und der Hirsch sagte: »Wähle eines von den zweien: entweder in der Jugend oder im Alter mußt du um meines Namens willen viel leiden.« Und der Ritter sagte: »Herr, noch in der Jugend geschehe dein Wille.« Nach dieser Rede entwand der Hirsch seinen Augen. Placidus aber ritt heim und ließ sich auf der Stelle mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen taufen, und er erhielt den Namen Eustachius.

Und nachher dauerte es gar nicht lange, so brach ein Feuer aus und ver- brannte all seine Habe, und nun war er arm. Und er weinte bitterlich mit seiner Frau, und sie bestiegen ein Schiff, um übers Meer zu setzen. Als sie dann aber ans Land gehen wollten, heischte der Schiffer von ihm den Fahrtlohn, und er hatte nichts, womit er ihn hätte bezahlen können. Und der Schiffer sagte: »Wahrhaftig, ich sage dir, den Lohn muß ich bekommen, bevor du ziehest.« Und der Ritter begann ihn zu bitten, er möge Geduld haben, bis ihm Gott helfen werde, aber der Schiffer wollte ihn kaum anhören. Da sagte Eustachius: »Da es denn so ist, so sieh hier meine zwei kleinen Söhne, nimm dir einen, bis dir Gott deinen Lohn geben wird.« Der Schiffer aber blickte des Ritters Gattin an, und da sie ihn schön däuchte, wurden seine Augen gefangen ge- nommen, und er sagte: »Einen Knaben will ich nicht, sondern deine Gattin, die du mehr liebst.« Und Eustachius überließ ihm, wiewohl ungern, die Gattin und nahm seine Knaben, den einen auf den Arm, den andern auf den Rücken, und so ging er traurig und bekümmert.

Und er kam mit ihnen an einen breiten Strom, den sie zu überschreiten

hatten, und da er sah, daß das Wasser tief war, ließ er den einen Knaben am Ufer, bis er den andern hinübergetragen haben werde. Während er aber zurückkehrte, um auch diesen zu holen und mitten im Strome war, raubte den ein Löwe, bevor er noch hätte hinkommen können. Über den Verlust des Knaben über die Maßen traurig, kehrte er wieder um, ehe er aber noch das Ufer, wo der andere war, erreichte, raubte diesen ein Bär und entlief mit ihm in den Wald. Und als er ans Ufer gelangt war, begann er zu weinen und klagte: »Weh mir, Herr, wehe! Verflucht sei der Tag meiner Geburt! Meine Frau habe ich verloren und meine zwei Söhne!« Und er erhob sich und wanderte, allein, wie er war, weiter, und nach zwei Tagen kam er in ein Reich, dessen König immerzu mit einem andern Könige im Kriege lag. Und da der König sah, daß er ein wackerer Ritter war, so warb er ihn zu seinem Dienste. Und Eustachius verrichtete preisliche Taten und war zu jedem Treffen bereit, so daß er weit und breit berühmt wurde, und der König setzte ihn ob seiner Weidlichkeit zum Meister und Obersten des Heeres ein, und er hielt sich allwege ehrlich und gut.

Nun geschah es, daß er einmal auf einem Feldzuge in einer Stadt Halt machte und seine Truppen rasten ließ, und in derselbigen Stadt wohnte eine Frau, die aus fernen Landen gekommen war, und nach ihr kamen von ungefähr noch zwei Jünglinge an, einer nach dem andern, und die nahmen in eben diesem Hause Herberge, und keiner von den zweien kannte den andern. Als sie nun alle drei müßig beisammen saßen, sprachen die zwei Jünglinge untereinander von vielerlei Dingen, und schließlich fragte der eine den andern, woher oder weß Landes Kind er sei, und der antwortete: »Ich bin, glaube ich, aus einem fernen Lande, und ich war noch klein, als ich herkam. An das eine nur erinnere ich mich, daß mein Vater ein Ritter war und daß er ein Schiff geheuert hatte, das ihn und meine Mutter und mich und meinen Bruder hierher brachte. Er war aber so arm, daß er dem Schiffsherrn für das Fahrgeld meine Mutter zum Pfande geben mußte, weil er nichts hatte, wovon er ihn hätte bezahlen können. Dann nahm mein Vater mich und meinen Bruder, und als wir zu einem Strome kamen, setzte er mich zu Boden, um zuerst meinen jüngern Bruder hinüberzutragen, und als er ihn drüben abgesetzt hatte und auf dem Rückweg war, um auch mich zu holen, raubte mich, ehe er noch zu mir hätte kommen können, ein Löwe und entlief mit mir in den Wald. Etliche Hirten, die das sahen, verfolgten mit ihren Hunden den Löwen und entrissen mich seinem Rachen. Und dann bin ich in dieser Stadt auferzogen worden. Mehr kann ich dir nicht über meine Herkunft sagen.«

Die Frau aber, die in die Stadt gekommen war und dort wohnte, war die

Mutter der Knaben und die Gattin des Ritters Eustadius, und sie hatte der Rede des Jünglings aufmerksam gelauscht, und nun wartete sie auf die Erzählung des andern. Und der begann zu seinem Gefellen: »Liebster, du hast mir von deinen Eltern erzählt und was dir zugestoßen ist, und ich sage dir, daß es mir mit meinem Vater und meiner Mutter und meinem einzigen Bruder durchaus ebenso ergangen ist. Meine Mutter hatte auf einem Schiffe bleiben müssen, und mein Vater brachte meinen Bruder und mich bis zu einem Strome. Und als er mich am Ufer abgesetzt hatte, raubte mich ein Bär und entlief mit mir in den Wald, und Hirten verfolgten ihn, und so ließ er mich fallen, und ich bin in dieser Stadt, in demunddem Viertel und demunddem Hause aufgezogen worden.«

Da rief die Mutter die beiden und sagte: »Liebste, ich bin die Frau, die in der Hut des Schiffers verblieben ist, und ihr seid meine Söhne.« Und damit fiel sie ihnen um den Hals und küßte sie und sagte: »Ach, meine liebsten Kinder, seht, Gott hat in seiner Gnade mich Elende heimgesucht, daß ich euch sehe! Wäre nur Gott so gnädig, daß wir auch euern Vater fänden, das würde ich freilich für ein Wunder erachten. Kommt und geht morgen in aller Frühe mit mir, ob nicht Gott an uns Barmherzigkeit übt.«

Und am nächsten Tage standen sie alle drei zeitig früh auf, und die Jünglinge folgten der Mutter durch die Stadt. Und siehe da, Eustadius, der Oberste des Heeres, begegnete ihnen. Und als ihn die Frau sah, blickte sie ihm auf die Stirn, und da sah sie die Narbe, die er immer gehabt hatte, und sie sagte bei sich: »Ich glaube, das ist mein Herr Eustadius.« Und alsbald lief sie auf ihn zu und sagte zu ihm: »Höre mich an, Herr, so es deiner Hoheit beliebt. Wie ist dein Name?« Und jener: »Eustadius.« Und bei diesem Worte sank sie vor Freude zu Boden, und er hob sie auf und sagte: »Sag, Herrin, was ist dir?« Und sie antwortete: »Herr, ich bin deine Gattin, sieh mich an.« Und er sah sie an und küßte sie vor allem Volke und sagte: »Ach, liebste Frau, du meine halbe Seele¹⁾, sag mir, wie bist du den Händen des Schiffers entronnen?« Und sie antwortete: »Nachdem du mit unsern zwei Söhnlein von mir geschieden bist, segelte der Schiffer mit mir ab, und bald erhob sich ein arger Sturm, und das Schiff scheiterte, und ich allein bin davongekommen, und von dieser Zeit an hat mir Gott reichlich Lebensunterhalt und Kleidung beschert.«

Eustadius umarmte und küßte sie von neuem und rief: »O Herr, o du mein Gott, der du solche Wunder tuft, könnte ich jetzt auch meine Söhne wiederhaben, so würde ich dir danken ohne Ende!« Und die Frau sagte:

¹⁾ *Dimidium animae meae, f. Horaz, Odae, I, 3, v. 8.*

»Sag, Herr, was ist mit unsern Söhnen geschehen?« Und er erzählte ihr, wie den einen ein Löwe, den andern ein Bär entführt hatte, und die Frau sagte: »Herr, gepriesen sei Gott, da sind unsere Söhne«, und sie wies ihm die zwei Jünglinge, die mit ihr in der Herberge gewesen waren, und jeder begann für sich von Vater und Mutter und seiner Entführung zu erzählen. Und als der Vater alles gehört hatte, küßte er sie und dankte dem Herrgott.

Dann ging er zu dem Könige und erzählte ihm seinen ganzen Lebenslauf und heischte Urlaub, und der König gewährte ihm die Bitte und begabte ihn mit würdigem Lohne, und er kehrte mit der Gattin und den Söhnen in die Heimat zurück, dort lebte er noch eine Zeit lang und endete sein Leben in Frieden.

DIE ERMORDUNG DER GREISE.

ZU DER ZEIT, WO DAS RÖMISCHE REICH, ANNOCH klein, unter den ersten Königen stand, starb einmal ein König und hinterließ das Reich seinem noch jungen Sohne, und wie es des öftern bei einem Thronwechsel geschieht, entstand auch bei diesem Herrschaftsantritt Unordnung und Empörung im Lande, und die Stadt selber wurde von Feinden belagert. Und die Belagerung zog sich Monate lang hin, so daß die Bürger argen Hunger zu leiden begannen, und während tagtäglich vor den Toren gekämpft wurde, innen aber Furcht und Hunger mehr und mehr zunahmen¹⁾, erließ der junge König auf den Rat seiner Fürsten, die ihm gleich waren an Alter und Weisheit, eine Verordnung in der Stadt, es sollten alle Greise und Greifinnen getötet werden, mit der Begründung, wer weder die Stadt mit Waffen zu schützen noch mit seiner Hände Arbeit für ihre Ernährung sorgen könne, dabei aber täglich ebenso viel esse wie der Weidlichste, sei unwert zu leben, und weiter verfügte der König, daß wer etwa seine Eltern dem allgemeinen Morden entziehe, mit ihnen dem Todesurteil unterliegen solle. So erschlugen denn die Söhne allesamt erbarmungslos ihre Eltern, und kein Vater hatte, schrecklich schon, es zu sagen, einen grimmigern Feind als den Sohn, und so weit ging diese Graufamkeit, daß in der ganzen Stadt kein alter Mann verschont blieb außer einem weisen Greise, den der Sohn mit alleiniger Mitwissenschaft seiner Frau, die das Geheimnis zu wahren geschworen hatte, in eine unterirdische Höhle gerettet hatte. Und nachdem dergestalt alle, in denen die Weisheit wie Sonnenschein leuchtete, getötet waren, dauerte es nicht lange, so wurde Friede geschlossen und die Belagerung der Stadt aufgehoben.

Jener junge König aber, der keinen Weisen, keinen Gesetzes- oder rechtskundigen Mann zum Räte hatte, sondern nur Altersgenossen, die ihn zu jeder Unbill und zu jedem Frevel anstifteten, begann alles zu verderben, Willkür anstatt des Rechtes zu setzen, gegen die Untertanen Gewaltherrschaft zu üben und Männern seinesgleichen nachzustellen, und er meinte, ihm sei alles erlaubt, was ihm gefalle: die ehrwürdigen Gesetze kamen aus dem Gebrauche, und nicht mehr wurde nach ihnen gerichtet, sondern immer öfter gewann der Ungerechte

¹⁾ 2 Korinth. 7. 5.

die Sache oder das Verdienst des Gerechten, und der Unschuldige erlitt das Los des Schuldigen, die guten Sitten verfielen, und die Laster wurden gleich als Tugenden gepflegt, und die Verwirrung in der Stadt und dem Lande zwang die Untertanen, von sich und ihrem Könige zu sagen, was einst jener Weise gesagt hat: »Wehe dem Lande, dessen Könige ein Kind ist und dessen Fürsten früh essen!¹⁾«

Unterdessen weilte jener Jüngling, der seinen Vater nicht getötet hatte, als Adelige an dem Hofe, und alle Dinge, die dort aufgeworfen wurden, erzählte er dem versteckten Vater, und der Vater gab ihm stets die Lösung, und er kehrte in den Palaß zurück und entschied jede Frage nach nochmaliger, sorgfamer Erörterung. Da er solchermaßen Tag und Tag mit zunehmender Weisheit handelte und den König nach und nach auf den rechten Weg und zu ehrbarer Sitte zurückführte, gewann er vor allen Edlern und Reichern seine vertraute Freundschaft, sodaß ihn der König zu dem obersten seiner Räte und zu dem ersten aller seiner Großen machte. Als aber die jungen Adelige sahen, daß er über sie erhöht worden war, sie jedoch als unnütz verworfen wurden, erbosteten sie sich gar sehr und wurden ihm gram und begannen ihn zu hassen und dachten nur noch, wessen und wie sie ihn bezichtigen könnten. Da nun er so an Tugend zunahm, sie aber an Bosheit, kam ihnen der Verdacht, am Ende lebe sein Vater noch und lehre ihn diese Weisheit. Darob murmelten sie viel untereinander, weil sie aber doch nicht ganz sicher waren, wagten sie es nicht öffentlich zu sagen, und so erfannen sie eine List, um sowohl den Vater zu verraten, als auch den Sohn anzuklagen. Und sie gingen zu dem Könige und baten ihn, er solle für seine Fürsten Festspiele und ein Festmahl veranstalten und jeglichem befehlen, seinen besten Freund, seinen ärgsten Feind, seinen trefflichsten Spaßmacher und seinen treuesten Knecht mitzubringen. Dem Könige gefiel die Bitte, die Festtage wurden bestimmt und die Fürsten eingeladen.

Und der Jüngling ging zu seinem Vater und erzählte ihm die Neuigkeit, und der Vater erfaßte sofort den Anschlag und fragte den Sohn, ob er Neider habe, und der berichtete ihm, daß er sich Mißgunst und Haß all seiner Gefellen zugezogen habe, da sagte der Vater: »Nun weiß ich, mein Sohn, daß diese Verordnung meiner- und deinerwegen ergangen ist und dieses Fest gefeiert wird, auf daß du, wenn du mich, als deinen besten Freund nämlich, dem Könige vorführst, als Verächter des königlichen Gebots angeklagt werdest. Du aber wirst, entgegen der Hoffnung deiner Neider, mich daheim lassen und als letzter von allen dem Könige deinen Hund, deinen Esel, deine Gattin und dein Söhnlein bringen.« Und er lehrte ihn, wen er von diesen als seinen Freund, wen als

¹⁾ *Ecclesiastes, 10, 16.*

Feind, wen als Knecht und wen als Spaßmacher nennen und wie er das im einzelnen auf Befragen rechtfertigen solle.

Und als alle Fürsten verammelt waren und schon ihre Begleitung dem Könige vorgestellt hatten, trat auch der Jüngling ein mit seinem genugsam verwunderlichen und von dem aller andern verschiedenen Aufzuge und ging zu dem Könige. Und da der rauschende Schall der mannigfaltigen Musikinstrumente allenthalben widerhallte, spitzte der Esel als dummes Tier verdutzt die Ohren und streckte den Schweif in die Höhe und begann heftig zu brüllen, und sein Gebrüll erschütterte den ganzen Palaß und vereinigte alle, die da waren, um ihn. Und die Feinde des Jünglings, die sich getäuscht sahen, begannen ihre Worte in Hohn zu wenden und sagten spöttlich zu dem Könige, er habe da einen wackern, weisen Rat, der solche Ungetüme zu Hofe bringe. Der König aber, der ihren Worten kein Gehör schenkte, weil er wußte, daß sie nicht ohne Absicht so sprachen, fragte den Jüngling, was jedes Einzelne vorstelle, und der Jüngling antwortete ihm also:

»Der Hund stellt dir meinen besten Freund vor: Wohin immer ich gehe, begleitet er mich, und er fürchtet weder die Gefahren der Ströme, noch die Dolche der Räuber, noch die Zähne des wilden Getiers, sondern verachtet um meiner willen gar den Tod, oft erquickt er mich und meine Tischgenossen mit seiner edeln Beute, und nie ist er ohne mich froh, nie mit mir traurig. Wahrlich, o König, niemals habe ich einen so treuen, lautern Freund erfinden können, und auch dir, meine ich, wird dies noch nicht gelungen sein.

Den Esel habe ich dir als meinen treuesten, geduldigsten Knecht mitgebracht: Allmorgendlich geht er in den Wald und kommt mit Holz beladen zurück, und ist ihm das von dem Rücken genommen, so trägt er Korn in die Mühle und bringt es gemahlen zurück, und dann geht er mit den Schläuchen zum Brunnen und holt Wasser heim, und das tut er Tag um Tag ohne Widerstreben und verlangt weder köstliche Kleidung, noch leckere Speise, sondern begnügt sich für die Plage des Tages mit ein wenig Heu und Stroh. Wo fände ich noch einen solchen Knecht? Wahrhaftig, nirgends.

Und wie hätte ich einen bessern Spaßmacher bringen sollen als meinen kleinen Sohn? Täglich kommt er mir mit neuen Spielen, und was er gesehen oder gehört hat, versucht er nachzuahmen, macht lustige Gebärden, verstümmelt Worte, die er nicht gar aussprechen kann, und vermag er nicht auszudrücken, was er denkt, so tut er es mit Zeichen und Körperbewegungen kund, in einunddemselben Augenblicke ist er froh und traurig, weint und lacht, und dazu braucht er keinerlei Kunst wie andere, sondern handelt einfach unter dem Antrieb der Natur und des Alters und ohne eine Belohnung zu erhoffen.

Und als meinen ärgsten Feind habe ich dir meine Gattin mitgebracht . . .«

Als aber die Frau sah, daß für diese Unbill sie vorbehalten worden war, so rief sie sich ins Gedächtnis, welche Treue, Barmherzigkeit und Menschlichkeit sie ihrem Gatten und ihres Gatten Vater bewiesen hatte, und wutentbrannt hielt sie kaum an sich, bis er ausgesprochen hatte, und rief: »O, der elende, undankbare Mensch! Uneingedenk der Güte und des Erbarmens, die ich gegen seinen Vater, den er, anstatt daß er ihn umgebracht hätte, in einer Höhle versteckt hält, geübt habe, stellt er mich vor dem Könige und allem Volke als seinen Feind hin!«

Und der Jüngling sagte: »Siehe, o König, daß, was ich von meiner Frau gesprochen habe, die Wahrheit ist, um eines einzigen Wörtleins willen hat sie meinen Vater verraten und mich dem Todesurteil überantwortet. Darum hat jener große Weise seinem Sohne, den er belehrte, geheißen, sich am meisten vor der zu hüten, die in seinen Armen schlaf¹⁾, vor der Gattin nämlich oder dem falschen Freunde. Vor dem offenkundigen Feinde hütet man sich leicht, einer Gattin aber oder eines schmeichlerischen Freundes kann sich niemand erwehren, weil sie mit dem Munde die innigste Liebe vorgeben und im Herzen Bosheit finnen.«

Und der König, der die Klugheit des Jünglings bewunderte und die Wahrheit seiner Rede einsah, sagte, um seinen Anklägern zuvorzukommen: »Sei getrost, und lebt dein Vater noch, so hole ihn, auf daß er nicht länger unserm Feste fehle.« Und der Greis kam, und der König setzte ihn ob seiner unermeßlichen Weisheit zum Vater der Stadt und Richter des Landes ein. Und in kurzer Frist stellte der Weise Gesetz und Recht wieder her, tilgte die schlechten Sitten, führte gute ein und rief die Uneinigen zur Eintracht zurück, und als er starb, waren viele da, die dem Pfade der Tugend nachstrebten.

¹⁾ *Micha*, 7, 5.

DAS MAGNIFICAT.

IN EINEM LANDE, AN DESSEN NAMEN ICH MICH NICHT mehr erinnere, war einmal ein gar junger König, gar reich und gar mächtig, und er war von einem unerhörten Stolze. Und als er eines Tages jenen Lobgefang der hl. Maria sungen hörte, der beginnt: *Magnificat anima mea dominum* oder: Hoch preiset meine Seele den Herrn, geriet er bei dem Verse, der lautet: *Deposuit potentes in sede et exaltavit humiles* oder: Er hat die Gewaltigen von ihrem Sitze gestoßen und die Niedrigen erhöht, in argen Zorn, und er trieb seinen Stolz so weit, daß er diesen Vers in seinem ganzen Reiche aus den Büchern zu tilgen und an seine Statt diesen zu setzen befahl: *Exaltavit potentes in sede et humiles posuit in terra*, das ist: Er hat die Gewaltigen auf ihrem Sitze erhöht und die Niedrigen zu Boden gestreckt. Das mißfiel Gott sehr und war völlig zuwider dem, was die hl. Maria in diesem Gefange gesagt hat, denn als sie sah, daß sie die Mutter des Gottessohnes war, den sie empfangen und geboren hatte in unverfälschter, makelloser Jungfrauschafft, und als sie sich solchermaßen als Herrin der Himmel und der Erde sah, sagte sie, um die Niedrigkeit und Demut über alle Tugenden zu preisen: *Quia respexit humilitatem ancillae suae, ecce enim ex hoc benedictam me dicent omnes generationes*, das ist: Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd, und siehe, von nun an werden mich selig heißen alle Geschlechter. Dem stolzen König aber erwuchs aus seiner Tat viel Ungemachs.

Eines Tages kam ihm die Lust, ins Bad zu gehen, und er begab sich gar hoffärtig mit seinem Gefolge hin, und vor dem Eintreten entkleidete er sich und legte alle seine Kleider außen ab. Und während er im Bade war, sandte unser Herrgott einen Engel in das Bad, und der nahm durch Gottes Macht und Willen die Gestalt des Königs an, und er ging aus dem Bade und zog die Kleider des Königs an und begab sich mit seinem ganzen Gefolge in das Schloß, an der Tür des Bades ließ er ein paar schmutzige Lumpen zurück, wie sie die Armen tragen, die an den Türen um Almosen betteln. Als es dann den König in dem Bade an der Zeit dächte, es zu verlassen, rief er seinen Kämmerlingen und Dienern, die mit ihm gewesen waren, aber wie sehr er auch rief, es meldete sich niemand, weil sie alle gegangen waren in der Meinung, ihren König zu

begleiten. Und da sich niemand meldete, kam der König vor Wut schier von Sinnen und schwor einmal übers andere, er werde sie alle samt eines graufamen Todes sterben lassen. Endlich aber, da alles nichts nützte, ging er in der Meinung, man treibe Hohn mit ihm, nackt aus dem Bade, da er draußen etliche von seinen Leuten zu finden hoffte. Auch hier aber fand er, wie sehr er sich auch nach allen Seiten umfah, niemand, dem er hätte etwas sagen können, und als er in seinem Mißmut nicht wußte, was tun, fiel sein Blick auf die schmutzigen Lumpen bei der Mauerecke, und er beschloß sie anzuziehen und verstoßen heimzugehen, und dann gedachte er sich graufam an allen zu rächen, die ihm diesen Schimpf angetan hatten.

Er zog also die Lumpen an und machte sich verstoßen auf den Weg zu dem Schlosse, und dort angelangt, fand er an der Tür einen Pförtner, den er sehr wohl kannte, der sein Diener und der auch einer von jenen gewesen war, die ihn ins Bad begleitet hatten, und er rief ihn leise an und sagte ihm, er solle die Tür öffnen und ihn insgeheim einlassen, auf daß niemand erfahre, wie schmähsch er gekommen sei. Der Pförtner, dem am Halbe ein gutes Schwert hing und der in der Hand eine gute Keule hielt, fragte ihn, wer er denn sei, daß er so spreche, und der König rief: »Du Schurke, ist dir noch nicht genug an der Schande, die du mir samt den andern angetan hast, indem ihr mich im Bade verließet, so daß ich so schmähschlicherweise heimkommen muß? Siehst du denn nicht, daß ich euer König bin? Öffne, bevor jemand kommt, der mich erkennen kann, und tuft du das nicht, so kannst du sicher sein, ich werde dich eines bösen, graufamen Todes sterben lassen!« Der Pförtner aber sagte: »Du Narr, du Schuft, was redest du da? Pack dich und sprich nicht so dummes Zeug, sonst werde ich dich, du Narr, der du bist, züchtigen, der König ist schon seit einer Weile vom Bade zurück, und alle sind wir mit ihm gekommen, und er hat gegessen und sich schlafen gelegt, und hüte dich, einen Lärm zu machen und ihn zu wecken.« Vor Ärger und Wut über den vermeintlichen Hohn stürzte sich der König auf den Pförtner und wollte ihn bei den Haaren fassen, der aber, der ihn nicht mit der Keule niederschlagen wollte, ver setzte ihm mit dem Griff einen solchen Hieb, daß ihm das Blut an mehreren Stellen hervorschoß. Als der König die Wunden fühlte, bedachte er, daß der Pförtner ein gutes Schwert und eine gute Keule hatte, während er nicht nur unbewaffnet, sondern auch unbewehrt war, und da er sich weiter sagte, der Pförtner sei wohl verrückt geworden und würde ihn, wenn er sich weiter mit ihm abgäbe, gar noch töten, beschloß er zu seinem Haushofmeister zu gehen und sich bei ihm verborgen zu halten, bis er geheilt sei, und dann wollte er an all den Verrätern, die ihm diesen Streich gespielt, furchtbare Rache nehmen.

Er begab sich also zu der Wohnung des Haushofmeisters, aber war es ihm

mit jenem Pförtner, vor seinem eigenen Hause schlimm genug ergangen, so erging es ihm hier noch viel schlimmer. Und so ging er, möglichst verstohlen, zu der Königin, seiner Gemahlin, und er war sicher, daß ihm das Übel nur geschehen sei, weil ihn die Leute nicht erkannt hätten, und außer allem Zweifel war für ihn, daß ihn, wenn ihn auch alle Welt verkenne, die Königin, seine Gemahlin, nicht verkennen werde. Und als er vor ihr stand, sagte er ihr, was man ihm angetan habe, obwohl er der König sei, die Königin aber, in hoher Angst, der König, den sie zu Hause wußte, könnte sich, wenn er erfahre, daß sie derartige Dinge angehört habe, arg erbosen, ließ dem Narren, der so närrisch redete, eine Tracht Stockprügel verabreichen und ihn hinauswerfen. Der unglückliche König wußte nun nicht mehr was tun, und so ging er, wund und zerschlagen, wie er war, in ein Spittel, und dort blieb er viele Tage, und wann ihn der Hunger quälte, bettelte er an den Türen, und die Leute höhnten ihn, daß er, obwohl er der König des Landes sei, so zerlumpt einhergehe. Und so sprachen alle Leute und so oft und überall, daß er schließlich schier selber glaubte, er sei ein Narr und es sei seine Narrheit, daß er meine, der König zu sein. Und so verstrich eine lange Zeit, und bei allen, die ihn kannten, galt er als einer von jenen Narren, die sich einbilden, sie seien etwas andres oder bessers, als sie sind.

In dieser jämmerlichen Lage also war der König, als es Gottes Milde und Güte, die immer nach dem Wohl der Sünder trachtet und sie, wie groß auch ihre Schuld sein mag, auf den Weg ihrer Rettung weist, bewirkte, daß der elende König, den sein Stolz in so großes Verderben und in so tiefe Erniedrigung gestürzt hatte, einzusehen begann, daß das Übel, das über ihn gekommen war, seine Ursache in seiner Verfündigung und in seinem Stolze hatte und daß der sonderliche Anlaß jener Befehl gewesen war, womit er den Vers in dem Gefange der hl. Maria in seinem Stolze und in großer Dummheit geändert hatte. Und als ihm dies klar geworden war, begann er in seinem Herzen einen solchen Schmerz und eine solche Reue zu fühlen, daß es kein Mensch auf der Welt schildern könnte, und größer war sein Schmerz und Kummer ob der Verfehlung, die er gegen unsern Herrn begangen hatte als wegen des verlorenen Reiches, und wie schlimm es auch um seinen Leib stand, so tat er doch nichts als weinen und klagen und zu dem Herrgott beten, er möge ihm seine Sünden vergeben und seiner Seele Gnade erzeigen, und seine Sünden schmerzten ihn so, daß ihm nicht einfiel, Gott zu bitten, daß er ihn wieder in sein Reich und seine Ehren einsetze, denn das erachtete er für Tand, sondern er ersehnte nichts sonst als die Vergebung seiner Sünden und das Heil seiner Seele. Und als der König durch Gottes Gnade seine Sünden bereute und Gott seine Reue und seine guten Vorsätze sah, verzieh er ihm. Und weil Gottes Güte so groß ist, daß sie nicht

ermessen werden kann, verzieh er dem sündigen König nicht nur alle seine Sünden, sondern gab ihm auch Reich und Ehren in größerer Vollkommenheit wieder, als er sie je gehabt hatte, und das tat er so:

Der Engel, der an die Stelle des Königs getreten war und sein Aussehen angenommen hatte, rief einen seiner Diener und sagte zu ihm: »Ich höre, es treibt sich hier ein Narr herum, der sagt, er sei König dieses Landes gewesen, und sagt noch andre hübsche Narrheiten, und so trachte zu erfahren, wer es ist und was er sagt.« Und von ungefähr war der Diener jener Pförtner, der mit dem Könige gewesen war, als mit diesem bei dem Verlassen des Bades jene Veränderung geschah. Und so befragte ihn der Engel, den er für den König hielt, um alles, was sich mit dem Narren zugetragen hatte, und er erzählte, wie ihm die Leute lachend und spottend nachliefen und ihre Freude an den närrischen Reden hätten, die er führte. Und der König befahl ihm, den Narren zu rufen und zu ihm zu bringen. Und als der König, der als Narr galt, zu dem Engel kam, der an des Königs Statt war, ging dieser mit ihm abseits und sagte zu ihm: »Freund, man sagt mir, Ihr sagtet, daß Ihr der König dieses Reiches seiet und es, ich weiß nicht, durch welches Unglück und aus welchem Anlaß verloren hättet. Nun bitte ich Euch bei der Treue, die Ihr Gott schuldet, mir alles zu sagen, wie es sich nach Eurer Meinung verhält, und mir nichts zu verhehlen, und ich verspreche Euch auf meine Treue, daß Euch daraus kein Schade erwachsen wird.« Und als der arme König, der als Narr galt, jenen Mann, der als König galt, solchermaßen reden hörte, wußte er nicht zu antworten: einmal hatte er Angst, er frage ihn um diese Dinge, um ihn zu verspotten, und dann fürchtete er, wenn er sage, daß er der König sei, so werde ihn der andere noch tiefer ins Unglück treiben oder ihn gar töten lassen, und so begann er bitterlich zu weinen und sagte mit dem Gehaben eines Unseligen, der er ja war: »Herr, ich weiß nicht, was ich Euch auf Euere Frage antworten soll, da mir aber der Tod so gleichgültig ist wie das Leben und ich, weiß Gott, meinen Sinn weder auf die Güter, noch auf die Ehren dieser Welt gestellt habe, so will ich Euch nichts von dem verhehlen, was ich in meinem Herzen denke. Ich sage Euch also, Herr, daß ich einsehe, daß ich ein Narr bin, als den mich denn auch seit langer Zeit alle Leute betrachten und behandeln, und wäre auch bei Einzelnen ein Irrtum möglich, so könnten mich doch nicht, wenn ich nicht wirklich ein Narr wäre, alle Menschen, gute und schlechte, große und geringe, die mit großem Verstande und die mit kleinem, für einen Narren halten, obwohl ich aber das einsehe und obwohl ich zugebe, daß es so ist, so ist doch wahrhaftig meine Meinung und mein Glaube, daß ich König dieses Landes gewesen bin und daß ich das Reich und Gottes Gnade gerechterweise ob meiner Sünden verloren habe

und sonderlich ob des großen Stolzes und des großen Hochmuts, die ich hegte.« Und mit großer Kummernis und unter vielen Tränen erzählte er alles, was er getan hatte, die Änderung jenes Verfes ebenso wie seine andern Sünden. Und da der Engel, den Gott geschickt hatte, auf daß er die Gestalt des Königs annehme und an seiner Statt herrsche, vernahm, daß er mehr betrübt war über die Fehler, in die er verfallen war, als über den Verlust des Reiches und der Ehren, sagte er auf Geheiß Gottes zu ihm: »Freund, ich sage Euch, Ihr habt in allem die Wahrheit gesprochen, und Ihr seid König dieses Landes gewesen, und aus eben den Gründen, die Ihr genannt habt, hat Gott Euch abgesetzt und mich, der ich sein Engel bin, geschickt, auf daß ich Euere Gestalt annähme und an Euerer Statt herrschte. Und weil Gottes Güte so vollkommen ist und von dem Sünder nichts sonst verlangt als wahrhafte Reue, so heißet dieses Übermaß von Gnade zwei Dinge, damit die Reue in der Tat wahrhaft sei: einmal, daß sie darauf abziele, nicht mehr in diese Sünde zu verfallen, und dann, daß sie rückhaltslos sei. Und ich bitte Euch und rate Euch, Euch unter allen Sünden vor der des Stolzes zu hüten, denn wisset, daß unter den Sünden, in die der Mensch ob seiner Anlagen verfällt, der Stolz die ist, die Gott am meisten verabscheut, weil sie sich in Wahrheit gegen ihn und seine Macht kehrt und die Seele am leichtesten ins Verderben führt. Und für gewiß sage ich Euch: nie ist noch diese Sünde in einem Lande oder einem Geschlechte oder einem Reiche oder einem Menschen gewesen, ohne daß ihr der Untergang oder die Vernichtung gefolgt wäre.«

Als der König, der als Narr galt, den Engel, der als König galt, also sprechen hörte, warf er sich weinend vor ihm nieder, und überzeugt von der Wahrheit seiner Worte, verehrte er ihn aus Ehrfurcht vor Gott, dessen Bote er war, und bat ihn, nicht eher zu scheiden, als bis er alle seine Untertanen versammelt habe, um ihnen das große Wunder zu erzählen, das Gott getan hatte. Und der Engel willigte ein, und als alle versammelt waren, erzählte der König den ganzen Hergang, und nach Gottes Willen war der Engel allen gegenwärtig und bekräftigte die Erzählung des Königs. Und der König tat Buße vor dem Herrn nach seinen Kräften, und unter anderm befahl er, daß zur Erinnerung jener Vers, den er geändert hatte, im ganzen Reiche mit goldenen Buchstaben für immer aufgeschrieben werde, und heute noch soll dies dort so gehalten werden. Und dies vollbracht, ließ der Engel den König mit seinen Untertanen in ihrer Freude und ihrem Glück und kehrte zu unserm Herrn zurück, der ihn herabgeschickt hatte. Und von nun an war der König gar eifrig in dem Dienste des Herrn und stets bedacht auf das Wohl seines Volkes, und so gewann er Ruhm in dieser Welt und die Glorie des Paradieses.

DER ZORN GOTTES.

ES WAR EINMAL EIN REICHER MANN, UND DER HATTE schier alles, was er begehrte, Güter und Häufer in der Stadt und auf dem Lande und schöne Kinder und eine edle Gattin, sodaß er ein richtiges Wohlleben führte, und die Leute, die sahen, wie gut es ihm ging, sagten: »Ihm fehlt nichts als der Zorn Gottes.« Und da er dies des öftern hörte, kam ihm der Wunsch, zu erfahren, was denn dieser Zorn Gottes sei, und ihn zu suchen, und er verlangte nichts andres mehr.

Eines Tages wurde dieser Wunsch in ihm so stark, daß er vermeinte, er könne auf niemands Rat mehr warten oder erst irgend jemand fragen, und er holte von seinem Gelde, was er zu brauchen glaubte, und nahm einen Knecht mit, dem er gar sehr vertraute, und machte sich auf den Weg in der Absicht, so lange zu suchen, bis er diesen Zorn Gottes finden werde, von dem er so viel hatte hören müssen.

Und als er mit dem Knechte bei arger Hitze durch einen großen Wald ritt, stießen sie auf zwei Schlangen, die in mächtiger Wut miteinander kämpften, da hielten sie an, um ihnen zuzuschauen. Und die Schlangen bißen einander, was sie nur konnten, und der Kampf wurde immer wilder, und da geschah es, daß die eine mit ihren Zähnen der andern den Kopf abriß. Und als sie das getan hatte, war es gerade so, als dächte sie, das sei nicht wohlgetan gewesen, und auf der Stelle verschwand sie im Busche, und bald kam sie wieder, und da hatte sie ein Kraut im Munde, und das legte sie um den Rumpf ihrer toten Gegnerin, und dann nahm sie deren Haupt mit dem Munde und setzte es sorgsam inmitten des Krautes an dem Rumpf, und es dauerte nicht lange, so war der Kopf wieder an den Rumpf gewachsen, und die Schlange war wieder lebendig. Und in der schönsten Eintracht, als wären sie zwei Schäflein gewesen, machten sich die beiden Schlangen davon. Das Kraut, das die eine geheilt hatte, blieb liegen.

All das hatte der Edelmann ebenso wie der Knecht beobachtet, und als die Schlangen weg waren, sagte er zu dem Knechte: »Wahrhaftig, was wir da gesehen haben, das war der Zorn Gottes, den wir suchen.« Er hob das Kraut auf und ging damit umher, bis er dessen eine große Menge gefunden hatte, und dann

sagte er zu dem Knechte: »Sieh, jetzt sind wir an dem Ziele unserer Pläne, und darum soll es nach meinem Sinne geschehen, daß wir dieses Kraut versuchen: ich werde dir mit meinem Schwerte den Kopf abschlagen und werde ihn dir mit diesem Kraute wieder ansetzen, wie es die eine Schlange mit der andern gemacht hat.« Und darum bat er ihn sehr. Der Knecht aber sagte: »Den Versuch mögt Ihr mit einem andern anstellen, ich gebe mich nicht dazu her.« Der Worte waren noch viele, aber einzuwilligen fiel dem Knechte nicht ein, wie viel ihm auch versprochen ward. Und als der Herr sah, daß er es um keinen Preis tun wollte, sagte er: »Da du also nicht willst, daß ich es an dir versuche, so versuche du es an mir.« Sie schafften viel von jenem Kraute herbei, und der Herr richtete sich, und der Knecht schlug ihm den Kopf ab, und sofort setzte er ihn ihm mit dem Kraute wieder auf den Rumpf, und der Kopf wuchs an, aber einigermaßen verdreht.

Als der Herr sah, daß er zwar wieder heil war, daß ihm aber der Kopf nicht mehr so gerade zwischen den Schultern saß wie vorher, war er todunglücklich und bedrohte den Knecht heftig. Und der Knecht sagte: »Daß er schief steht, ist mir recht unlieb, aber dem ist leicht abzuhelfen: wenn Ihr wollt, so schlage ich ihn Euch noch einmal ab, und dann setze ich ihn Euch gerade an die Stelle, wo Ihr ihn früher hattet.« Und das sagte er in gutem Glauben, denn er wußte nicht, was für einen Schmerz der Herr hatte leiden müssen. Und der sagte: »Das wirst du mir nicht tun, denn nie noch habe ich einen ähnlichen Schmerz gefühlt, und wahrhaftig, ich sage dir, es hat damit sein Bewenden.«

Und so kam er zu seinem Unglück mit dem schiefen Kopfe heim, und von nun an ward ihm nichts Gutes mehr in seinem Leben, und so, wie es ihm vordem mit seinen Geschäften und mit seinen Angehörigen immer besser ergangen war, so ging es ihm fortan immer schlechter, und auf allem, was er anstellte, war Gottes Fluch. Und darum sagt ein altes Sprichwort: »Wer gut sitzt, verändere sich nicht, und wer Unglück will, kann es ebenso haben und finden wie das Glück«.

DER TOTE GAST.

ES WAR EINMAL EIN TRUNKENBOLD, DER WOHNTE neben einem Friedhof, und über diesen führte ihn allabendlich sein Weg, wann er betrunken heimging. Eines Nachts nun sah er dort einen Schädel liegen, und da sagte er gerührt: »Was liegst du denn da, armer Schädel? komm mit mir nach Hause, ich will dir von meinem Essen geben.« Und der Schädel antwortete: »Geh voraus, ich komme dir nach.« Ob dieser Rede wurde er verfürort und vor Furcht nüchtern. Und er ging heim und setzte sich zitternd am Herde nieder und befahl das Tor zu verschließen, und als er dann bei Tische saß, befahl er bei Strafe von Leib und Leben, niemand einzulassen, wer immer es sei. Und siehe, da pochte es auch schon schrecklich an der Tür, und jemand fragte nach dem Herrn und sagte, der habe ihn eingeladen. Alle schwiegen vor Schrecken, und nur einer sagte, der Herr sei nicht daheim, aber der Pochende sagte: »Sagt nur dem Herrn, der wahrhaftig daheim ist, er soll öffnen lassen, sonst dringe ich mit Gewalt ein.« Dies gehört, hieß der Herr öffnen und befahl sich der Barmherzigkeit Gottes.

Und herein kam eine jämmerliche Leichengefalt, an deren Gerippe nur Sehnen und Haut samt dem Schädel saßen, und das Fleisch war verweset, und schrecklich war der Anblick. Und nachdem sich der seltsame Gast die Hände gewaschen hatte, setzte er sich unaufgefordert zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau zu Tische, er aß nichts, noch trank er etwas, und sein entsetzlicher Anblick war allen zur Qual. Dann stand er auf, beurlaubte sich bei dem Hausherrn und sagte: »Des Mahles, zu dem du mich geladen hast, habe ich nicht bedurft. Hättest du meiner nicht mit dummer, trunkener Rede gepottet, so hätte ich dich nicht durch mein Kommen erschreckt. Aber nun leb wohl, und heute über acht Tage zu derselbigen Stunde mußt du zu mir zum Speisen kommen, und du mußt dich, ob du willst oder nicht, an dem Orte einfinden, wo du mich heute eingeladen hast.« Dies gesagt, verschwand er.

Der Hausherr, der über diese Rede ebenso verfürort war wie seine Angehörigen, fragte kluge Leute nach einem Auskunftsmittel, aber ihm ward kein Rat sonst, als daß er, nachdem er sein Haus bestellt und Reue und Leid erweckt und gebeichtet und die heilige Kommunion empfangen haben werde, zu der an-

gefügten Zeit Gottes Gericht erwarten solle. Und nachdem er all das getan hatte, fand er sich zu der bestimmten Stunde mit all seinen Angehörigen auf dem Kirchhof ein, und schon wurde er auch durch einen starken Wind unversehrt an einen gar lieblichen Ort entführt, und dort sah er ein wunderschönes, aber menschenleeres Schloß. Und er trat ein und fand drinnen einen mit allerlei Speisen trefflich besetzten Tisch. Und dann kam jener Tote in derselben Gestalt und grüßte ihn freundlich und hieß ihn zu Tische sitzen, und selber hatte er in einer finstern Ecke einen schmutzigen Tisch mit einem schmutzigen Tuche und ein gar schwarzes Brot und ein elendes Licht. Und an diesem Tische saß der Tote nieder und begann den an dem geschmückten Tische so traurig und bekümmert anzublicken, daß davor Staunen und Furcht keinen Bissen zu essen wagte. Und schließlich erhob sich der Tote und sagte: »Warum fragst du mich nichts?« Und der andere sagte: »Ich bin zu traurig dazu: weiß ich doch nicht, was mir beschieden ist, immerhin möchte ich, wenn Ihr es wißt, erfahren, was mit mir geschehen soll.« Und der Tote sagte: »Sei unbesorgt, dir wird kein Leid widerfahren, und dies ist durch Gottes Willen nur zu deiner Besserung geschehen. Hättest du nicht törichterweise einen Toten eingeladen, so wäre dir gar nichts geschehen. Damit du aber wissest, wie es um mich steht, so laß dir sagen: Ich war einst in der Stadt, wo du haust, Richter, um die frommen Pflichten scherte ich mich nicht, sondern schlemmte und demmte. Weil ich aber gerecht richtete, so habe ich Barmherzigkeit gefunden, und meine Buße ist die: Für meine Liebe zum weltlichen Leben habe ich dieses öde Schloß, und für meine Schlemmerei muß ich diesen armseligen, schmutzigen Tisch betrachten. Und jetzt geh heil und gesund heim und tilge deine Sünden durch gute Werke.« Und als er das gesagt hatte, erhob sich der Wind und brachte ihn an den Ort zurück, woher er ihn geholt hatte, und dort fand er seine ganze Verwandtschaft in Tränen.

Kaum aber hatten sie ihn, der arg entstellt war, erblickt, so entflohen sie alleamt voller Schrecken, denn die Nägel an Händen und Füßen waren ihm wie Adlerklauen gewachsen, und sein Gesicht war vor Angst schwarz und furchtbar verzerrt, sodaß sie ihn nicht erkannten, ob er gleich kaum ein Stündlein weg gewesen war, das ihm freilich tausend Jahre gewährt zu haben schien. Da rief er sie an, und so kamen sie zurück, er erzählte ihnen alles der Reihe nach, und sie lobten Gott. Er aber wandelte sich nun in einen durchaus guten Menschen, und so durfte er sein Leben durch einen guten Tod beenden.

DAS TEUFELSKIND.

DIE GATTIN EINES GRAFEN, DEREN SCHOSS UNfruchtbar blieb, bat Gott zu often Malen, ihr ein Kind zu schenken, da aber all ihr Bitten umsonst war, versprach sie endlich dem Teufel, wenn er ihr ein Kind schenke, dieses ihm zu weihen, und er tat es: sie empfing und gebar einen Knaben, und dem gab sie in der Taufe den Namen Robert. Wie dieser mit dem Fortschreiten der Zeit wuchs, also wuchs auch in ihm die Bosheit: zuerst biß er die Ammen in die Brüste, größer geworden, schlug er die andern Knaben, dann verdarb und beraubte er, wer ihm begegnete, später raubte und schändete er Jungfrauen und Eheweiber und fing Männer und tötete sie, wie sehr er aber auch im Laufe der Zeit an Schlechtigkeit zunahm: als er Ritter geworden war, wurde er noch verruchter.

Durch die Wehklagen seiner Opfer bewegt, sagte nun einmal seine Mutter zu ihm, bei ihm sei alle Mühe umsonst, weil ihm bestimmt sei, nichts andres zu tun als Böses, da drang er mit gezücktem Schwerte auf sie ein und drohte ihr den Tod, so sie ihm nicht sage, warum sie das gesagt habe und warum er so böse sei. In ihrer Angst und ihrem Schrecken erzählte sie ihm, wie sie ihn dem Teufel gegeben hatte und was berichtet worden ist. Dies gehört, ließ er alles stehen und zog nach Rom, um dem Papste zu beichten. Da ihm dies trotz oftmaligen Anstalten nicht gelang, faßte er endlich bei einem Umgang den Papst an den Füßen und sagte, er würde sich lieber töten lassen, als daß er ihn nicht sprechen sollte. Also hörte ihn der Papst an, und dann sandte er ihn zu einem heiligen Klausner, und dieser bat in seiner Messe Gott, ihm kundzutun, welche Buße er ihm auferlegen solle, weil er selber zu verwirrt war ob der Erzählung der begangenen Greuel, und Gott schickte ihm durch eine Taube einen Zettel, worauf geschrieben stand, er solle Robert als Buße geben, nimmer zu sprechen, es sei denn mit Erlaubnis des Klausners, und er solle sich als Narren stellen, alle Unbill, die ihm die Knaben und andere zufügen würden, geduldig ertragen, bei den Hunden liegen und nichts sonst essen, als was er ihnen werde entreißen können. Diese Buße nahm Robert willig auf sich gleich als ein ihm von Gott gewährtes Geschenk und versprach sie treulich zu vollziehen.

Von dem Einsiedler gleich einem Narren geschoren, ging er in die Stadt

des Königs, von den Knaben verfolgt, erstieg er die königliche Halle, raufte mit den Hunden und riß ihnen die Brocken, die ihnen zugeworfen wurden, aus den Zähnen, und die Hofleute warfen ihm Knochen und andres hin, auf daß sie seinen Kampf mit den Hunden sähen. Als aber der König inne ward, daß er nichts sonst aß, als was den Hunden vorgeworfen wurde, warf er ihnen gar viel hin, auf daß es der vermeintliche Narr esse. Und der wollte nirgends liegen als bei den Hunden unter der Treppe, und dort nächtigte er auch unter Weinen und Beten. Der König aber, der großes Mitleid mit ihm hatte, ließ nicht zu, daß er gequält worden wäre.

Da geschah es, daß die Heiden den König überfielen und sein Reich verwüsteten, und der König zog mit den Seinigen ins Feld, und Robert trug Mitleid mit ihm und betete für ihn. Da erschien ihm ein Engel Gottes und hieß ihn, ihm zu folgen und die Waffen, die ihm Gott gesandt habe, zu nehmen und seinem Herrn zu Hilfe zu eilen und sie nach dem erkämpften Siege wieder hinzulegen, wo er sie genommen habe. Er führte ihn zu einem Quell in dem Garten des Königs, wappnete ihn mit einer weißen Rüstung, die ein rotes Kreuz trug, und ließ ihn ein weißes Pferd besteigen. Und Robert sprengte zum Heere und schlug und vernichtete die Feinde, und als der Sieg errungen war, kehrte er zurück und brachte Rüstung und Pferd wieder an den Ort, wie ihm der Engel befohlen hatte. Das sah, von dem Fenster ihres Gemaches aus, die einzige Tochter des Königs, die stumm war, als nun der König heimgekehrt war und seine Leute fragte, wer der Ritter in der weißen Rüstung, der das getan hatte, gewesen sei, und ihn niemand zu finden wußte, deutete das stumme Fräulein mit dem Finger auf den Mann, der den König ein Narr dächte.

Die Feinde kamen mit einem größern Heere wieder, und Robert tat, auf Geheiß des Engels, ebenso wie das andere Mal und rettete den König und sein Heer und überwand alle Feinde. Und als das der König sah, befahl er seinen Rittern, diesen Mann, wenn sie ihn auf keine andere Weise vor ihn bringen könnten, zu greifen, auf daß er ihn erhöhe und ehre. Darum stieß ihm ein Ritter, der ihn vergeblich zu fangen suchte, den Speer in das Bein, so daß er ihn verwundete, und das Eisen des Speeres blieb in der Wunde stecken. Robert entledigte sich bei dem Quell der Rüstung, zog das Eisen heraus, warf es weg und legte Kräuter auf die Wunde, dabei sah ihm wieder die Königstochter zu, und sie lief hin und nahm das Eisen.

Als dann aber der König verkündete, wenn jener Ritter, der den Sieg erfochten habe, kommen werde, so werde er ihm seine Tochter zum Gemahl geben und ihn zum Erben seines Reiches einsetzen, da verwundete sich sein Seneschall am Beine und brachte ein Speereisen herbei, und der Ritter, der

Robert verwundet hatte, getraute sich nicht zu sagen, es sei nicht sein Eisen, obwohl er es genau erkannte. Nun sollte das Fräulein dem Seneschall vermählt werden, aber sie wehrte sich dawider nach Kräften durch Zeichen und deutete auf den Narren und verwarf den Seneschall, und der Vater schlug sie und zwang sie. Da öffnete ihr der Herr den bisher stummen Mund, und sie erzählte dem Vater, was sie gesehen hatte, und brachte das Eisen, und der Ritter erkannte es als das feine und steckte es wieder an die Spitze seines Speers. Zudem kam auch, ob göttlicher Offenbarung, der Einsiedler, der Robert die Buße auferlegt hatte, und er befahl ihm, zu sprechen und die Wahrheit zu künden, das tat denn Robert, wenn auch nur widerwillig. Als ihm aber der König seine eingeborene Tochter geben und auf sein Reich verzichten und es ihm überlassen wollte, und als ihn die Mannen seines Vaters, die das hörten, heimforderten, auf daß er über sie herrsche, weigerte er allen Gehör. Er verließ alles, zog mit dem Einsiedler von dannen und führte fortan ein einsiedlerisches Leben.

DER TEUFLISCHE KNECHT.

EIN TEUFEL, DER DIE GESTALT EINES HÜBSCHEN Jünglings angenommen hatte, kam zu einem Ritter und bot ihm seine Dienste an, da er ihm wohlgefiel, sowohl im Benehmen, als auch im Reden, wurde er gern aufgenommen. Und von Stund an diente er ihm so eifrig und so ehrerbietig, so treu und so gefällig, daß sich der Ritter baß wunderte: niemals bestieg der Ritter sein Roß, nie stieg er herunter, ohne daß der Knecht zur Stelle gewesen wäre und ihm mit gebeugtem Knie den Bügel gehalten hätte, und stets erwies er sich als bescheiden, bedachtsam und heiter.

Eines Tages ritten sie selbender dahin, und sie kamen an einen mächtigen Strom, da sah der Ritter, als er von ungefähr hinter sich blickte, daß ihm etliche seiner Todfeinde auf den Fersen waren. Und er sagte zu dem Knechte: »Nun sind wir des Todes. Meine Feinde sind hinter mir her, vorn hält uns der Fluß auf, und es gibt kein Entkommen: sie werden mich töten oder greifen.« Darauf der Knecht: »Fürchtet nichts, Herr, ich weiß eine Furt im Flusse, folget mir, und wir werden heil entinnen.« Der Ritter antwortete zwar: »Noch nie hat jemand an dieser Stelle über den Fluß gesetzt«, folgte aber doch dem Knechte, und sie gelangten ohne Fährlichkeit ans Ufer. Und als sie drüben waren, sagten die Feinde, die auf der andern Seite hielten, voller Staunens: »Wer hat jemals von einer Furt in dem Flusse gehört? niemand anders als der Teufel hat ihn übergesetzt.« Und furchtsam kehrten sie um.

Im Laufe der Zeit geschah es, daß die Gattin des Ritters auf den Tod erkrankte, und die Kunst aller Ärzte verlagte, da sagte der Knecht wieder zu seinem Herrn: »Würde die Herrin mit Löwenmilch bestrichen, so würde sie alsbald gefunden.« Sagte der Ritter: »Woher könnte man eine solche Milch bekommen?« Antwortete der Teufel: »Ich werde sie holen.« Und er ging, und nach kaum einer Stunde war er wieder da und brachte eine Flasche voll, die Frau wurde mit der Milch bestrichen, und schon war ihr besser, und in kurzer Frist hatte sie die frühere Gesundheit wiedergewonnen. Auf die Frage des Ritters aber, woher er diese Milch so rasch geholt habe, antwortete der Knecht: »Aus den Bergen Arabiens habe ich sie. Als ich Euch verließ, eilte ich nach Arabien, ging in die Höhle einer Löwin, verjagte ihre Jungen und melkte die

Mutter, dann kehrte ich zu Euch zurück.« Verwundert fragte der Ritter: »Ja, wer bist du denn?« Und der Knecht antwortete: »Dringet dieserhalb nicht in mich, ich bin Euer Knecht.«

Der Ritter aber gab nicht nach, und so gestand der Knecht endlich die Wahrheit und sagte: »Ich bin ein Teufel, einer von denen, die mit Lucifer gefallen sind.« Das Staunen des Ritters wuchs, und er sagte: »Wenn du von Natur ein Teufel bist, was ist das dann, daß du einem Menschen so treulich dienst?« Sagte der Teufel: »Mir ist es ein großer Trost, mit den Söhnen der Menschen zu sein.« Darauf der Ritter: »Fürder wage ich nicht, deine Dienste anzunehmen.« Antwortete der Teufel: »Dessen könnt Ihr sicher sein, daß Euch, so Ihr mich behaltet, weder von mir, noch meinerwegen etwas Übels zustoßen wird.« — »Ich wage es doch nicht«, sagte der Ritter, »aber was du für deine Dienstleistung heischest, und wäre es die Hälfte meines Hab und Guts, ich werde es dir gern geben, niemals noch hat ein Mensch einem Menschen so treulich und so förderlich gedient: durch deine Hilfe bin ich dort beim Strome dem Tod entronnen, und durch dich ist meine Gattin wieder gesund geworden.«

Nun sagte der Teufel: »Da ich denn nun einmal nicht bei Euch bleiben darf, so bitte ich um keinen Lohn sonst für meine Dienste als um fünf Gulden.« Und als er die erhalten hatte, gab er sie dem Ritter zurück mit den Worten: »Ich bitte Euch, kauft dafür eine Glocke und lasset sie über dem Dache dieses armseligen, verlassenen Kirchleins anbringen, auf daß sie wenigstens Sonntags die Gläubigen zum Gottesdienste rufe.« Und damit entwand er dem Ritter aus dem Gesichte.

DIE SCHUHE DES TEUFELS.

EIN DIEB HATTE EINEN DIENSTBAREN GEIST, UND der begleitete ihn bei jedem Diebstahl, und sooft er ergriffen wurde, befreite er ihn aus dem Kerker. Dadurch wurde der Dieb so dreist und übermütig und vertraute auf die Hilfe des Teufels so sehr, daß er eine Missetat nach der andern verübte und schier unverhohlen stahl und mordete, und so trieb er es eine lange Zeit.

Schließlich aber wurde er gefangen, und man führte ihn zum Hochgericht, und er wartete, daß der Teufel gewohntermaßen kommen und ihn befreien werde. Der Teufel kam denn auch, aber nicht eher, als bis der Dieb unter dem Galgen stand, sodaß es ihm unmöglich gewesen wäre, noch Buße zu tun oder zu entrinnen, und da erschien er ihm, und er hatte eine Menge abgenützter und an den Sohlen zerrissener Schuhe bei sich. Und baß erfreut, sagte der Dieb zu ihm: »Warum hast du so lange verzogen und meine Befreiung hinausgeschoben?« Da wies ihm der Teufel die vielen Paar Schuhe, die allesamt abgenützt und zerlöchert waren, und sagte: »All die Schuhe habe ich verbraucht, indem ich mit dir ging und dich immer wieder rettete, auf daß ich dich sicher machte und dich zu dieser Stunde führte und dich in eine Lage brächte, daß du nicht mehr entweichen kannst. Das genügt mir, und ich habe dich sicher und brauche nicht mehr zu besorgen, daß ich dich verlöre.«

Und der Dieb wurde gehenkt und gab seine Seele in die Hände des Versuchers, vor dessen schlauer Bosheit und boshafter Schlaueit uns unser Herr Jesus Christus bewahren möge, der die Jahrhunderte der Jahrhunderte lebt und herrscht!

SEELENVERKAUF.

IN FRANKREICH, WO DAS VOLK MEHR ALS ANDERSWO Völlerei treibt und rascher als anderswo mit Schwüren und Flüchen bei der Hand ist, hat sich Folgendes ereignet:

Etlliche Leute, ehrbar in dem Sinne der Welt, saßen im Wirtshaus und tranken, und als ihnen der Wein warm gemacht hatte, begannen sie von allerhand Dingen zu reden, und so kam die Sprache auch auf die Frage, was nach diesem Leben sein werde. Da sagte einer: »Gar eitel täuschen uns diese Pfaffen, die behaupten, daß die Seelen nach diesem Leben ohne Leiber weiterlebten.« Und es erhob sich ein allgemeines Gelächter. Unterdessen kam ein großer, starker Mann zur Tür herein, und er setzte sich zu der Gesellschaft, forderte Wein, trank und fragte sie, wovon unter ihnen die Rede sei. »Von den Seelen«, sagte der, der zuletzt gesprochen hatte, und er fuhr fort: »Wäre da einer, der die meinige kaufen wollte, ich ließe sie ihm wohlfeil, und das Geld gäbe ich allen ins Gelag zum Vertrinken.« Und wieder lachten sie alle, der Ankömmling aber sagte: »Einen, der solche Ware verkauft, suche ich, und ich bin bereit, sie zu kaufen, sag, um wieviel gibst du sie mir?« Und der andere heitern Gesichts: »Um soundsoviel.« Und alsbald wurden sie einig, und der Käufer zahlte sofort den Preis, und in heller Luft tranken sie alle miteinander aus vollen Kannen, und der, der die Seele verkauft hatte, war einer der fröhlichsten.

Als es aber Abend geworden war, sagte der Käufer: »Nun ist's an der Zeit, daß wir jeder nach Hause gehen, bevor wir jedoch scheiden, so gebt erst einen Spruch ab. Wenn einer ein Pferd kauft und das ist an die Halfter gebunden, ist da nicht auch die Halfter sein?« Und alle sagten Ja, und während der Verkäufer vor Schrecken über die Frage und die Antwort zitterte, packte ihn der Käufer mit Leib und Seele und fuhr mit ihm vor aller Augen in die Lüfte. Und er hat ihn sicherlich in die Hölle geschleppt, denn er war der Teufel in menschlicher Gestalt.

DANKBARKEIT.

EIN GAR REICHER MANN IN MAILAND, ADRIAN MIT Namen, der seine Tochter vermählen wollte, ging auf die Jagd. Während er durch den unwegsamen Wald dahinritt, fiel er in eine gar tiefe Grube, das Pferd entrann und lief nach Hause. Allenthalben suchte man ihn, fand ihn aber nirgends. Erst am andern oder am dritten Tage kam ein armer Mann, der mit seinem Esel Holz sammeln wollte, um es in der Stadt zu verkaufen, bei der Grube vorbei, er hörte den Reichen schreien und fragte ihn, wer er sei. Der antwortete: »Ich bin Adrian, ich bitte dich, ziehe mich heraus.« Der Arme, der Mados hieß, entgegnete: »Wie könnte ich dich, allein, wie ich bin, herausziehen? Habe ich doch niemand bei mir als meinen Esel.« Aber Adrian sagte: »Sammle Bast, winde ihn zusammen und mache einen Strick, der bis zu dem Boden der Grube reicht.« Das tat Mados, nun sagte Adrian: »Mach zwei Halschlingen, eine für dich und eine für den Esel, und ziehet selbender.«

Von ungefähr aber waren in diese Grube auch ein Affe, ein Löwe und eine Schlange gefallen. Als nun Adrian den Fuß in den Strick setzte und rief: »Zieh! Zieh!«, sprang ihm der Affe, der ein kluges Tier ist, kaum daß er sah, wie er hinaufgezogen wurde, auf den Kopf und klammerte sich an den Strick, erschreckt ließ Adrian los, und der Affe ging in die Höhe. Oben angelangt, entfloh er, Mados aber rief, als er ihn sah: »Wehe, mein Spottet der Teufel!« Adrian verdoppelte sein Geschrei und rief: »Fürchte dich nicht, ich bin wirklich Adrian, erbarme dich meiner! Wirf mir den Strick noch einmal herab!« Das geschah, aber nun tat der Löwe so wie früher der Affe, und Adrian mußte sich wieder fallen lassen. Kaum draußen, floh auch der Löwe, und zum dritten tat dies auch die Schlange. Verzweifelt hielt Mados alles für Blendwerk und wollte nimmer auf Adrian hören, der immerzu schrie und bat und alles mögliche versprach. Schließlich aber zog er auch ihn heraus und teilte mit ihm sein Brot.

Im Abenddunkel gelangten sie in die Stadt. Der reiche Mann wurde von seinen Angehörigen und Freunden mit Jubel empfangen, schon waren auch die Tische gedeckt und die Speisen gebracht, und alles nahm Platz zum Mahle. Nur den Armen ließen sie in einer Ecke stehen, und auch der Hausherr scherte sich, obwohl er ihn stehen sah, nicht weiter um ihn, gerade daß er einem Diener

sagte: »Gib ihm Brot und ein Stück Fleisch.« Nach dem Essen entfernten sich die Freunde, Mados aber blieb. Darob ärgerte sich Adrian und sagte zu einem Diener: »Frag ihn, was sein Tagesverdienst ist.« Der antwortete: »Zwölf Heller, wenn ich zweimal in den Wald gehen kann.« Nun sagte Adrian: »Gib ihm achtzehn.« Mados aber trat heran zu ihm, begann zu weinen und sagte: »Ich und mein Esel haben uns Euertwegen gerackert, und nun gebt Ihr mir so wenig? Ihr begeht eine große Sünde.« Adrian sagte: »Nicht um meinetwillen habt Ihr Euch so geplagt, sondern wegen der andern, die Ihr herauszogt, übrigens, so viel, wie die, werde ich Euch auch geben.«

So ging denn Mados, und zu Hause wurde er von seiner Frau übel empfangen und durch Keifen gequält: »Warum kommst du so spät? Wieso hat der Esel die Brust so zerfunden?« Und weinend erzählte er ihr als einfältiger Mensch die ganze Geschichte und wie schlecht ihm der Reiche seinen Dienst gelohnt hatte, und er gab ihr das Geld. Nun tröstete sie ihn mitleidig und vermaledete den Reichen. Am nächsten Morgen konnte Mados vor Mattigkeit nicht aufstehen und der Esel auch nicht, und das dauerte viele Tage. Endlich aber wieder zu Kräften gelangt, ging er wieder seiner gewohnten Beschäftigung nach und verdiente das Brot für seine vier Kinder.

So war er wieder einmal im Walde, den Esel ließ er weiden, indessen er sich nach Holz umfah, das ihm dann der Esel heimtragen sollte. Von ungefähr blickte er zurück, da sah er, wie ein Affe den Esel an der Halfter hielt und lief, so daß der Esel, der schrie, mit ihm laufen mußte. Dann blieb der Affe mit dem Esel stehn, rief Mados, mit den Lippen schmalzend, herbei, und wies ihm eine Menge Holz, das zum Wegschaffen bereit lag, und dann begann er ihm beim Aufladen zu helfen. Und einen Tag um den andern bereitete der Affe Holz vor, so daß Mados dreimal, ja viermal des Tages in den Wald gehen konnte und oft bis zu drei Groschen verdiente, und endlich merkte er, daß der Affe derselbe war, den er aus der Grube gezogen hatte. Eines Tages aber kam im Walde ein Löwe auf ihn zu, und da stieg er vor Furcht auf einen Baum, der Löwe jedoch nahm den Esel und führte ihn in ein Tal. Langsam stieg Mados herunter und ging ihnen nach in der Meinung, der Löwe habe den Esel zerrissen, aber der Löwe hielt den Esel ganz sanft fest, und neben ihnen lag ein toter Hirsch, und nun kam Mados nach dem Beispiele des Affen auf den Gedanken: »Am Ende ist das der Löwe, den ich herausgezogen habe.« Und den Hirsch, der feist war, schaffte er auf dem Esel heim und hieb ihn als einfältiger Mensch mit dem Beile in Stücke, mit dem Fleisch auch das Fell zerteilend. Und so brachte ihm der Löwe Hirsche und Eber und der Affe Holz. Da geschah es, daß die Schlange einen kostbaren Stein vor ihn hinlegte

und verschwand. Froh zeigte er ihn seiner Frau und sagte: »Der wird wohl ein Paar schöne Korduanstühle für dich geben.« Aber die Frau war klüger und ging zu den Wechslern, und der eine bot ihr zwanzig Pfund, der andere dreißig. Da ging sie heim und sagte zu ihrem Manne: »Nun gehst du in die Stadt zum Kaiser und schenkst ihm den Stein.« Und er tat es, und der Kaiser, der die Kraft und die Schönheit des Steins erkannte, freute sich sehr und gab ihm hundert Pfund. Davon baute er sich ein Haus, und mit dem Reichtum wurde er auch klüger. In ein paar Tagen kam der Stein dem Kaiser abhanden, und Mados fand ihn wieder und brachte ihn ihm wieder zurück, diesmal verdoppelte der Kaiser den Preis. Und oft noch verlor er den Stein, und immer wieder fand ihn Mados, weil die Kraft des Steines die war, daß er bei niemand blieb, bis er zum vollen Werte bezahlt war. So gelangte Mados durch diesen Stein zu großem Reichtum und wurde ein Freund des Kaisers.

Nun klagte er wider Adrian. Der wurde vor Gericht geladen, und Mados brachte vor, wie er ihn aus der Grube gezogen habe und ebenso den Affen und den Löwen und die Schlange, und fuhr fort: »Als mir dann Adrian achtzehn Heller gab und ich murrte, daß mir mehr zukommen würde, weil ich mich ihm zu Diensten so abgeplagt hätte, antwortete er mir: Ihr habt Euch nicht nur für mich geplagt, sondern auch für die andern, und was Euch die geben, das werde auch ich Euch geben. Und der Affe hat mir Holz gebracht und der Löwe Hirsche und Eber und die Schlange den Stein.« Da gaben die Räte den Spruch ab, daß der Stein mehr wert sei als alle Reichtümer Adrians. Adrian aber leugnete alles, und so forderte ihn Mados zum Zweikampf und gab das Pfand¹⁾. Der Tag des Kampfes kam, und der Kaiser bestimmte selber das Feld, und sie begaben sich zu dem Walde bei der Stadt. Und siehe, aus dem Walde brachen Löwe, Schlange und Affe hervor und stürzten sich auf Adrian und rissen ihn in Stücke. Und Mados war Sieger, und ihm wurde Adrians ganzes Besitztum und Erbe zugesprochen.

¹⁾ S. *Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger* ²⁾, 1889, II, 159 f.

KAISER UND BÄRIN.

ANNIUS HERRSCHTE IN DER STADT ROM, DER VON allen Freuden der Welt am meisten die Jagd mit der Meute und dem Federspiel liebte. Und eines Tages ritt er in den Wald, um den Hirsch zu hetzen, und bald sah er auch einen Hirsch, und der lief vor ihm dahin, und die Hunde setzten dem Hirsche nach und entfernten sich immer weiter von ihm, sodaß er schließlich weder Hirsch noch Hunde mehr sah, und so war er allein, da alle seine Diener den Hunden gefolgt waren. Und da er nirgends einen Menschen sah, ward er gar traurig und niedergeschlagen, und er gab seinem Rosse die Sporen und ritt weiter in dem Walde, und er stieß auf keinen Menschen.

Gegen Abend aber lief ein Löwe daher, der seine rechte Pfote hangen ließ, und kam auf ihn zu, erschrocken wollte er fliehen, aber der Löwe hielt ihn beim Fuße an und zeigte ihm die Wunde an seiner Pfote. Als der Kaiser begriff, worum es sich handelte, stieg er ab von seinem Pferd, und er zog dem Löwen den scharfen Dorn heraus, dann sammelte er Kräuter und heilte ihm damit die Pfote. Und der Löwe geleitete den Kaiser in seine Höhle, und da war es Nacht geworden.

Am Morgen neigte der Kaiser sein Haupt vor dem Löwen und stieg zu Pferde und ritt davon, und er ritt den ganzen Tag und konnte doch keinen Weg aus dem Walde finden. Schließlich ritt er zurück zu der Höhle des Löwen, aber der war nicht da, am Abend aber kam er und brachte zwei fette Schafe mit, und als er den Kaiser sah, bezeigte er ihm seine Freude und bot ihm beide Schafe. Der Kaiser, der, weil er den ganzen Tag nichts gegessen hatte, hungrig war, nahm ein Eisen und schlug Feuer aus einem Steine und richtete sich Fleisch zu und aß, und er trank von dem Wasser, das dort floß, und in der Nacht lag er neben dem Löwen und schlief. Und am nächsten Tage bestieg er wieder sein Rosß, und wieder ritt er den ganzen Tag und konnte keinen Weg aus dem Walde finden, und darob ward er traurig und bekümmert, und wieder ritt er zurück zu der Löwenhöhle, der Löwe aber war weder da, noch kam er.

Gegen Abend kam in die Höhle eine Bärin, und als er die sah, erschrak er heftig, die Bärin aber zeigte ihm in ihrer Art, daß er ihr lieb war, und legte

ihm die Beute hin, die sie gemacht und mitgebracht hatte, und er schlug Feuer und bereitete sich die Speise und aß, und als er gegessen hatte, legten sie sich zusammen nieder. Und der Kaiser erkannte die Bärin fleischlich, und sie gebar ihm einen Sohn, der ihm glich. Dann wäre er gern geflohen, wagte es aber nicht um der Bärin willen. Und wieder erkannte er sie, und sie gebar ihm den zweiten Sohn, und auch der war seinesgleichen. Und zum dritten Male erkannte er sie, und nun gebar sie eine Tochter, die aber glich der Mutter, und als das der Kaiser sah, wurde er gar traurig.

Eines Tages aber, als die Bärin auf ihrem Beutezuge weit weg gegangen war, nahm der Kaiser die zwei Söhnchen, die er von ihr hatte, und entfloh mit ihnen, und auf der Flucht traf er den Löwen, den er einst geheilt hatte, und der führte ihn aus dem Walde. Und als die Bärin bei ihrer Heimkehr den Kaiser nicht vorfand, machte sie sich mit ihrer Tochter auf den Weg und lief ihm, was sie nur konnte, nach. Da sie aber dann bei ihm den Löwen sah, so erschrak sie und getraute sich nicht näher heran, und sie nahm ihre Tochter und riß sie in Stücke, und dann lief sie zurück.

Und der Kaiser war von Herzen froh, als er mit der Hilfe des Löwen aus dem Walde gekommen war, und der Löwe verließ ihn, und er begab sich mit seinen zwei Söhnchen in sein Schloß, und die Herzoge und die Herren und die Weisen, die ihn seit drei Jahren nicht gesehen hatten, waren von Herzen froh. Und die Söhne wurden, als sie zu den Jahren gelangt waren, zu Rittern geschlagen, und sie wurden weidliche Krieger und zogen in manches fremde Land und gewannen viel Guts mit der Kraft ihres Schwertes, und schließlich endeten sie ihr Leben in Frieden. Und sie starben beide an Einem Tage, und sie wurden in Einem Grabe bestattet, und auf den Grabstein wurde geschrieben: Hier liegen der Bärin zwei Söhne, in Furcht erzeugt von dem Kaiser.

DER GLÜCKSTAG DES WOLFES.

ALSEINMAL EIN WOLF BEI TAGESANBRUCH AUF-
 fand von seinem Lager und seine schlaffen Glieder reckte, ging ihm ein Furz ab, da sagte er, von eiteler Hoffnung getäuscht: »Gott sei Dank, heute werde ich mich an köstlicher Speise erfättigen, das ist die Bedeutung des Lauts, den ich von mir gegeben habe.«

Wie er dann seiner Wege ging, fand er einen ganzen Schmerlaib, der etwa einem Fuhrmann entfallen war, und den Schmerlaib drehte er hin und wider und sagte: »Von dir esse ich nicht, du könntest mir mein Gedärm ver-
 stören. Und warum sollte ich auch von dir essen? Soll ich mich doch heute, wie mir mein Hinterer vorausgelagt hat, an leckerer Kost erlaben.«

Er ging weiter, und da sah er einen eingefalzenen, geräucherten Schinken liegen, auch den kehrte er hin und her, und dann sagte er: »Von dir esse ich nicht, du würdest mir nur Durst machen. Warum sollte ich aber auch von dir essen? wo ich doch weiß, daß ich mich heute an köstlicher Speise erfättigen werde.«

Und als er fürbaß ging, traf er eine Stute mit ihrem Füllen auf der Weide, und nun sagte er: »Gott sei Dank, ich wußte ja, heute würde ich Leckerbissen speisen!« Und zu der Stute sagte er: »Fürwahr, Schwester, ich werde dein Füllen essen.« Sagte die Stute: »Du wirst tun, was dir beliebt, aber gestern habe ich mir einen Dorn in den Fuß getreten, und den, bitte ich dich, sollst du mir, weil du Arzt bist, herausziehen, und dann magst du das Füllen essen.« Und der Wolf ging hin zu ihrem Fuße und wollte ihr den Dorn herausziehen, sie aber schlug ihm den Huf mitten auf die Stirn und entließ mit ihrem Füllen in den Wald. Und als der Wolf wieder zu sich kam, sagte er: »Nicht schere ich mich um diese Unbill, satt werde ich heute dennoch werden.«

Und er schied, und da sah er auf einer Wiese zwei Widder miteinander kämpfen, und er sagte: »Gott sei Dank, nun werde ich mich letzen!« Und zu den Widdern sagte er: »Wahrhaftig, Brüder, einen von euch werde ich essen.« Antwortete der eine: »Tu, wie es dir beliebt, aber vorher sprich ein rechtes Urteil zwischen uns: diese Wiese ist unserer Väter gewesen, und weil wir sie jetzt nicht zu teilen verstehen, kämpfen wir um sie.« Und der Wolf sagte: »Ich

will es tun, wenn ihr mir sagt, wie.« Und der eine Widder sagte: »Höre Herr. Stelle dich, so es dir beliebt, mitten in die Wiese, ich gehe an das eine Ende, mein Gefell an das andere, und wer früher bei dir sein wird, dessen soll die Wiese sein, und den andern magst du essen.« Sagte der Wolf: »Tut also.« Und die zwei Widder gingen jeder an ein Ende der Wiese, und dann liefen sie, was sie nur vermochten, auf den Wolf zu, und sie trafen ihn mit großem Ungestüm und zerstiessen ihn von beiden Seiten so stark, daß er sich mit seinem eigenen Kote befudelte, und mit gebrochenen Rippen und halbtot ließen sie ihn liegen und gingen ihres Weges. Nach einer Weile kam der Wolf wieder zu sich, und er sagte: »Auch um diese Unbill schere ich mich nicht weiter, satt essen werde ich mich ja heute doch, weil es mir mein Hinterer verheißen hat.«

Und er ging von dannen, und da traf er eine Sau mit ihren Ferkeln auf der Weide, und er sagte: »Gott sei gepriesen! wußte ich doch, ich würde heute noch köstliche Speise finden!« Und zu der Sau sagte er: »Schwester, ich werde von deinen Ferkeln essen.« Antwortete die Sau: »Du wirst tun nach deinem Gefallen, aber ich bitte dich, taufe sie vorher, weil sie noch heidnisch sind, dann magst du sie essen.« Sagte der Wolf: »So zeig mir den Brunnen.« Da führte ihn die Sau zu einem Gußbett, wodurch das Wasser in eine Mühle lief, und sagte: »Siehe, das ist der geweihte Brunnen.« Und der Wolf stellte sich, gleich als ein Geistlicher, oben an den Mühlengang, als er aber nach dem ersten Ferkel greifen wollte, um es ins Wasser zu tauchen, da stieß ihn die Sau grunzend in den Mühlengang, und das Wasser trieb ihn zu dem Rade, und dessen Speichen zerstiessen ihm die Glieder. Und als er mit Mühe entronnen war, sagte er: »Nicht gar arg bekümmert mich dieser Trug, heute noch werde ich, hat mir mein Hinterer verkündet, treffliche Kost finden.«

Als er dann um ein Dorf strich, sah er auf einem Backofen etliche Ziegen stehen, und da sagte er: »Nun will ich Gott preisen, daß ich liebliche Speise sehe«, und ging auf sie zu. Die Ziegen jedoch sahen ihn kommen, und so verbargen sie sich in den Ofen. Und er ging hin zu dem Ofen und sagte: »Schwestern wahrlich, von euch will ich essen, bis ich erfättigt bin.« Und sie sagten zu ihm: »Höre, Herr: Wir sind um nichts anders willen hier, als um eine Messe zu hören, und die, bitten wir dich, sing uns du. Dann wollen wir herauskommen zu dir, und du magst tun, was dir beliebt.« Und der Wolf machte einen Bischof und begann vor dem Ofen, so laut er nur konnte, zu heulen. Und die Bauern, die ihn dergestalt heulen hörten, kamen mit Knütteln und Hunden und schlugen ihn auf den Tod, und die Hunde bissen ihn blutig, und kaum noch halb lebendig entwich er.

Und er kroch unter einen großen Baum und legte sich nieder, und nun

begann er zu klagen und mit sich zu hadern und rief: »Ach, Herrgott, wieviel Übels hat mich heute betroffen! Und wenn ich es richtig beginne, so ist die Schuld zu großem Teile mein. Von wannen ist mir der stolze Mut gekommen, daß ich den Schmerlaib verachtet, den Schinken verächtelt habe? Mein Vater war kein Arzt, und auch ich habe die Heilkunst nicht gelernt, hatte ich es nötig, den Arzt zu machen und der Stute den Dorn herausziehen zu wollen? Und Richter war mein Vater auch nicht, noch habe ich das Recht gelernt, wie so ist mir einfallen, den Vogt zu machen und den Widdern Urteil sprechen zu wollen? Und Priester war mein Vater auch nicht, und ich bin der Schrift nicht kundig, von wannen ist mir in den Sinn gekommen, die Ferkel zu taufen? Geistlich war mein Vater nicht, und ich habe keine kirchliche Würde, wie ist mir denn das Irrfal gekommen, den Bischof machen zu wollen und die Messe zu singen und den Segen zu spenden? Ach, wenn nur, du lieber Herrgott, ein Schwert herabführe von dem Himmel und mich weidlich trafe!«

Oben auf dem Baume aber war ein Bauer, um die Äste zu stützen, und der hatte all das Reden des Wolfes gehört, und als der Wolf mit seiner Klage zu Ende war, schleuderte er sein Beil herab auf ihn, und er traf ihn so wuchtig, daß der Wolf herumtaumelte wie ein Rad, und nach kurzer Weile sprang der Wolf wieder auf und blickte gen Himmel und in den Baum hinauf und sagte: »Ach, du lieber Gott, was für ein kräftiger Gnadenort ist hier, und wie bald werden die Gebete erhört!«

Und am ganzen Leibe wund und zer schlagen, machte er sich eilenden Laufes auf den Heimweg in den Wald, nun ebenso gedemütigt, wie er vordem hoffärtig gewesen war.

BRANDSTIFTUNG.

IN DER STADT WIMPFEN IST ES GESCHEHEN, DASS EIN Esel und eine Gans die Stadt verbrannt haben, und so erzählt man, ob es auch so gewesen ist, weiß ich nicht, weil es einer Lüge gar ähnlich sieht. Zugegangen aber ist es solchermaßen:

Es hatte einer einen Esel, und der ging und fraß Weintreftern, und davon wurde er trunken, dann lief er hinaus auf den Anger und legte sich nieder und schlief, und er furzte gar arg und öffnete den Hintern weit. Dort war aber eine Gans, und die zupfte ihm Beeren aus dem Hintern, und schließlich streckte sie den Kopf so tief hinein, daß ihn der Esel, als er den Hintern schloß, drinnen behielt. Und sie begann heftig mit den Flügeln zu schlagen, und der Esel, der sie im Hintern festhielt, lief heim.

Als er aber bei seinem Hause an dem Speicher vorbeikam, hatten die, die dort arbeiteten, ein Feuer, weil es Herbst war, und die Federn der Gans gerieten in Brand. Und der Esel lief in den Stall und zündete ihn an, und so verbrannte die ganze Stadt. Ifts wahr, so ifts wahr.

ABT UND SCHÄFER.

EIN GROSSER HERR BAUTE EINMAL EIN KLOSTER, UND als ihm dann das Geld ausging, sagten ihm seine Räte, er solle den Abt dieses Klosters um einiges fragen und sich von ihm, wenn er keine Antwort wisse, ein großes Stück Geld zahlen lassen. Und die Fragen, die der Herr stellte, waren, welche sechs nichts taugten, welche Steine die drei besten und welche die drei schlechtesten seien, welche vier niemand halten könne und wie weit Glück und Unglück voneinander seien. Da aber der Abt nichts zu antworten wußte, riet man ihm, den Schäfer zu fragen und Frist zu verlangen. Das tat er, und der Schäfer mußte den Abt machen.

Und als der Herr kam, saß der Schäfer in der Kutte auf dem Stuhl des Abtes und sagte: »Die sechs, die nichts taugen, sind Salz säen und Kieselsteine mähen, aus leerem Becher trinken und einem Blinden winken, vom Tische aufstehn mit leerem Magen und in der Mühle Harfe schlagen.« Und er antwortete, die drei besten Steine seien der Taufftein, der Wetzstein und der Mühlstein, die drei schlechtesten der Hagelstein, der Stein im Auge und der Blasenstein. Und er antwortete, die vier, die niemand halten könne, seien die: niemand kann halten den Wolf an der Braue, den Bären an der Klaue, die Schlange am Zagel, den Habicht am Schnabel. Und er antwortete, Glück und Unglück seien voneinander so weit wie Heute und Gestern, und um den Grund gefragt, antwortete er: »Weil ich gestern Schäfer war und heute Abt bin.« Und der Herr, der das Kloster gestiftet hatte, sagte: »So sollt Ihr denn immer Abt sein.«

DAS FLEISCHPFAND.

IN DER STADT ROM HERRSCHTE COELESTIN IN GROSSER Klugheit, und er hatte eine schöne Tochter. Und es war dort ein Ritter, der war zu diesem Fräulein in Liebe entbrannt, aber er dachte bei sich: »Es bedünkt mich für unzweifelhaft, daß mir der Kaiser seine Tochter niemals zur Frau geben wird, weil ich dessen nicht würdig bin, wenn ich freilich wenigstens die Liebe des Fräuleins irgendwie gewinnen könnte, so würde mir das genügen.« Zu often Malen ging er zu ihr, um ihren Willen zu erforschen, sie jedoch antwortete: »Du mühst dich vergebens. Glaubst du denn, du werdest mich durch deine süßen, trügerischen Worte kirren? Das wird nie und nimmer geschehen in meiner Seele!« Sagte der Ritter: »Wenn ich dich also schon nicht zur Gattin haben kann, was muß ich dir geben, auf daß du eine Nacht bei mir liegest?« — »Gibst du mir hundert Mark, so darfst du eine Nacht bei mir liegen.« Und der Ritter sagte: »Dein Wille wird erfüllt werden.« Und auf der Stelle verfuhr er sich mit dem Gelde und übergab es dem Fräulein.

Als es dann Nacht geworden war, bestieg er das Bett des Fräuleins, aber schier augenblicklich schlief er ein. Und sie warf ihre Kleider ab und legte sich an seine Seite, er jedoch lag die ganze Nacht in tiefem Schläfe. Am Morgen erhob sie sich, zog ihre Kleider an und wusch sich die Hände, und er wurde durch sie aus dem Schläfe geweckt. Und munter geworden, sagte er zu ihr: »Komm her zu mir, auf daß ich meinen Willen erfüllen kann.« Aber sie: »Bei meines Vaters Heil, das tu ich nicht. Ich tue dir kein Unrecht, Freund: bist du nicht mit mir übereingekommen, daß du eine Nacht bei mir liegen darfst? und ist das nicht geschehen? Du aber hast die ganze Nacht verschlafen und mir keinerlei Trost gebracht, schreibe es also dir selber zu und nicht mir.« Über diese Worte wurde der Ritter gar traurig, und er sagte zu ihr: »Was muß ich dir geben, daß ich noch eine Nacht bei dir schlafen darf?« — »So viel wie diesmal, und nicht um einen Heller weniger.« Er willigte ein und verkaufte all seine bewegliche Habe und gab ihr denselben Betrag wie vordem, aber siehe das Wunder: er wurde ebenso bedient wie in der ersten Nacht. Das betrübte ihn mehr, als sich glauben ließe, das Herz begann ihm zu poch¹⁾, und er dachte

¹⁾ 3 Könige, 3, 26; Genesis, 43, 30.

bei sich: »Weh mir, wehe! All mein Gut habe ich dahin gegeben, und erreicht habe ich nichts! Aber, und wenn es das Leben kosten sollte, ich will die Geschichte zu einem andern Ende bringen!« Und er sagte zu dem Fräulein: »Was muß ich dir für die dritte Nacht geben?« — »Ebenso viel wie die andern Male, und nicht um einen Heller weniger.« Und er sagte: »Dein Wille geschehe.«

Und er machte sich auf in ferne Lande, und er kam in eine große Stadt, wo viele Kaufleute lebten und mancherlei Weltweise und unter diesen auch der Meister Virgilius. Und der Ritter sprach mit einem reichen Kaufmanne folgendermaßen: »Liebster, ich brauche Geld. Wenn du mir bis zu demundem Tage hundert Mark leihen willst, so verpfände ich dir alle meine Ländereien, sodaß sie dir allesamt zufallen, wenn ich den vereinbarten Tag verläume.« Sagte der Kaufmann: »Um deine Ländereien schere ich mich nicht viel, gehst du aber auf den Vorschlag ein, den ich dir machen will, so magst du von mir nach deinem Belieben fordern.« Antwortete der Ritter: »Was immer du verlangen wirst, ich bin auf alles einzugehen bereit, wenn du mir nur in meiner Bitte Genüge tuft.« Nun sagte der Kaufmann: »Nimmst du die Bedingung an, die ich dir sagen will, so werde ich deine Bitte erfüllen. Der Vertrag soll so sein: du schreibst mir mit deinem Blute eine Schrift, daß es mir, wenn du die Frist nicht einhältst, bedingungslos freisteht, alles Fleisch deines Körpers mit einem scharfen Messer abzulösen, bist du damit einverstanden, so bin ich bereit, deinem Begehren zu willfahren.« So mächtig liebte der Ritter das Fräulein, daß er in alles willigte und die Schrift mit seinem Blute machte und sie besiegelte, und nachdem sie besiegelt war, gab ihm der Kaufmann den verlangten Betrag.

Als nun der Ritter das Geld hatte, überlegte er: »Wenn ich nicht mit diesem Gelde meinen Willen erfülle, so bin ich ein Kind des Todes«, und er dachte bei sich: »Das soll nimmer geschehen.« Und da er von dem Rufe des weisen Virgilius gehört hatte, so ging er hin und sagte zu ihm: »Edler Meister, ich habe Euch einen geheimen Anschlag anzuvertrauen, und ich bitte Euch, daß Ihr mir darin mit Rat und Tat beistehet.« Und Virgilius antwortete: »Sag, was dir beliebt, und ich werde nach meinem Witz tun, was du wünschest.« Und der Ritter sagte: »Ich liebe die Tochter des Kaisers mehr, als sich glauben ließe, ich habe mich mit ihr um einen großen Betrag geeinigt, bin jedoch in zwei Nächten betrogen worden. Für die dritte Nacht habe ich mir nun von einem Kaufmann Geld unter der Bedingung geliehen, daß er, wenn ich den zwischen uns vereinbarten Tag nicht einhalte, das Recht hat, mir all mein Fleisch mit einem Messer von den Knochen zu schneiden. Das könnte aber nicht geschehen, ohne daß er mich dabei tötete, darum bin ich zu Euch gekommen, auf daß Ihr mir sowohl hierin als auch in meiner Liebe zu dem Fräulein helfet.« Und Virgilius ant-

wortete: »Einen törichten Vertrag hast du mit dem Kaufmann geschlossen, weil ein Gesetz des Kaisers besteht, daß der Mensch leiden muß, wozu er sich in freiem Willen verpflichtet hat, sieh also wohl zu, daß du den bestimmten Tag einhältst. Was weiter das Fräulein betrifft, so will ich dir die Wahrheit kundtun: zwischen den Laken ihres Bettes liegt ein Zettel, der die Kraft hat, daß jeder, der sich in das Bett legt, alsbald einschlafen muß und nicht früher erwachen kann, als bis der Zettel entfernt worden ist. Wenn du also zu dem Bette kommst, so greife, bevor du dich niederlegst, zwischen das Laken und die Decke, und du wirst den Zettel finden, dann schleudere ihn weit weg und steige kühnlich in das Bett, und du wirst nicht einschlafen, es sei denn, du wolltest es: tue dann mit dem Fräulein nach deinem Willen, und dir wird Ehre und Ruhm werden.« Dies gehört, frohlockte der Ritter und dankte dem Meister für den guten Rat. Und unverzüglich eilte er zu dem Fräulein und händigte ihr das Geld ein.

Als es dann Nacht war, trat der Ritter in das Gemach des Fräuleins. Heimlich brachte er die Hand zwischen Laken und Decke, und er fand den Zettel und warf ihn weit von sich, dann stieg er ins Bett und stellte sich schlafend. Das Fräulein, in dem Glauben, er schlafe so wie die andern Male, zog ihre Kleider aus und stieg auch ins Bett. Und schon legte er Hand an sie. Da sagte sie voller Bestürzung: »Erbarmet Euch meiner und raubet mir nicht die Blume meines Magdiums, ich will dir doppelt so viel Geld geben, wie du mir gegeben hast.« Der Ritter jedoch sagte: »Du sprichst eitel, endlich werde ich erfüllen, um dessentwillen ich so viel gelitten habe.« Und er erkannte sie fleischlich. Dann aber liebte er sie in so wunderbarer Weise, daß er länger als zwei Wochen über den zwischen ihm und dem Kaufmanne festgesetzten Tag bei ihr verweilte, seine Liebe war so groß, daß er von Tag zu Tag der Frist vergaß.

Eines Nachts aber, als er zu Bette lag, kam ihm der Vertrag, den er mit dem Kaufmanne geschlossen hatte, ins Gedächtnis, und das Herz begann ihm zu pochen, und er sagte zu der Geliebten: »Wehe, daß ich dich jemals erblickt habe! Sieh, nun bin ich ein Kind des Todes! Aus Liebe zu dir habe ich von einem Kaufmanne Geld geliehen unter der Bedingung, daß er, so ich den zwischen uns vereinbarten Tag verfäume, durch meine Schrift das Recht haben soll, mir, ohne daß ich widersprechen dürfte, all mein Fleisch vom Leibe zu schinden, und jetzt sind über den Tag hinaus zwei Wochen verstrichen, und ich habe mich nie daran erinnert, weil ich dich also liebte.« Sagte das Fräulein: »Bekümmert Euch nicht allzusehr, gehet zu dem Kaufmanne und verdoppelt ihm den Betrag, und ist er damit nicht zufrieden, so soll er verlangen, was er will, ich werde es ihm geben.«

Durch diese Worte getröstet, zog der Ritter in die Stadt, wo der Kauf-

mann lebte, und er begegnete ihm auf der Straße, und er begrüßte ihn demütig genug. Der Kaufmann aber antwortete: »So sage ich nicht zu dir.« Und der Ritter: »Liebster, da die Frist unsers Vertrags überschritten ist, will ich dir dein Geld verdoppeln.« Aber der Kaufmann: »Das haben wir nicht so vorbesprochen, ich will es so haben, wie du dich verpflichtet hast.« Sagte der Ritter: »Verlange für mein Vergehen so viel Geld von mir, wie du willst, und ich werde es dir ersatten.« Antwortete der Kaufmann: »Du sprichst umsonst: gäbest du mir alles Gut der Stadt, ich nähme es nicht, sondern nur das, was zwischen uns vereinbart, verbrieft und besiegelt worden ist.« Und unverzüglich ließ er den Ritter greifen und ihn in den Turm in sichern Gewahrsam bringen, bis der Richter in die Stadt kommen und zu Gerichte sitzen werde.

Und als dann der Richter da war, kamen die Kaufleute und auch der Ritter vor ihn, und auch jener Kaufmann war da und wies gegen den Ritter die mit feinem Blute geschriebene und mit seinem Siegel besiegelte Schrift vor. Und nachdem der Richter gesehen hatte, daß es des Ritters eigenes Tun war, sagte er: »Für jedermann im Reiche gilt das Gesetz, daß er, wenn er sich in freiem Willen zu etwas verpflichtet hat, leiden muß, wozu er sich verpflichtet hat, darum soll dem Kaufmanne nach dem Übereinkommen des Ritters mit ihm willfahrt werden, auf daß das Gesetz in allem erfüllt werde.«

Unterdessen hatte die Geliebte des Ritters Kundschafter gehalten, um zu erfahren, was für einen Fortgang das Recht gegen ihren Buhlen nehme. Als sie nun gehört hatte, daß es ihm ans Leben ging, so hatte sie sich die Haare abgesehritten und kostbare Mannskleider angezogen und einen Zelter bestiegen und war zu dem Palaste geritten, wo ihr Geliebter seines Urteils harrte. Und sie trat ein und grüßte den Richter mit geziemender Ehrerbietung. Allesamt hielten sie für einen Ritter, und der Richter fragte sie, woher sie sei und was für ein Geschäft sie bei ihnen habe. Und sie sagte: »Ich bin ein Ritter aus fernen Landen und bin von ungefähr durch diese Stadt geritten, da ist mir das Geschrei zu Ohren gekommen, daß ein Ritter hier unter euch um einer Verpflichtung willen, die er gegen einen Kaufmann auf sich genommen hat, zum Tode verurteilt werden soll, und so bin ich gekommen, um diesen Ritter von dem Tode zu retten.« Und der Richter sagte: »Es ist ein kaiserliches Gesetz, daß der Mensch leiden muß, wozu er sich mit freiem Willen verpflichtet hat, wenn jedoch der Kaufmann, mit dem er den Vertrag gemacht hat, deiner Ankunft halber Mitleid mit ihm hätte, so wäre mir das über die Maßen lieb.«

Dies gehört, wandte sich das Fräulein zu dem Kaufmann und sagte: »Liebster, was hast du davon, wenn dieser Ritter, der bereit ist, sein Urteil zu empfangen, getötet wird? Es ist doch besser, du nimmst das Geld, als daß du

ihn in den Tod triebest.« Der Kaufmann aber antwortete: »Du sprichst umsonst. Ohne Zweifel habe ich das Recht auf meiner Seite: so wie sich er nach seinem freien Willen verpflichtet hat, so werde ich den Vertrag nach meinem freien Willen halten, wie es das Gesetz verlangt, und ihm daher keine Gnade erzeigen, er ist zu mir gekommen, nicht ich zu ihm.« Und das Fräulein sagte zu dem Kaufmann: »Ich bitte dich, wieviel soll ich dir geben, daß du meine Bitte erhörst? Als Geschenk von mir will ich dir dein Geld verdoppeln, und so dir das nicht recht ist, so heische von mir, was du willst, und ich werde es dir geben.« Der Kaufmann aber sagte: »Habe ich es dir denn noch nicht deutlich genug gesagt, daß ich meinen Vertrag haben will? Glaube es doch einmal!«

Nun aber sagte das Fräulein vor allen, die da waren: »Herr Richter, fället einen gerechten Spruch nach dem, was ich Euch sagen werde. Ihr habt gehört, wieviel ich dem Kaufmanne für das Leben des Ritters geboten habe und wie er alles abgelehnt hat und die Wohltat des Gesetzes sucht, und das ist mir ganz lieb. Höret mich also, Ihr Herren allesamt: Ihr wißt, daß sich der Ritter durch seine Verschreibung nie zu etwas anderm verpflichtet hat, als daß der Kaufmann das Recht haben soll, ihm das Fleisch von den Knochen zu schneiden, von einem Blutvergießen ist nie ein Wort gesprochen worden. Kann er denn das Fleisch schneiden, ohne Blut zu vergießen, dann möge er auf der Stelle Hand an ihn legen, vergießt er aber Blut, dann soll der König wider ihn walten.« Als dies der Kaufmann hörte, sagte er: »Gebt mir mein Geld, und ich verzichte auf jeden Anspruch.« Das Fräulein aber antwortete: »Nein, sage ich dir, du wirst kein Geld bekommen, weil du, obwohl ich dir geboten habe, wieviel ich nur vermochte, nichts genommen, sondern gerufen hast: Ich will meinen Vertrag haben. Leg also Hand an ihn, aber hüte dich, einen Tropfen Bluts zu vergießen.« Dergestalt sah sich der Kaufmann überlistet und zog ab, und so war dem Ritter das Leben gerettet, und er bezahlte nicht einen Heller. Und das Fräulein kehrte nach Hause zurück, zog sich aus und kleidete sich wieder als Weib.

Als dann auch ihr geliebter Ritter heimkam, sprang sie ihm entgegen und fragte ihn, gleich als wüßte sie von nichts, wie er der Gefahr entronnen sei. Und er erzählte: »O liebste Herrin, du über alles geliebte, heute wäre es mir bald ans Leben gegangen. Als ich aber hätte zum Tode verurteilt werden sollen, da trat auf einmal ein Ritter ein, ein schöner Jüngling, so daß ich einen Schöneren nie noch gesehen habe, und der hat mich durch seine Klugheit nicht nur vom Tode gerettet, sondern auch von jeder Zahlung befreit.« Sagte das Fräulein: »Da bist du undankbar gewesen, daß du den Ritter, der dir das Leben gerettet hat, nicht zum Mahle einludest.« Und der Ritter: »Plötzlich ist er eingetreten,

und plötzlich war er wieder weg.« — »Würdest du ihn erkennen, wenn du ihn sähest?« — »Ja, sehr wohl.« Da ging sie in ihr Gemach und zog sich so an wie früher, als sie in der Verkleidung weggegangen war. Und als sie der Ritter sah, erkannte er sie an allem, er fiel ihr um den Hals und sagte unter Freuden-
tränen: »Gesegnet sei die Stunde, wo ich mit dir zusammengekommen bin.« Und unverzüglich vermählte er sich mit ihr. Und sie lebten lange in Glück und Freuden, und endlich gaben sie ihre Seelen in Frömmigkeit Gott zurück.

BAUERNSCHLAUHEIT.

ZWEI BÜRGER UND EIN BAUER TATEN EINMAL EINE Wallfahrt nach Mekka, und sie wollten Gefellen sein bei der Zehrung, bis sie nach Mekka kommen würden, und dann gebrach es ihnen an Speife, da ihnen nichts verblieben war als Mehl für ein einziges kleines Brot. Als sie das sahen, sagten die Bürger untereinander: »Wenig Brot haben wir, und unser Gefell ist gar gefräßig, darum müssen wir Rat halten, wie wir ihn um seinen Teil an dem Brote bringen und, was für uns alle wäre, allein aufessen können.« Und sie fanden den Rat, sie wollten das Brot kneten und backen und während des Backens schlafen, und wer dabei den wunderbarsten Traum haben werde, der solle das Brot allein essen dürfen, und diesen Vorschlag machten sie mit trügerischer List, weil sie den Bauer für zu dumm zu derartigen Ränken hielten. Und sie kneteten das Brot und legten es ins Feuer, und dann streckten sie sich hin, um zu schlafen. Der Bauer aber, der ihre Hinterhältigkeit erfaßte, nahm, während die beiden schliefen, das Brot noch halbbacken aus dem Feuer und aß es auf und legte sich wieder hin.

Und der eine von den Bürgern tat, als führe er vor Schrecken aus dem Schlafe, und rief seinen Gefellen an, und der sagte: »Was hast du?«, und er antwortete: »Einen wunderfamen Traum habe ich gehabt: zwei Engel öffneten mir die Pforten des Himmels und nahmen mich und führten mich vor den Herrgott.« Und sein Gefell sagte: »Wahrhaftig, ein wunderbarer Traum, den du gehabt hast. Ich aber habe geträumt, mich führten zwei Engel, und sie spalteten die Erde und führten mich hinab in die Hölle.« Und der Bauer stellte sich, obgleich er alles hörte, weiter schlafend, die Bürger jedoch, die Betrogenen, die betrügen wollten, riefen ihn an und weckten ihn, und er antwortete ihnen schlauerweise, als wäre er erschrocken: »Wer ruft mich?« Und sie: »Deine Gefellen.« Und der Bauer: »Seid ihr denn schon zurück?« Und die beiden: »Wo sollen wir denn gewesen sein, daß wir zurückgekommen sein sollten?« Darauf der Bauer: »Mir hat geträumt, zwei Engel seien gekommen, und die nahmen den einen von euch und öffneten die Pforten des Himmels und führten ihn vor Gott, und dann nahmen den andern zwei Engel und führten ihn durch die geöffnete Erde in die Hölle. Und da ich dies sah, so dachte ich, ihr würdet

nicht mehr wiederkommen, und so bin ich aufgefangen und habe das Brot
gegessen.«

DIE THEILUNG.

DER GUTE UND DER BÖSE BESCHLOSSEN EINMAL, Gesellschaft miteinander zu machen, und der Böse, der emfiger ist und immer etwas im Schilde führt und nicht ruhen kann, ohne einen Trug oder ein Unheil gestiftet zu haben, sagte zu dem Guten, es wäre wohlgetan, wenn sie sich nach einem Erwerb umsähen, von dem sie ihren Unterhalt ziehen könnten, und der Gute war es zufrieden. Und sie einigten sich Schafe zu halten. Als aber dann die Schafe geworfen hatten, sagte der Böse zu dem Guten, er solle sich etwas von dem Ertrage wählen, und der Gute, der ja gut und bescheiden ist, wollte nicht wählen, sondern sagte dem Bösen, er solle wählen. Der Böse, schlecht und betrügerisch, wie er ist, ließ sich das gefallen und sagte, der Gute solle sich die Lämmer nehmen, wie sie aus dem Mutterleibe kamen, und er werde die Milch und die Wolle der Schafe behalten, und der Gute gab sich mit dieser Theilung zufrieden. Nun sagte der Böse, es wäre gut, Schweine zu halten, und auch das war dem Guten recht. Als aber die Schweine warfen, sagte der Böse, da bei den Schafen der Gute die Jungen und er die Milch und die Wolle genommen habe, so solle der Gute jetzt die Milch und die Wolle der Schweine nehmen und er werde die Jungen behalten. Und der Gute nahm diesen Theil.

Dann sagte der Böse, sie wollten irgendein Gartenkraut bauen, und sie steckten Rüben. Und als die gewachsen waren, sagte der Böse zu dem Guten, er wisse nicht, was das sei, was er nicht sehe, aber damit der Gute sehe, was er nehme, so solle er die Blätter nehmen, die aus den Rüben hervorgeschossen und über der Erde waren, und er werde nehmen, was in der Erde sei, und der Gute nahm diesen Theil. Hierauf bauten sie Kohl, und als der aufgegangen war, sagte der Böse, der Gute solle, weil er bei den Rüben das über der Erde genommen habe, diesmal das in der Erde nehmen, und der Gute nahm diesen Theil.

Und dann sagte der Böse zu dem Guten, es wäre wohlgetan, wenn sie sich ein Weib nähmen, das ihnen dienen würde, und der Gute war es zufrieden. Und als sie das Weib hatten, sagte der Böse, der Gute solle sich den Theil vom Gürtel bis zum Haupte nehmen, und er wolle den Theil vom Gürtel bis zu den Füßen, und der Gute nahm diesen Theil. Und es war so: der Theil des

Guten verrichtete die Hausarbeit, und der Teil des Bösen war mit diesem verheiratet und mußte bei ihm schlafen, und so wurde das Weib schwanger und gebar einen Knaben. Und kaum war der geboren, so wollte sie ihn an die Brust nehmen. Da das aber der Gute sah, sagte er, das dürfe sie nicht tun, denn die Milch sei von seinem Teile, und er werde keineswegs einwilligen.

Als nun der Böse fröhlich kam, um seinen Sohn zu betrachten, so weinte der, und er fragte die Mutter um den Grund, und sie sagte, er weine, weil sie ihn nicht stille. Der Böse sagte, sie solle es doch tun, aber die Mutter sagte, das verwehre ihr der Gute, weil die Milch von seinem Teile sei. Dies gehört, ging der Böse zu dem Guten und sagte ihm lächelnd und scherzend, er solle doch die Frau seinem Sohne Milch geben lassen, der Gute jedoch sagte, die Milch sei von seinem Teile, und er werde es nicht tun. Dies gehört, begann der Böse in ihn zu dringen, aber der Gute sagte, als er sah, in welcher Not sich der Böse befand: »Freund, glaubet ja nicht, daß ich so wenig klug wäre, daß ich nicht gemerkt hätte, welche Teile Ihr stets gewählt und welche Ihr mir gelassen habt, trotzdem habe ich nie etwas von Euern Teilen gefordert und mich armselig mit dem beholfen, was Ihr mir gabt, und Ihr habt Euch nie um mich bekümmert und nie Maß gehalten. Da Euch jetzt Gott in eine Lage gebracht hat, wo Ihr etwas von mir braucht, so verwundert Euch nicht, daß ich es Euch nicht gebe, sondern erinnert Euch, was Ihr mir tatet, und leidet das für das andre.«

Als der Böse begriff, daß der Gute die Wahrheit sprach und daß sein Sohn solcherweise werde sterben müssen, war er sehr betrübt und begann den Guten um Gottes willen zu bitten, er möge Mitleid mit dem kleinen Geschöpfe haben und nicht mehr an seine Schlechtigkeit denken, und von nun an werde er immer nach seinen Wünschen tun. Und da das der Gute sah, erachtete er, daß es von Gott wohlgetan gewesen sei, den Bösen so weit zu bringen, daß es sah, wie ohne die Güte des Guten keine Rettung sei, und er erachtete das als eine große Buße für ihn, und er sagte dem Bösen, wenn er seine Einwilligung haben wolle, daß die Frau seinen Sohn stille, so müsse er den Knaben auf den Rücken nehmen und mit ihm durch die ganze Stadt gehen und dabei so laut, daß es alle hörten, verkünden: »Freunde, wisset, mit Güte liegt der Gute über den Bösen.« Und der Böse war damit gern einverstanden, und er fand, daß er das Leben seines Sohnes billig genug erkaufte hatte.

DIE SIEBEN SCHWÄNE.

EIN JÜNGLING, EIN GROSSER IN DEM SINNE, WIE WIR gemeinlich Leute von adeligem Geblüt und mit Reichtum Große nennen, stieß einmal, als er mit seinen Hunden im Walde jagte, auf eine Hinde mit zehndemigem Geweih, die weißer war als Schnee. Auf flüchtigem Roß setzte er ihr im Waldesdunkel nach und kam so immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich in einer tiefen, dicht bewachsenen Schlucht abstieg. Nicht nur die Hinde, sondern auch die Hunde hatte er verloren, und wie er so, hin und wieder ins Horn stoßend, um die Hunde zurückzurufen, umherstreifte, kam er zu einem Quell, und darin saß, eine goldene Kette in der Hand, eine Nixe, die die nackten Glieder badete. Ihre Schönheit nahm ihn sofort in Liebe gefangen; er lief hin, nahm ihr unverfehens die Kette, in der ihre geheime Kraft lag, und hob sie, nackt wie sie war, auf seinen Armen aus dem Quell. Und ohne noch weiter an die Hinde und seine Hunde zu denken, vermählte er sich mit ihr und beging die Hochzeit noch in derselbigen Nacht unter freiem Himmel bei dem Quell. In der Stille der Mitternacht aber betrachtete die Nixe, die schon des Namens einer Jungfrau beraubt war, den Lauf der Sterne, und da erkannte sie, daß sie sechs Söhne und eine Tochter empfangen hatte, und zitternd und ängstlich tat sie das dem Gatten kund, und er erquickte sie mit Umarmungen und tröstlichem Zuspruch. Und als es tagte, führte er sie als seine Gemahlin in sein Schloß.

Seiner Mutter war es gar nicht lieb, als sie die Nixe sah und als sie erfuhr, daß sie der Sohn zur Gattin genommen hatte, sie wußte, daß ihr die Schnur an Macht und Ehren werde vorangesetzt werden, und so quälte sie der Neid, und sie sann eifrig, wie sie es anstellen könnte, um den Sohn seiner Liebe abspenstig zu machen und Zwietracht zwischen sie zu säen. Da sie aber darin ohnmächtig war, indem der Sohn nicht nur nicht auf ihre Worte hörte, sondern sich sogar gegen sie schwer erbotte, änderte sie ihren Plan und erdachte sich ein unheimliches Verbrechen, entsetzlich nur es zu hören, und begrub es bis zur geeigneten Zeit in der Heimlichkeit ihres Herzens. Und um es sicherer und besser ausführen zu können, verhehlte sie die tödliche Feindschaft, verbarg den Groll ihres innersten Gemüts, zeigte der Schnur ein freundliches Gesicht, ehrte sie als Herrin und hegte und unterwies sie als Tochter.

Und der Leib schwoß der jungen Frau Tag für Tag mehr an, und es kam ihre Stunde, und da gebar sie in den Schoß ihrer Schwieger — ich weiß nicht, soll ich sagen: glücklich oder unglücklich — sechs Söhne und eine Tochter, wie sie einst vorhergesehen, und jegliches Kind hatte um den Hals ein goldenes Kettlein. Nun war aber auch für die Schwieger Zeit und Gelegenheit gekommen, das schon seit langem erfonnene Verbrechen ins Werk zu setzen: sie nahm der Mutter die sieben Kinder und legte an ihrer Statt neben das Lager der Schlafenden sieben Hunde, die vor neun Tagen zur Welt gekommen waren. Und die Kindlein übergab sie einem ihr getreuen Knechte, und sie beschwor ihn bei seiner Treue, alle sieben zu erdroffeln und zu begraben oder sie zu ertränken. Und der Knecht versprach das treulich auszuführen und trug die Kinder in den Wald. Unter einem Baume setzte er sie ab und schickte sich an, sie mit den Händen zu erwürgen, aber Barmherzigkeit oder Abscheu vor dem Verbrechen ließ ihn davon abstehen, und er ließ sie am Leben und ging davon, indem er sich sagte, er habe die Hände rein behalten und den Befehl treulich genug ausgeführt. Gott aber, der Urheber und Schöpfer des Alls, der alles sieht und alles erhält und lenkt, sonderlich aber das Menschengeschlecht, der in den Kindern, wie unscheinbare Wesen sie auch waren, doch seine Geschöpfe erblickte, sandte ihnen zu derselbigen Stunde, wo der Knecht gegangen war, einen Ernährer, einen Greis nämlich, der, der Weltweisheit beflissen, den Wald der Stadt vorgezogen hatte und in einer Höhle wohnte. Der fand sie, hob sie auf und schaffte sie in seine Höhle; und fortan nährte er sie mit der Milch einer Hinde, und das sieben Jahre lang.

Während noch der Sklave mit den Kindern auf dem Wege in den Wald war, rief das verruchte alte Weib ihren Sohn: »Komm, Sohn, schau, was für schöne, adelige Kindlein dir deine Gattin geschenkt hat!« Und sie wies ihm die Hunde und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er der Mutter, die ihn von einer solchen Gattin habe lösen wollen, nie sein Ohr geliehen habe. Allzusehr der Mutter vertrauend, hatte er nur noch Abscheu vor der Gattin, für die er vordem in so heißer Liebe entbrannt war, gänzlich zu Haß verkehrt, ließ er die Hunde ertränken, die Gattin aber, ohne ihr die Möglichkeit zu lassen, sich zu verantworten oder die Missetat zu leugnen, mitten in seiner Burg bis zu den Brüsten eingraben, und all seinen Rittern, Dienern, Possenreißern und Schmarotzern befahl er, sich die Hände vor dem Mittagessen und vor dem Nachtmahl nur über ihrem Haupte zu waschen und sie an ihrem Haar zu trocknen, und keine andre Speise sollte ihr gereicht werden, als wie sie für die Hunde bereitet wurde. Und diese Unbill litt sie sieben lange Jahre, und die weißen Glieder entblößten sich, da die Kleider vermoderten, und diese schneige Weiße verkehrte sich in Schwärze,

schwarz ward auch das Antlitz, die Augen gruben sich tief in die Höhlen, die Stirn verrunzelte, das Fleisch verzehrte sich, und die Haut schlotterte nur noch um das Gerippe.

Die Kindlein aber wurden in diesen sieben Jahren von dem weisen Greise mit der Hirfchenmilch trefflich auferzogen, und schon aßen sie von dem Fleische des Wildes und der Vögel, die sie selber erlegten. Da geschah es durch die Fügung des alles sehenden Gottes, daß ihr Vater, als er im Walde jagte, von ungefähr auf die Kleinen traf, die goldene Kettlein um die Hälfte hatten. Sofort von einer eigenen Zuneigung erfaßt, begann er die Fliehenden zu verfolgen, aber plötzlich entchwanden sie seinen Augen, sodaß er, um seine Sehnsucht betrogen, heimkehren mußte, und auf dem Schlosse angelangt, erzählte er der Mutter und allen andern, was er gesehen hatte. Die Mutter, der mit ihrem bösen Gewissen bei dieser Erzählung das Herz klopfte, rief jenen Knecht und fragte ihn, ob er die Kinder getötet oder verschont habe. Er gestand, er habe sie zwar noch bei Leben, aber schon sterbend unter einem Baum verlassen. Nun sagte sie: »Wahrhaftig, heute hat sie mein Sohn gefunden, und läufft du nicht, suchst sie und nimmst ihnen so oder so die Kettlein, so sind wir beide verloren.«

Sowohl um seinerwillen als auch der Herrin wegen besorgt, eilte der Knecht in den Wald, um die Kinder zu suchen. Nachdem er sie am ersten Tage und am zweiten und am dritten vergebens in dem Dickicht gesucht hatte, fand er die Knaben am vierten Tage in einem Fluß, wo sie, in Schwäne verwandelt, spielten, während ihre Schwester am Ufer die Kettlein hütete. Und da das Mägdlein aufmerksam zufah, wie sich ihre Brüderlein lustig im Wasser tummelten, schlich sich der Knecht vorsichtig heran, und es gelang ihm, sich unversehens der Kettlein der Knaben zu bemächtigen, das ihrige freilich mußte er ihr lassen. Froh kehrte er zu seiner Herrin zurück und brachte ihr die Kettlein, und sie ließ einen Goldschmied kommen und befahl ihm, ihr daraus einen Becher zu machen, und er nahm die Kettlein. Zuerst setzte er sie dem Feuer aus, aber sie schmolzen nicht, dann schlug er mit dem Hammer auf sie ein, aber die Mühe blieb eitel: sie wichen dem Eisen ebenso wenig wie dem Feuer, und nur an Einem Kettlein wurde ein Ring ein wenig beschädigt. Außerstande also, etwas auszurichten, wägte er die Ketten und verwahrte sie, dann nahm er von seinem eigenen Golde, soviel ihr Gewicht betrug, machte daraus einen Becher und brachte ihn der Alten. Die legte ihn sofort in einen Schrein, nie trank sie daraus, nie auch zeigte sie ihn ihrem Sohne oder sonst jemand.

Die Knaben aber vermochten nach dem Verluste ihrer Ketten nicht wieder ihre menschliche Gestalt anzunehmen. Mit der Süßigkeit ihrer Stimmen beklagten sie viel und lang das Geschick, das die höchste Macht über sie verhängt hatte,

und dann schwangen sie sich mit ihrer Schwester, die sich nun auch in einen Schwan verwandelt hatte, hoch hinauf in die Lüfte, um nach einem See oder Fluß auszublicken, wo sie bleiben könnten. Nach langem Fluge durch die Weite sahen sie endlich einen wunderbar großen See, an dem ein Schloß lag. Entzückt von seiner Schönheit, gingen sie nieder, und sie waren froh, einen ihnen tauglichen Ort gefunden zu haben. Das Schloß aber war das ihres Vaters, und es krönte den überhangenden Felsgipfel eines jäh abfallenden Berges, den schier ringsum der See umschloß. Und der aus dem Berge aufschießende Fels war so hoch, daß er eher an den Wolken als am Boden zu haften schien, von der Bergseite nur auf einem schmalen Pfade erklimmbar, streckte er seine ganze Wucht so weit in den See hinaus, daß man je und je geglaubt hätte, er müsse mit der ganzen Last der Gebäude in den Abgrund stürzen. Dort oben also lag das Schloß, und seine Fenster blickten auf den See. Und an einem dieser Fenster lehnte gerade, über irgendetwas sinnend, der Schloßherr, als er die Vögel sah, deren Art ihm an diesem Ort gänzlich unbekannt war. Entzückt von ihrer Schönheit und von der Lieblichkeit ihrer Stimmen, befahl er all seinem Gefinde, niemand solle sich unterstehen, sie zu schrecken, sondern tagtäglich seien ihnen Speisereste und Tischüberbleibsel auszuwerfen, damit sie sich eingewöhnten und lieber in dem See verweilten. Und nur ein paar Tage lang hatten das die Diener getan, als die Schwäne schon so zahm geworden waren, daß sie zu der Stunde des Mittagessens und des Nachtmahls stets ans Ufer kamen und auf das gewohnte Futter mit großer Begier warteten, und es war ein angenehmes, ergötzliches Schauspiel, wenn sie den Brotkrumen oder den Fischresten in den Wellen des Sees nachsetzten. Das Mädchen aber, der Schwäne Schwester, die wieder menschliche Gestalt angenommen hatte, stieg tagtäglich ins Schloß hinauf und erbettelte ihre Lebensnotdurft wie eine Waife. Und was sie an Abfällen von des Vaters Tisch erhielt, davon behielt sie stets einen Teil für die arme Nixe, die, wie gesagt, mitten in der Burg bis an die Brust eingegraben war, und bot ihr es unter Tränen, von einer kindlichen Neigung bewegt, ohne zu wissen, daß es ihre Mutter war, und den Rest trug sie den Brüdern hinab an das Seegeflade. Und die Brüder kamen geflogen und begrüßten sie mit dem Schlage ihrer Flügel und dem Wohlklang ihrer Stimmen und nahmen ihr die Speise aus dem Schoße, und nachdem sie jeden geküßt und umarmt hatte, ging sie auf das Schloß zurück, um die Nacht bei der Mutter, die sie, wie gesagt, nicht kannte, zu verbringen. Alle sahen sie täglich zum See hinabgehen und mit den Schwänen teilen, was sie erbettelt hatte, alle sahen sie über der eingegrabenen Nixe weinen, und verwundert sagten sie untereinander, sie habe schier eben das Antlitz, das diese in den guten Tagen gehabt habe. Aber auch der Schloßherr

wurde, sooft er sie sah, durch eine eigenartige Liebe gezwungen, den Blick auf ihr ruhen zu lassen, und so rief er sie endlich, und indem er sie genau betrachtete, entdeckte er an ihr mancherlei Zeichen seines Geschlechtes und schließlich auch das goldene Kettlein um ihren Hals. Und in der Erinnerung an seine Nixe sagte er: »Sag mir, Mägdlein, wer bist du und woher, und wer sind deine Eltern, und wie machst du es, daß die Schwäne aus dem See zu dir kommen?« Und seufzend und das Antlitz mit Tränen netzend, antwortete sie: »Ob ich, Herr, Vater und Mutter gehabt habe, das würde ich sagen, wisse ich nicht, wenn es nicht unmöglich wäre, daß ein Mensch ohne sie zur Welt käme oder auf der Welt wäre, aber gesehen habe ich sie nie, habe auch nie vernommen, daß sie ein anderer gesehen oder gar gekannt hätte. Die Schwäne aber sind meine leiblichen Brüder.« Und nun erzählte sie, wie sie von dem weisen Greise gefunden und sieben Jahre mit Hirschenmilch genährt worden seien, wie die Brüder bei dem Bade im Flusse die Kettlein verloren hätten, weshalb sie denn die menschliche Gestalt nicht wieder annehmen könnten, und wie sie sich in diesem See niedergelassen hätten.

Bei diesem Gespräch war nicht nur die Alte anwesend, dieser Ausbund aller Niedertracht und Abschaum der Weiber, sondern auch der Knecht, der Vollstrecker jenes Verbrechens, und bei den Worten des Mägdleins sahen sie einander an, konnten sich auch, in dem Bewußtsein ihrer Schuld, nicht so gänzlich verstellen, daß nicht die Röthe ihrer Gesichter die heimlich verübte Missetat verraten hätte. Und weil alles Gute und alles Schlechte von einer Ursache ausgehen muß, so ließ es Gott, der Schöpfer und Urheber aller Dinge, dessen Auge alles durchdringt, dessen Weisheit nichts entgeht, der es weder duldet, daß die Unschuldigen zugrunde gehen, noch daß sich die Schlechten allzu lang ihrer Bosheit rühmen — so ließ es also Gott zu, daß sich der grausame Sinn der Alten so wie der des Knechts zu dem Versuche anstachelte, das Mägdlein aus dem Wege zu räumen. Und als sie nach ihrer Weise zum See hinabstieg, folgte ihr der Knecht, und während er der Fliehenden mit blankem Schwerte nachsetzte, kam von der andern Seite der Schloßherr dazu, der von ungefähr auf dem Rückwege vom Felde war, und der schlug ihm das gezückte Schwert aus der Hand. In der Angst vor dem Tode entdeckte der Knecht das heimliche Verbrechen und erzählte, wie ihm alles der Reihe nach von der Herrin befohlen worden war. Der Schloßherr befragte sofort seine verbrecherische Mutter und erpreßte ihr durch die Folter die Wahrheit. Aus dem Schreine wurde der goldene Becher geholt, der aus den Kettlein hergestellt sein sollte, und der Goldschmied wurde gerufen und wurde befragt, ob er zu dem Becher die Kettlein verwendet habe, und er gestand, was er getan hatte, und gab die Kettlein zurück. Freudig nahm

sie das Mägdlein und brachte sie den Brüdern in dem See und gab jedem das seinige. Und alle nahmen wieder die menschliche Gestalt an bis auf den einen, an dessen Kettlein der Schmied den Ring zerbrochen hatte, und dieser eine konnte seine Gestalt nie mehr ändern, sondern blieb als Schwan der stete Gefell eines seiner Brüder, und dies ist der Schwan, von dem auf ewige Zeiten die Geschichte erzählt, daß er das Schifflein mit dem gewappneten Ritter an goldener Kette gezogen hat.

Und der Vater fügte sich zu seinen Kindern und die Kinder zu ihrem Vater, und die Nixe wurde aus der Grube gezogen und durch Bäder, Salben und bähende Binden zu der alten Schönheit hergestellt. Die elende Vettel aber, die jene Bosheit getragen und ausgeheckt hatte, mußte das Schicksal erleiden, zu dem die Nixe verdammt worden war, und sie fiel nach dem Worte der Schrift in die Grube, die sie selber gegraben.

LANGE JAHRE – EIN AUGENBLICK.

KAISER FRIEDRICH WAR EIN GAR EDLER HERR, UND die Leute, die eine besondere Begabung hatten, kamen zu ihm aus allen Ländern, weil er sie gern und reichlich beschenkte und ihnen stets ein freundliches Gesicht zeigte; so fanden sich denn bei ihm stets Sänger, Spielleute, Schönredner, Künstler, Tjostkämpen, Fechtmeister und allerhand andres fahrendes Volk.

Eines Tages waren in dem Saale des Kaisers schon die Tische gedeckt, und das Wasser für die Hände wurde herumgereicht, als drei Schwarzkünstler in Pilgertracht kamen, sie begrüßten den Kaiser, und er fragte sie: »Wer ist der Meister von euch dreien?« Da trat einer vor und sagte: »Herr, das bin ich.« Und der Kaiser bat ihn um eine kleine Probe ihrer Kunst. Und sie sprachen ihre Beschwörungen und brauchten ihre Zauber: Das Wetter begann sich zu trüben, mit einem Male ging ein Regen nieder, es donnerte und blitzte, und dann brach ein Hagel herein mit Schloßen wie aus Stahl. Und die Ritter begannen in die Gemächer zu entfliehen, der eine dorthin, der andere dahin. Und das Wetter klärte sich wieder, und die Meister heischten Urlaub und baten um einen Geleitsmann. Der Kaiser sagte: »Wählt ihn euch«, und sie wählten den Grafen von San Bonifacio, der dem Kaiser zunächst stand, und sie sagten: »Herr, befehle ihm, uns gegen unsere Feinde zu helfen.« Und der Kaiser befahl ihm dies und redete ihm zu.

Der Graf machte sich mit den drei Meistern auf den Weg, und sie führten ihn in eine schöne Stadt. Und sie stellten ihm hochgeborene Ritter vor und sagten zu ihm: »Diese sind da, um dir zu gehorchen«, und sie versahen ihn mit einem schönen Renner und prächtigen Waffen. Und die Feinde kamen zum Kampfe, und der Graf vernichtete sie und befreite das Land. Dann schlug er noch drei Feldschlachten, die man ihm auftrug, und unterwarf sich das Reich. Und die Meister gaben ihm ein Weib, und er zeugte mit ihr mehrere Kinder, und er hatte schon eine lange Zeit die Herrschaft inne, als die Meister von ihm gingen.

Und als sie endlich wiederkamen, war er ein Greis geworden, und sein ältester Sohn hatte die Vierzig hinter sich. Und sie sagten zu ihm, sie wollten mit ihm den Kaiser und den Hof besuchen. Und der Graf antwortete: »Die

Kaiserwürde hat wohl schon mehrere Male gewechselt, und die Leute werden jetzt ganz andere sein, warum sollte ich zurückkehren?« Und die Meister sagten: »Wir wollen dich auf jeden Fall hinführen.«

Die Reise dauerte eine lange Zeit, und endlich kamen sie bei Hofe an, und sofort gingen sie zu dem Kaiser und seinen Baronen; und noch immer wurde das Wasser herumgereicht, das man herumgereicht hatte, als der Graf mit den Schwarzkünstlern aufgebrochen war. Und der Kaiser fragte den Grafen, warum er zurückkomme, und der erzählte ihm seine Geschichte, und zum Schlusse sagte er: »Ich habe ein Weib, und meine Kinder sind vierzig Jahre alt. Und drei Feldschlachten habe ich geschlagen. Die Welt hat sich gänzlich zurückgedreht, wie geht das nur zu?« Und der Kaiser hieß ihn, seine Geschichte auch den Baronen und Rittern zu erzählen, und allgemein war das Vergnügen und die Verwunderung.

DER GLAUBE VERSETZT BERGE.

ES WAR EINMAL EIN SCHUSTER, DER NAHM DAS Gebot des Evangeliums »Wenn dich dein Auge ärgert, so rei es aus und wirf es weg von dir«¹⁾ buchstäblich, und als er einmal ein Weib mit einem Auge angefehen und daran Ärgernis genommen hatte, rei er es sich aus.

Später geschah es einmal, daß der König der Sarazenen, der einen Anlaß gegen die Christen suchte, auf fremden Rat zu ihnen sagte: »In euerm Evangelium steht geschrieben, wenn einer einen Glauben wie ein Senfkorn habe, so könne er zu diesem Berge sagen, er möge sich heben, und es werde so geschehen²⁾, erfüllt dies nicht einer von euch Christen, so sollt ihr allesamt an Leib und Leben geftraft werden.« Und der Patriarch von Alexandrien rief die Geistlichkeit und das Volk zusammen und fragte zu oftten Malen, ob sich einer erbötig mache, dies zu vollbringen. Da waren alle schier verzweifelt, jener Schuster aber sagte, er habe Vertrauen auf Gott, daß er dieses Werk verrichten werde.

An dem festgesetzten Tage kam eine große Menge Sarazenen sowohl wie auch Christen zusammen, und der König bestand auf seinem Befehle, und der Schuster ging allein an den Fuß des Berges. Und er begann zu beten, und der Berg erhob sich und bewegte sich in den Lüften auf die Stadt zu. Und die Heiden baten die Christen, sie sollten den Berg zum Stillstande bringen, auf daß er nicht die Stadt erdrcke. Und auf das Gebet der Gläubigen legte sich der Berg zwischen zwei andere Berge.

¹⁾ *Matth., 18, 9 (f. auch 5, 29 und Mark., 9, 46).*

²⁾ *Matth., 17, 19 (f. auch Luk., 17, 6).*

ZUR
GESCHICHTE UND VERBREITUNG
DER MÄRCHEN



HÄUFIG VORKOMMENDE ABKÜRZUNGEN

- Bolte-Polívka = *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*, neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polívka, 1913f.
- CatofRom = *Catalogue of Romances in the Departement of Manuscripts in the British Museum*. Vol. I, 1883 and Vol. II, 1893 by H. L. D. Ward, Vol. III, 1910 by J. A. Herbert.
- Chauvin = *Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux arabes*. . par Victor Chauvin, Liège, 1892f.
- Hilka, *Compilatio* = *Neue Beiträge zur Erzählliteratur des Mittelalters (die Compilatio Singularis Exemplorum der Hs. Tours 468, ergänzt durch eine Schwesterhandschrift Bern 679)* von Dr. Alfons Hilka = Sonderabdruck aus dem 90. Jahresbericht d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur.
- Köhler = *Kleinere Schriften* von Reinhold Köhler, hg. von Johannes Bolte, 1898f.
- RTP = *Revue des traditions populaires*.
- ZDMG = *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*.
- ZVV = *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*.

ZUR GESCHICHTE UND VERBREITUNG DER MÄRCHEN

1. Die Frau im Schrein. Nach einer Novelle Giov. Sercambis (*Novelle inedite* per cura di R. Renier, Torino, 1889, 294 f., Nr. 84), vgl. dazu Köhler II, 1900, 625.

Das Märchen ist die erste europäische, nicht viel später als 1374 niedergeschriebene Parallele zu der allgemein bekannten Rahmenerzählung von *Tausendundeiner Nacht* (und der *Hundert Nächte*), die zweite, von ihr völlig unabhängige findet sich in dem 28. Gefange von Ariostos *Orlando furioso* (vgl. Pio Rajna, *Le fonti dell' Orlando furioso*, 2^a ed., Firenze, 1900, 437 f.), auf dem die 8. Patraña in dem *Patrañuelo* von Juan de Timoneda (*Novelistas anteriores á Cervantes* in der *Bibl. de aut. españ.*, Madrid, 1850, 141 f.), eine Erzählung in dem Andern Theil der *Gefichte Philanders von Sittewald* von H. M. Moscherosch (hg. von Bobertag, 220f.) und die Versnovelle *La Fontaines Joconde* beruhen. Daß das berühmte Märchen von König Schehrijar und König Schahzaman, das Anatole France in der *Rôtisserie de la reine Pédauque* (1893) als eine »jüngst erst von M. Galland in Europa verbreitete arabische Sage« seinem Abbé Coignard in den Mund legt, indischen Ursprungs ist, hat schon A. W. Schlegel geahnt, den durchaus schlüssigen, durchwegs lückenlosen Beweis hat erst Emm. Cosquin in der Abhandlung *Le Prologue-cadre des Mille et une nuits, les légendes perses et le livre d'Esther*, Paris, 1909 (Separatabdruck aus der *Revue biblique internationale*) erbracht. Den Schlußstein oder, wenn man will, die Grundlage für Cosquins Gebäude bildete eine Erzählung des zum Tokioter *Tripitaka* gehörigen *Kieu tsa pi jü king*, das der im Jahre 280 nach Christus verstorbene Seng-huei aus dem Sanskrit ins Chinesische übertragen hat, diese Erzählung hatte Édouard Chavannes als 19. der *Fables et contes de l'Inde* in den *Actes du XIV^e congrès international des orientalistes*, Paris, 1906, p. I, sect. 5, 127 f. veröffentlicht, nicht ohne auf das arabische Märchen usw. hinzuweisen und beizufügen: L'origine hindoue de ce conte n'avait pu jusqu'ici être établi avec certitude. Der Inhalt der indisch-chinesischen Geschichte ist, von Nebenächlichem abgesehen, der:

Ein wegen seiner Schönheit zum Könige berufener junger Mann sieht vor seiner Abreise, wie sich seine Frau einem Fremden hingibt, der Kummer darüber nimmt ihm die Schönheit. Bei Hofe angelangt, wird er im Stalle untergebracht, da wird er Zeuge, wie die Hauptgemahlin des Königs zu einem Pferdeknecht schleicht, und er wird wieder froh, da er sich sagt: »Wenn die Gattin des Königs so handelt, um wieviel mehr Recht hat meine Frau!« Dann erklärt er dem Könige, wie er seinen Gleichmut und seine Schönheit verloren und wiedergefunden hat, beide verlassen die Welt.

Wie man sieht, ist dies nur eine Parallele zu dem Eingang der Rahmenerzählung von *1001 Nacht* und unsers Märchens, zu dem zweiten Teile, der auch mit der Fassung Ariostos wenig mehr gemein hat, bezieht sich Cosquin zuerst auf zwei Stücke in Somadevas *Kathā-saritsāgara* und auf eine Geschichte in dem auf der indischen *Śukasaptati* beruhenden persischen *Tutinameh* Mohammed Kadiris, dann aber auf das *Samugga-Dschātaka*, die 436. von des Buddhas Wiedergeburtsgeschichten (Dutoit, *Jātakam*, 1908f., III, 584f., E. und H. Lüders, *Buddhistische Märchen*, 1921, 206f.). Auch zu diesem aber, wenigstens zu dem

Hauptzuge, findet sich, was Cosquin freilich noch nicht wissen konnte, eine Parallele unter den durch Seng-huei erhalten gebliebenen indischen Geschichten, mitgeteilt hat sie Chavannes in den *Cinq cents contes et apologues extraits du Tripitaka chinois*, Paris, 1910f., I, 377f., Nr. 109 (die früher erwähnte ist ebendort, 374f. als Nr. 107 wiederholt):

Aus Verdruß über das schamlose Benehmen seiner Stiefmutter verläßt ein Königssohn das väterliche Reich und geht ins Gebirge. Er steigt auf einen Baum, an dessen Fuße eine Quelle ist. Ein Brahman kommt, nimmt ein Bad und ist, hierauf bringt er aus seinem Leibe durch den Mund einen Topf hervor, in dem sich eine Frau befindet, und vereinigt sich mit ihr. Dann schlüft er ein. Nun holt ebenso die Frau einen Topf aus ihrem Leibe, dem entsteigt ein junger Mann, und sie gibt sich ihm hin. Nachher verschluckt sie ihren Topf mit ihrem Liebhaber, der Brahman steckt sie in den seinigen, verschluckt diesen und geht. Der Prinz kehrt in die Heimat zurück und veranlaßt seinen Vater, den Brahmanen einzuladen, diesem werden Speisen für drei Personen vorgesetzt. Verwundert sagt er, er sei doch allein, muß aber die Frau hervorbringen und diese wieder den Jüngling. Den Schluß bildet die Mahnung des Prinzen an den König, seine Gattinnen in allem gewähren zu lassen, weil ihre Üppigkeit ja doch nicht zu unterdrücken sei.

Sehr bemerkenswert ist, nicht nur wegen der Wiederkehr eines besondern Zuges aus der eben mitgeteilten Geschichte, sondern auch wegen ihrer ätiologischen Tendenz, eine Erzählung der zu Anfang des 11. Jahrhunderts n. Chr. verfaßten *Dharmaparikṣā* des Dschaina-Mönchs Amitagati:

Der Asket Mandapakauśika vertraut seine Tochter Chaya (d. i. Schatten) der Obhut des Todesgottes Yama an. Zwischen den zweien entspinnt sich ein Liebesverhältnis, Yama trägt die Geliebte fortan in seinem Leibe, und diesen verläßt sie nur, wenn er eine gewisse Zeremonie vollzieht. Dem Feuergotte Agni gelingt es, Chaya zu verführen, sie nimmt ihn in ihren Leib und wird sodann von Yama verschluckt. Durch Agnis Verschwinden gerät die Welt in arge Not: die Menschen können nicht mehr kochen, und die Götter entbehren der Opfer. Der Windgott Vayu sucht auf Indras Befehl den Vermißten, schließlich gibt er allen Göttern ein Mahl, und dabei erhält Yama, wie in der Erzählung Seng-hueis, dreifache Speise (und drei Stühle). Auf seine verwunderte Frage erfährt er, Chaya sei schuld. Nun befreit er sie, und sie befreit Agni, dieser flieht vor dem ihn bedrohenden Gotte des Todes. Seither hält sich Agni verborgen, und um ihn hervorzurufen, bedarf es stets einer Anfrengung (Feuerreiben, Feuerfhlagen).

Nach Nic. Moronow, *Die Dharmaparikṣā des Amitagati*, 1903 (Diss.), 32 findet sich diese dort im Auszuge mitgeteilte Legende auch in dem *Dhārtākhyāna* Haribhadras.

Eine weitere Parallele zu dem Zuge von dem in die (dem Manne einverlebte) Frau einverlebten Jüngling enthält die 164. Erzählung von Hēmavijayas *Kathāratnākara* (deutsch von Hertel, 1920, II, 140). Um einen Kasten, in dem der Gehörnte nicht nur die Frau, sondern auch deren Liebhaber mitträgt, handelt es sich in dem 9. der 1869 von E. Prym und A. Socin in einem Dorfe des Antilibanon aufzeichneten, 1915 von G. Bergsträßer herausgegebenen *Neuramäischen Märchen*, 27f., dieses ist auch deshalb bemerkenswert, weil es einerseits die zwei ersten Hauptmotive Sercambis usw. enthält, nämlich die Untreue der Frau des Untertanen sowohl als auch der des Königs und die gemeinsame Wanderung der Betrogenen, andererseits noch einen Anklang zu der ersten der nach Seng-huei mitgeteilten Geschichten bietet, an die Stelle der Schönheit jedoch, derentwegen der König den Fremden holen läßt, tritt die Fähigkeit, durch sein Lachen alles zum Blühen zu bringen. Dieser Zug erscheint schon in einer auch zum ersten Hauptmotiv zu erwähnenden Erzählung der *Sukasaptati* (*Textus simplicior* 21f., Nr. 9, *T. ornatior* 63f., Nr. 17, *Marāṣṭri-Übersetzung* 101f., Nr. 9), des türkischen *Tutinameh* (übersetzt von G. Rosen, 1858, II, 71f.) und des von Nedīschēbi bearbeiteten persischen *Tutinameh* (Persisch in der *ZDMG*, XXI, 529f.).

Zu der von Cosquin, 13 mitgeteilten Geschichte Somadevas ist auf ihr Gegenstück bei Kṣemendra zu verweisen (*ZVV*, XIX, 88): hier verlangt die Frau von jedem Liebhaber

einen Ring und hat auf diese Weise schon ein volles Hundert zusammengebracht, in *1001 Nacht* find es fünfundiebzig (dazu vgl. Herodot, V, 176, aber auch ein Exempel Jakobs von Vitry bei A. Welfelski, *Mönchsleben*, 1909, 19 und 203, Nr. 12 und *Catof Rom*, III, 20, Nr. 168).

Merkwürdig früh, noch vor Sercambi, findet sich in der deutschen Literatur ein Beleg für das Einwandern des Motivs der in einer Truhe mitgeführten Gattin¹⁾, nämlich in dem Gedichte *Das weip in der kiste* von Heinrich Frauenlob (1250–1318), f. Bolte in der *ZVV*, XV, 229.

Ansonsten vgl. man Chauvin, V, 188–191, VIII, 59 und W. A. Clouston, *The Book of Sindibad*, 1884, 225f. und zu der Mißhandlung der Ehebrecherin durch ihren gemeinen Liebhaber Bolte in dem Neudruck von Wetzel, *Die Reise der Söhne Giaffers*, 1895, 217 und Hertel, *Jinakirtis „Geschichte von Päla und Göpala“*, 1917, 84 n.

2. Ritter- und Frauentreue. Nach der Handschrift II. 6. 11 der Universitätsbibliothek in Cambridge, in diesem Teile abgedruckt von Alf. Hilka und W. Söderhjelm in ihrer Ausgabe von Petri Alfonsi *Disciplina clericalis*, Helsingfors, 1911, I, 68f.

Da die Handschrift aus dem 13. Jahrhundert stammt, so mag diese Geschichte etwa gleichzeitig, keinesfalls aber viel später als das lateinische Gedicht *Miles gloriosus* entstanden sein, das als die älteste Fassung dieses so oft bearbeiteten Stoffes gilt; über sein Vorkommen in der Kunst- und in der Volksliteratur sind außer einem Essay der beiden Herausgeber in den Helsingforsker *Neuphilologischen Mitteilungen*, 1913 hauptsächlich J. Boltes Noten zu dem Aufsätze P. Toldos in der *ZVV*, XV, 60–70 zu vergleichen. Bei Straparolas Novelle wäre noch auf F. W. D. Brie, *Eulenspiegel in England*, 1903, 118, bei der Novelle Donis auf die Noten in Petragliones Ausgabe, *Le Novelle di A. F. Doni*, Bergamo, 1907, 201 zu verweisen, vgl. weiter L. Frobenius, *Atlantis*, I, 1921, 149f.

Zu den Noten Boltes über den plötzlichen Übergang der Tatsachenerzählung in die Erzählung von einem Traume (f. c. 69) ein paar Nachträge: Das Aristophanische »Und da wachte ich auf« kehrt in den Schlußworten von Ciceros *Somnium Scipionis* wieder: »Ille discessit, ego somno solutus sum.« Der ebenso schließende Schwank von der Frau, die nur mit Nein zu antworten hat, ist in den *Récréations françaises* nur ein Abdruck aus der zuerst 1644 erschienenen *Élite des Contes* des Sieur d'Ouville (ed. Brunet, Paris, 1883, I, 24f.), auf D'Ouville beruht auch die Fassung in der *Arcadia in Brenta* von Giovanni Sagredo (1. Ausg. 1667), Bologna, 1693, 145f. (vgl. Giamb. Marchesi, *Per la storia della novella italiana*, Roma, 1897, 88). Eine sündige Frau, die das Geständnis ihres Fehltritts, als sie die Anwesenheit ihres Mannes merkt, mit den Worten: »Und da erwachte ich« beschließt, begegnet in einer Erzählung der *Suvābahuttarikathā*, einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts abgefaßten

¹⁾ Der Gedanke, daß man eines Weibes nicht sicher wäre, selbst wenn man sie im eignen Leib verwahrt, kehrt auch — ohne Erzählung — in dem 62. und dem 145. Dīhātaka wieder (Dutoit, I, 263 und 536); eine groteske Form hat er, um einen zeitlich und räumlich großen Sprung zu tun, in dem *Recueil des Dames* des Seigneurs de Branthôme gefunden, wo ein Volkslied aus der Zeit Franz I. von Frankreich erwähnt wird (*Oeuvres complètes*, Paris, 1858 f., XI, 150):

Qui voudroit garder une femme
n'aïlle du tout à l'abandon.
Il faudroit la fermer dans une pipe
et en jouir par le bondon.

Ähnlich sagt La Mothe le Vayer, *Hexaméron rustique*, Cologne, 1711, 102: La morale se prend de la pensée d'Esopé, qui fait dire à un bon homme porteur de deux jeunes filles, qu'il n'eust pas voulu répondre du pucelage de celle qui étoit derriere luy.

Radhasthani-Übersetzung eines sonst unbekanntens Sanskrittextes der *Sukasaptati*, die Joh. Hertel in seinen *Indischen Märchen*, 1921, 322f. mitgeteilt hat. Eine Parallele zu der von Bolte angezogenen Geschichte der andern *Sukasaptati*-Texte steht im *Katharatnākara*, I, 21f.

Zu dem Schluß des unsers Märchens, daß der durch das Mittel eines unterirdischen Ganges getäuflchte Gatte seine Frau ihrem Liebhaber vermählt, vgl. Boltes Noten zu der *Reise der Söhne Giassers*, 218f., Köhler, I, 393f. und III, 162, Chauvin, V, 212f., VIII, 95f. und 193, Bolte-Polivka, I, 46 n., Clouston, *The Book of Sindibād*, 343f., Killis Campbell zu seiner Neuausgabe der *Seven Sages of Rome*, 1907, CIXf., A. Hilka, *Historia septem Sapientum*, I, 1912, XIXf., Arthur Christensen, *Contes persans en langue populaire*, Kopenhagen, 1918, 115f. zu 111 und Paul Herrmann, *Die Heldenfagen des Saxo Grammaticus*, 1922, 338.

Im Anschluß an ein Märchen, dem wir bei dem nächsten Stücke unserer Sammlung begegnen werden, findet sich eine Parallele zu diesem bei Frobenius, *Atlantis*, I, 137f., hier endigt die Geschichte mit dem Tode der Ungetreuen, und dies erfolgt auch bei J. Hinton Knowles, *Folk-Tales of Kashmir*, London, 1893, 227f. (deutsch bei G. Jungbauer, *Märchen aus Turkestan und Tibet*, 1923, 210f.). Merkwürdigerweise nirgends zitiert ist das zu den andern europäischen Versionen stimmende Märchen *Traum um Traum* bei Eduard von Bülow, *Jahrbuch der Novellen und Erzählungen*, 1840, 177-221.

3. Die verschenkten Lebensjahre. Nach der Verserzählung bei A. v. Keller, *Erzählungen aus altdeutschen Handschriften*, 1855, 372f. mit Bedachtnahme auf die von Bolte in der *ZVV*, XIII, 149f. mitgeteilten Abweichungen einer Wiesbadener Handschrift.

Das aus dem 14. Jahrhundert stammende Märchen gehört zu dem von Gaston Paris in der *ZVV*, XIII, 1-24, 129-160 ausführlich untersuchten Erzählungskreise, der von Bolte-Polivka, I, 129f. selbstverständlich zu dem Märchen *Die drei Schlangenblätter* gestellt wird.

Als älteste erhaltene Form der Erzählung betrachtet G. Paris die Fassung im 193. Dschataka (Dutoit, II, 136f.):

Sieben von ihrem Vater vertriebene Königsöhne kommen in eine Wildnis. Aus Nahrungsmangel töten nacheinander sechs von ihnen ihre Frauen. Der siebente und älteste legt samt seiner Frau stets die Hälfte des erhaltenen Fleischanteils zurück, und damit befriedigt er die Brüder auch am siebenten Tage. Dann entflieht er mit seiner Frau, und als sie Durst leidet, läßt er sie von seinem Blute trinken. Schließlich bauen sie sich an der Ganga eine Einsiedelei. Später nimmt er aus Mitleid einen durchaus verführten Räuber auf, in diesen verliebt sich die Frau und treibt Unzucht mit ihm. Um sich des Gatten zu entledigen, gibt sie ein Opfer vor, das sie auf einem Berge darbringen wolle, und dabei stößt sie ihn hinab. Er wird, da er an einer Baumkrone hängen geblieben ist, gerettet, er kehrt heim und übernimmt das väterliche Reich in Benares. Die Frau wandert inzwischen, den Verführten auf dem Rücken tragend, herum und erzählt, er sei ihr Vetter und Gatte. Allenthalben reich beschenkt, begibt sie sich schließlich, nachdem sie ihren Geliebten in einen Korb getan und sich diesen aufs Haupt gesetzt hat, nach Benares, um von der allgemein gerühmten Freigebigkeit des jungen Königs Nutzen zu ziehen. Es folgt Überführung und Landesverweisung.

M. Winternitz (*Geschichte der indischen Literatur*, 1909f., II, 104) vergleicht dazu die 12. Erzählung in der Sammlung von Chavannes, die aus dem wieder von Seng-huei übersetzten *Lieu tu tsi king* stammt (I, 49f.), hier aber hat die Frau keine besondere Dankeschuld an ihren Gatten, und die Parallele erstreckt sich nur auf den mit dem Auftreten des verführten Verbrechers beginnenden Schlußteil. Ein besseres Gegenstück bietet die 31. Erzählung bei Chavannes, die derselben Quelle entstammt (I, 111 f.):

Hier handelt es sich allerdings nur um drei Brüder, deren jüngster sich seine Frau zu töten weigert. Diese verliebt sich nach jahrelangem Leben im Gebirge in einen dort haufenden Lahmen und bricht mit ihm die Ehe. Unter dem Vorwande, ihrem Gatten bei seiner Arbeit helfen zu wollen, begleitet sie ihn, dann stößt sie ihn von einem Berge hinab. Durch einen Gott gerettet, gelangt er zu Kaufleuten, und schließlich wird er, da er gerade zu der Zeit einer Königswahl in einem Reiche eintrifft, König. Schließlich kommt seine Frau, den Lahmen wie ein Kind tragend und darob allgemein bewundert, in seine Stadt. Es folgt Überführung und Landesverweisung.

In der Fassung im tibetanischen *Kandschur* (Schiefer=Ralston, *Tibetan Tales*, London, 1906, 291 f., Nr. 21),

wo der wackere Prinz der jüngste von vier Brüdern ist und es sich wieder um einen von dem Flusse getriebenen Verstümmelten handelt, bittet die Ehebrecherin, die sich krank stellt, ihren Gatten, ihr eine auf dem Grunde einer Schlucht wachsende Wolfsmilchpflanze, die ihr Heilung bringen werde, heraufzuholen, dann läßt sie das Seil los, an das er sich gebunden hat, so daß er ins Wasser stürzt. Königswahl, Ankunft der Frau, Überführung, Landesverweisung.

Einige Berührungspunkte mit dieser Version hat eine Erzählung des 472 n. Chr. ins Chinesische übertragenen *Tsa pao tsang king*, die Chavannes leider nur im Auszuge mitteilt (III, 21 f.):

Zwei Brüder, der ältere tötet seine Frau nicht. Verstümmelter aus Mitleid aufgenommen. Gatte soll von einem über eine Schlucht hängenden Baume Blüten pflücken, sie zieht an dem Seil, das er sich um den Leib geflungen hat, so daß er das Gleichgewicht verliert und in den Bergstrom stürzt. Gatte wird König, Ankunft der Frau, Verzeihung.

G. Paris geht nach der Besprechung dieser Märchengruppe, deren indisch-chinesische Varianten er freilich nicht kennen konnte, zu einem einzelnen Märchen über, wo die Aufopferung des Mannes dadurch geschieht, daß er der vor Durst verdmachtenden Frau (anstatt seines Blutes) die Hälfte seines noch guthabenden Lebens gibt. Als dritte Gruppe sammelt Paris die Erzählungen, die die Abgabe der Lebensjahre auf einer Reise geschehen lassen, auf der der Gatte den Leichnam der Frau mitführt — hierher gehört neben einem (angeblich!) im 7. oder 8. Jahrhundert aufgezeichneten arabischen Märchen (Chauvin, VIII, 119) u. a. auch unsere Version —, als vierte (und fünfte) Gruppe stellen sich die Erzählungen dar, wo sich der überlebende Ehemann verpflichtet, das Grab des Verstorbenen nicht mehr zu verlassen, und wo es stets Jesus ist, der nach dem Geschenk der Lebensjahre die Gattin wiedererweckt — hier sind noch zu nennen ein Märchen bei T. J. Bezemer, *Volksdichtung aus Indonnesien*, Haag, 1904, 83, abgedruckt bei P. Hambruch, *Malaisische Märchen*, 1922, 24, ferner eines bei Ch. Swynnerton, *Romantic Tales from the Panjab with Indian Nights' Entertainment*, London, 1908, 336 f., das Jesus durch einen Fakir ersetzt, aber auch das 106. Stück des *Kathāratnākara* (II, 10 f.), wo als Totenerwecker ein Vidyadhara auftritt, so daß die Behauptung, diese Gruppe sei der mohammedanischen Welt eigentümlich, unrichtig ist —, und die letzte Gruppe bildet das Grimmsche Märchen Nr. 16, das die Belebung der Frau, deren Gatte mit ihr in das Grabgewölbe eingeschlossen ist, durch drei »Schlangenblätter« erfolgen läßt, samt seinen in vielem abweichenden, durchwegs europäischen Varianten. Hier ist bisher ein sizilianisches Märchen übersehen worden, das bei G. Pitriè, *Fiabe, novelle e racconti siciliani*, Palermo, 1875, IV, 5f. steht:

Der überlebende Gatte, der Sohn eines Königs von Sizilien, läßt sich, seinem Versprechen gemäß, auf drei Tage zu seiner toten Gattin in die Gruft einschließen. Eine Schlange überfällt den Leichnam, er erschießt sie, ihre Jungen kommen mit einem Kraute und beleben sie, er nimmt das Kraut, tut dergleichen mit seiner Frau, und die sagt: »Ach, wie lang habe ich geschlafen!« Nach einiger Zeit begibt sich das Paar nach Paris, und von dort reißt der junge Mann ab, um Kauffahrtei zu treiben, während seiner Abwesenheit läßt sich die

Frau von einem Hauptmann entführen. Als der Heimgekehrte sie nicht vorfindet, geht er nach Neapel und wird Soldat. Bei einem Hoffeste, das sich auch die Soldaten ansehen, erkennt ihn seine Frau, so wie er sie, und ihr Geliebter, unter dem er dient, läßt ihm, um ihn zu verderben, durch den Koch ein silbernes Besteck in die Tasche stecken. Der Unschuldige wird zum Tode durch Erhängen verurteilt; ein befreundeter Soldat, dem er sich anvertraut hat, erweckt ihn mit dem Schlangenkraut.

Dieses benützt er auch, um in einem andern Lande die Tochter des Königs zum Leben zu erwecken, ihre ihm angebotene Hand lehnt er ab, erbittet sich aber die Ernennung zum Generalissimus. Bei dem Feste, das nun angestellt wird, sieht er jenen Hauptmann. Er wendet dieselbe Tücke an wie dieser, indem er ihm einen silbernen Löffel in die Tasche stecken läßt usw. Der Hauptmann und die Treulose werden in Pechhemden gesteckt und verbrannt.

Dieser Version, die aus Casteltermini stammt, fügt Pitré noch eine aus Ciancina an:

Die Frau, die der Gatte in ihrem Grabe beweint, wird in der dritten Nacht, ohne sein Hinzutun, durch ein von einer Schlange gebrachtes Blumenbüschel belebt. Das Paar entfernt sich, und auf dem Wege schläft der Mann in dem Schoße der Gattin ein, diese entflieht mit einem Hauptmann, der von ungefähr dort vorbeigekommen ist. Der Hauptmann tötet ihn später, aber sein Gevatter erweckt ihn mit dem Blumenbüschel. Mit diesem belebt er dann die Frau des Generalstatthalters in Palermo und die Tochter des Königs in Neapel; dafür wird er Vizekönig. Er kehrt zurück und läßt das ehebrecherische Paar auf einem Scheiterhaufen verbrennen.

Die beiden Fassungen, die aus Casteltermini, mit der das 3. der *Rumänischen Volksmärchen* von Pauline Schullerus, Hermannstadt, 1907, 10 f. zu vergleichen wäre, und die aus Ciancina stimmen im allgemeinen zu den andern europäischen Versionen, bemerkenswert aber ist in der zweiten, daß die Untreue der Frau beginnt, während er in ihrem Schoße liegt. Dieser Zug, der mit dem Motive der Reise zusammenhängt, begegnet häufig in der dritten und der vierten Gruppe. Daß aber auch Motive aus der ersten Gruppe, die sonst nur in Indien belegt ist, nach Europa oder zumindest nach Sizilien gedungen sind, beweist ein andres Märchen, das sich ebenfalls bei Pitré (II, 137) findet, auch dieses ist bisher unbeachtet geblieben. Sein Inhalt ist so:

Ein König von Bayern befiehlt seinen sieben Söhnen, bei Strafe der Verbannung, ihre Frauen zu töten, der jüngste, Beppino, tut das nicht, sondern entflieht mit seiner heißgeliebten Frau. Er überwindet vierundzwanzig Räuber und bezieht deren Schloß. Ein Räuber aber ist am Leben geblieben, ihn pflegt die Frau, heilt ihn und will ihn dann zum Gatten nehmen. Sie stellt sich krank und verlangt das Wasser von Roccarimera (?). Beppino geht, um es zu holen. Eine verzauberte Prinzessin sagt ihm, daß ihn, wenn er das Wasser seiner Gattin reiche, der Räuber töten werde; er solle sich erbitten, daß man seinen Leichnam seinem Pferde an den Schwanz binde, dieses werde ihn zu ihr schleifen, und sie werde ihn zum Leben erwecken.

Alles geht so vor sich. Nach einem Kriege mit dem Vater der Prinzessin wird Beppino Kaiser. Er trifft seine frühere Frau mit ihrem Buhlen, diesen tötet er, während er sie blendet. Dann kehrt er mit der Prinzessin nach Bayern zurück.

Diese Erzählung stammt, wie die erste der zwei eben mitgeteilten, aus Casteltermini! Dort kreuzen sich also die nach G. Paris in stetiger Veränderung aus Indien über Arabien nach Europa gelangten Überlieferungen mit einer Überlieferung, deren Weg keine Spuren begleiten¹⁾ und die die ältesten Züge bewahrt hat. Schon diese Feststellung würde eine neue Untersuchung des Märchens erheischen, für diese sprechen aber noch andere Umstände.

Sehr merkwürdig ist nämlich ein kabylisches Märchen, das sich, obwohl hierher gehörig, doch in keine der bisher erörterten Gruppen einreihen läßt (Frobenius, II, 133 f.), nach Hingewallung alles Nebenächlichen erhält man folgendes Schema:

¹⁾ Eine Parallele hat dieses Märchen in einer kabyliischen Geschichte, die R. Basset (*Contes populaires berbères*, Paris 1887, 216) nach Hanoteau, *Essai de grammaire kabyle* mitteilt; statt des Auftrags des Vaters an seine sieben Söhne, ihre Frauen zu töten, handelt es sich hier um die Aufforderung der Mutter an ihren Sohn, seine Frau zu verstoßen.

Ein Burſch findet, als er nach längerer Abweſenheit in die Heimat zurückkommt, ſeine Braut tot und begraben, er legt ſich zu ihr ins Grab. Es erſcheint der »Richtengel« Asrain, verwundert kehrt er zu Gott zurück, und dieſer beſchließt die Wiedererweckung der Toten, wenn ihr der Burſch von ſeinen noch auſſtändigen Lebensjahren die Hälfte abtrete. Lachend willigt der Burſch ein, und das Mädchen wird lebendig. Sie bauen ſich im Walde ein Haus, um dort die zwanzig Jahre, die ſie noch zu leben haben, zu verbringen. Sooft der Burſch das Haus verläßt, ſperrt er die ſieben Türen ab. Gelegentlich ſieht der Häuptling des Nachbarorfes die junge Frau am Fenſter; es folgt die mit der Entführung durch den unterirdiſchen Gang ſchließende Intrige (ſ. die Note zu unſerm 2. Märchen, im letzten Abſatz; auch die ſieben Türen ſind eine Reminiſzenz). Nach vierzig Tagen einſamen Weilens in ſeinem Hauſe verdingt ſich der Burſch bei dem Häuptling als Knecht. Die Mutter des Häuptlings verliebt ſich in ihn; er weigert ſich ihr, da es der Sohn merken könnte. Die Mutter will dieſen durch einen vergifteten Brei töten, aber der Burſch ſchlägt ihm den Löffel aus der Hand, läßt ihn von dem Brei dem Hunde geben, und dieſer verendet auf der Stelle. Nachdem er ſolchermaßen dem Häuptling dargetan hat, daß er ihm nichts nachträgt, verlangt er ſeine Gattin zurück; er erhält ſie, und nun fordert er von ihr die zwanzig Jahre. Dann verbrennt er ſie und des Häuptlings Mutter.

Mit dieſer Erzählung iſt, beſſer noch als in den von G. Polívka in der ZVV, XIII, 410f. mitgeteilten ſlawiſchen Märchen, die Verbindung zu einem Komplex hergeſtellt, den F. Liebrecht unter dem Titel *Die Toten von Luſinaw* unterſucht hat (*Zur Volkskunde*, 1879, 54f.), beſonders zu jener Gruppe, wo der Beſitz der zu neuem Leben Erſtandenen beſtritten wird (vgl. auch Bolte, ZVV, XX, 353f., XXI, 282f. und XXXII, 127f.), auch dieſer Komplex¹⁾ wird bei einer neuen Unterſuchung einbezogen werden müſſen. Die Faſſung bei Frobenius weiſt aber auch, durch einen in ihr nebenſächlich erſcheinenden Zug, auf eine andere, viele Glieder zählende Märchenreihe hin, wo die undankbare Gattin durch die undankbare Mutter (oder Schwefter) erſetzt wird; ein treffliches Beiſpiel bietet wieder Frobenius (II, 71f.):

Ein Mann beſieht den ſieben Söhnen, die er von ſieben Frauen hat, ſie ſollten jeder die eigene Mutter töten; alle tun es, nur der jüngſte geht mit ſeiner Mutter in die Fremde. Er überwindet ſieben Unholde und richtet ſich in ihrem Hauſe ein. Einen von den ſieben, der nur verwundet iſt, pflegt und heilt die Mutter und will ihn dann zum Gatten nehmen. Sie verrät den Sohn uſw.; ſchließlich tötet er ſie.

Eine reichliche Parallelenſammlung zu dieſen Märchen findet ſich bei Bolte-Polívka, I, 551f., III, 2n.

*

Nun zu den einzelnen Motiven unſers Märchens.

Der Mann lebt mit der toten Frau wie mit einer Lebendigen; er »bietet ihr zu Tiſche und zu Bette Zucht«. G. Paris hat dies, wohl mit Recht, wörtlich genommen und auf ſeinen Aufſatz im *Journal des Savants*, Nov. und Déc. 1896, 637f., 718f. verwieſen, wo er die Sage von dem Ring der Faſtrada unterſucht hat; weitere Literatur bei Bolte-Polívka, I, 463. Überſehen iſt, auch von Kr. Nyrop, *Toves tryllering (Fortids sagn og sange, I)*, Kopenhagen, 1907, die auf Joſephus Flavius zurückgehende Sage von Herodes und Mariamne, über die man Literatur bei M. J. bin Gorion (Micha Joſef Berdyczewski), *Der Born Judas* (1916f.), I, 352 und 396 findet. Vgl. auch die kurdiſche Sage in der ZVV, XVI, 408.

Zu dem Verſchenken der Lebensjahre macht G. Paris auf das Märchen in Somadevas *Kathāsaritsāgara*, transl. by C. H. Tawney, Calcutta, 1880f., I, 97f. aufmerkſam, und zu dieſem hat Th. Benfey, *Pantschātānta*, 1859, I, 436 nach dem *Viṣṇu-Purāṇa* die Sage von

¹⁾ Gehört hierher nicht auch die Geſchichte von Druſiana und Kallimachos der Johannes-Akten, in der die Schlange — wie es eben die Legende braudt — die entgegengeſetzte Rolle ſpielt? ſ. R. A. Lipſius, *Die apokryphen Apoſtelgeſchichten*, 1883f., I, 457f., E. Hennecke, *Neuteſtamentliche Apokryphen*, 2. Aufl. 1924, 181f., M. Rh. James, *The Apocryphical New Testament*, London, 1924, 242f.

Yayati und Pūru (*Mahābhārata*, I, 84, 85, bei Jacobi, 1903, 11 f., Winternitz I, 322 f., 453) verglichen, daselbe wie Somadeva aber erzählt von denselben Personen auch schon das *Mahābhārata*, I, 8-9 (Jacobi, 4, Winternitz, I, 332 f., übersetzt bei J. J. Meyer, *Das Weib im altindischen Epos*, 1915, 214 f.). Somadeva verwendet das Motiv noch einmal (II, 493), doch ist es hier ein Mädchen, das die Hälfte ihres Lebens dem Geliebten schenkt, der in einer früherr Existenz ihr Gatte war. Weiter tritt in einer der Vetala-Erzählungen, die Kṣemendra in seine *Brhatkathāmañjarī* aufgenommen hat (IX, 20, v. 975-1012), ein Brahmane seiner von einer Schlange gebissenen Gattin die Hälfte seiner ihm noch zustehenden Lebenszeit ab – offenbar eine Reminiscenz an die zweite der soeben aus dem *Mahābhārata* zitierten Sagen –, und so kehrt die Geschichte auch in einer auf Kṣemendra beruhenden Profahandschrift der *Vetālapañcaviṃśatikā* wieder (deutsch von Heinrich Uhle, 1924, 176), alle andern Versionen der *Vetālapañcaviṃśatikā*, auch die Somadevas, entbehren dieser auch bei Kṣemendra nicht wesentlichen Episode.

In der 14. Geschichte der von Aug. Bricteux aus einem Berliner Manuskript herausgegebenen *Contes persans*, Liège, 1910, 497 f. ist es der Oheim des Bräutigams, der mit diesem und der gleichfalls toten Braut die ihm noch zustehenden neunzig Lebensjahre teilt (in der Parallelerzählung bei bin Gorion, *Born Judas*, VI, 205 f. fehlt dieser Zug), in einem Volkslied von Trapezunt (Bernh. Schmidt, *Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder*, 1877, 37) ist es wieder die Braut, die die Hälfte ihres Lebens dem Bräutigam abtritt, dessen Eltern dieses Ansuchen abgelehnt haben (vgl. dazu die von B. Chalatzianz in der *ZVV*, XIX, 368 f. mitgeteilte armenische Legende und die Erzählung des *Marzbān-nāmeḥ* in der *ZDMG*, LII, 380).

Nennenswert ist auch vielleicht, obwohl ganz weit abstehend, eine rabbinische, aber auch von den Mohammedanern übernommene Tradition, wonach Adam liebzig Jahre seines Lebens an David verchenkt hat (bin Gorion, *Die Sagen der Juden* [I], *Von der Urzeit*, 253, 257, 375 und 382; W. A. Clouston, *Flowers from a Persian Garden*, London, 1890, 193 f.), desgleichen die Fabel bei Babrius, rec. O. Crusius, 65 f., Nr. 74 und in den *Fabulae Aesopicae*, rec. C. Halm, 86 f., Nr. 173 und 173b: Roß, Rind und Hund beschenken den Menschen, der ihnen Obdach und Nahrung gibt, mit einem Teil ihrer Lebensjahre.

Eine parodistische Verarbeitung des Motivs bietet eine Schnurre bei Melchor de Santa Cruz, *Floresta española* (1. Ausg. 1574), Medina del Campo, 1598, 236 b:

Ein Schreiber pflegt zu seinem Herrn zu sagen: »Gott möge von meinen Tagen nehmen und sie zu denen von Ew. Gnaden fügen!« Als sie sich einmal im Schnee verirrt haben und kein Nachtquartier finden können, sagt er: »Das sind die Tage, die ich gemeint habe, daß sie mir Gott nehmen und zu denen von Ew. Gnaden fügen möge.«

Zu dem Ausrufe der Wiedererwachten: »Wie habe ich so lange geschlafen?« stehen reichliche Nachweise bei Köhler, I, 555 f. Hier Ergänzungen geben zu wollen, wäre ein müßiges Beginnen; erwähnt seien nur nach Herm. Oldenbergs schönem posthumem Buche *Das Mahābhārata*, 1922, 65 die ersten Worte, die Savitris Gatte nach seiner durch sie bewirkten Rückkehr zum Leben spricht:

Gar langen Schlaf hab ich getan. Warum hast du mich nicht geweckt?
und ihre Antwort:

Gar langen Schlaf hast du getan in meinem Schoß, du hoher Mann.
Gegangen ist der Hochheilge, der Tod, der Allbezwingende.
Ausgeruht bist du, Glückselger, der Schlaf entwich, o Königssohn.

4. Frauenhut. Nach einem Predigtmärlein des 1240 verstorbenen Jakob von Vitry (*Die Exempla aus den Sermones feriales et communes*, hg. v. J. Greven, 1914, 42, Nr. 67; *Die Exempla*, hg. v. G. Frenken, 1914, 128f., Nr. 64).

Die Literaturen aller Zeiten sind, wie wir schon an mehreren Beispielen gesehen haben, von Schilderungen der stets vergeblich angewandten ungeheuern Bemühungen, das Weib zu hüten, so voll, daß es überflüssig ist, einen Auschnitt auch nur etwa aus jenen Erzählungen zu geben, wo der Gatte die Bewachung einem andern anvertraut, erfolgreich ist z. B. in der Literatur Indiens, wenn man von dem Papagei in der *Sukasaptati* abliest, nur der Rishi-Schüler Vipula im *Mahābhārata* (XIII, 40-43), der in den Leib der zu Hütenden eingeht: »Einzig ihm ist je die Bewahrung einer Frau geglückt, kein anderer in den drei Welten ist imfande, ein Weib zu hüten.«

Das Exempel Jakobs von Vitry hat in der mittelalterlichen Märleinliteratur drei Parallelen: in dem in einer Pariser Handschrift vom Jahre 1322 erhaltenen *Promptuarium exemplorum* eines Unbekannten (mitgeteilt von Karl Warnke in seiner Ausgabe der *Fabeln der Marie de France*, 1898, LXV), in der in Handschriften in Tours, Bern und Upsala erhaltenen *Compilatio singularis exemplorum* (Tours, 158 a) und in der *Mensa philosophica*, I. IV, c. 23 (Köln, 1508, 43 a, Frankfurt, 1602, 341 f.). Wäre sonach auf französischen Ursprung zu schließen, so steht dem entgegen eine in Hildesheim lokalisierte, in das Jahr 1132 verlegte Erzählung in den allerdings erst 1514 abgefaßten *Annales Hirsaugiensens* von Johannes Tritheim (Ausg. 1690, I, 396 f.), wo der Hüter der hitzigen Frau nicht der Teufel, sondern ein Kobold, Hütchen oder Hudeken mit Namen¹⁾ ist. Dadurch, daß diese Geschichte Johann Weyer (Wierus) in sein berühmtes Werk *De praestigis daemonum* (nicht schon in die erste Ausgabe 1563) aufgenommen hat (in der deutschen Ausgabe mit dem Untertitel *Von Teuffelsgespenst, Zauberern und Giffbereytern* usw., Frankfurt, 1586 steht sie 65 f.), hat sie eine außerordentliche Verbreitung gewonnen, vgl. darüber die Noten zu der 75. der *Deutschen Sagen* der Brüder Grimm, wo u. a. noch anzuführen wären: Tharlander (F. G. W. Wegener), *Schau-Platz*, 1735, 413 (statt 613), J. Ritson, *Fairy Tales*, London, 1831, 74 f., H. Heine, *Deutschland*, I (nach derselben Fassung, die A. L. Stiefel in den *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*, VIII, 303 anzieht) und Th. de Cauzons, *La magie et la sorcellerie en France*, Paris, f. d., I, 114 f. Wohl auch nach Tritheim erzählt die *Zimmerische Chronik* (hg. v. K. A. Barack, 2. Aufl. 1881, III, 10 f.) und ebenso Martin Crusius, *Annales suevici*, Frankfurt, 1593, 353.

Zeitlich zwischen den Franzosen und Tritheim liegen die 62. Fabel in dem 1495 erschienenen (ersten) *Hecatomythium* von Laurentius Abstemius aus Macerata (J. N. Nevelet, *Fabulae variorum auctorum*, Frankfurt, 1660, 560) und ein Epigramm von Konrad Celtes (*Fünf Bücher Epigramme*, hg. v. K. Hartfelder, 1881, 55 f.). Auf Abstemius gehen zurück die 87. Fabel in dem 2. Buche des *Esopus* von Burkhard Waldis (hg. v. H. Kurz, 1862, I, 279 f., II, Anhang, 108 f., hg. v. J. Tittmann, 1882, I, 273 f.) und eine Fabel von Gilb. Cognatus oder Cousin (*Narrationum sylva*, Basel, 1567, 79 f.), bei allen dreien ist an die Stelle des Teufels ein Freund des Gatten getreten. Unabhängig von diesen Versionen sind der Meistergesang *Der dewffel huet des kaufmans weib* (1550) und das Spruchgedicht *Der dewffel huet ainer puelerin* (1558) von Hans Sachs (*Sämtliche Fabeln und Schwänke*, hg. v. E. Goetze [und C. Drescher], 1893 f., V, 76 f. und I, 580 f.). Das Märlein der *Mensa philosophica* ist

¹⁾ Mit ihm vergleicht K. de Wyl, *Rübezahlforschungen*, 1909, 72 und 76 den in der Gegend von Freiberg i. Sa. beheimateten Mutz (Mützchen); s. aber auch E. L. Rodholz, *Schweizersagen*, 1856 f., I, 124 f.

von Joh. Sommer im *Emplastrum Cornelianum*, 1605 als Nr. 86 bearbeitet worden (f. A. Welfelski im *Euphorion*, XV, 17).

An die Stelle der zehn wilden Stuten, die der Teufel in unferer Fassung lieber hüten will als ein so schlechtes Weib, sind in dem *Promptuarium* von 1322 fünf Rudel ungezähmter Stuten getreten, in der *Mensa philosophica* nennt der Teufel »omnes porcos sylvestres«, und die *Compilatio singularis exempforum* fügt bei »unius foreste«. Bei Tritheim lagt der Teufel, er wolle lieber alle Schweine in ganz Sachsen hüten, und Celtes läßt ihn sagen, bei Schweinen oder Grillen würde er ein besserer Hüter sein. Bei Hans Sachs findet sich nichts dergleichen. Bei Abstemius erklärt der Freund, dem der Gatte ein schweres Stück Geld versprochen hat, wenn es ihm gelingen werde, die Frau zu hüten, nach einigen Tagen, er verzichte auf das Gefchäft, und fügt hinzu, »si necesse sit, malle se anno integro saccum plenum pulicibus quotidie in praturn deferre, solutoque sacco eos inter herbas pascere, vespereque facto omnes domum reducere, quam una die impudicam mulierem servare«. Cognatus läßt den Freund erklären, »malle se singulo mane pulices, quantum saccus capere queat, pascendos in agrum exportare et dispergere, deinde vesperi rursus singulos in saccum congregare et domum referre . . .«, und Waldis:

. . . wolt lieber jar und tag
fünfhundert floh(r) in einem sack
zu felde tragen alle morgen,
schütten ins gras und dafür forgen,
daß ers brecht wider all zumal
und im nicht einr felt an der zal,
denn daß er solt mit großen faren
ein unkeulch weib ein tag bewaren.

Dieses Flöhehüten, zudem noch auf K. F. W. Wander, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*, 1867 f., Nr. 19-21 33, 34 und 60 zu verweisen wäre, erinnert an das in Märchen so häufige Hafenhüten (f. Köhler, I, 58, 68, 554), aber auch an die Aufgabe, ein Federbett zu öffnen und die Federn wieder zu sammeln, zu diesem vgl. die Noten zu unserm 20. Märchen.

5. Schlimmer als der Teufel. Nach einem deutschen Predigtmärlein, aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts mitgeteilt von Fr. Pfeiffer in der *Germania*, III, 423f.

Die ausführlichste Untersuchung dieses Märchens, dessen für uns bis jetzt früheste Fassung von dem Barcelonaer Juden Joseph bin Sabara (Ende des 12. Jahrh.) stammt, hat H. Knuff in seiner Ausgabe des *Conde Lucanor*, 1900, 386f. gegeben, außerordentlich reiche Ergänzungen bietet Köhler, III, 12, n. 1. In A. Welfelskis *Mönchslatein*, 27 f. ist die Fassung überfetzt, die sich in dem *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus* des 1261 gestorbenen Dominikaners Étienne de Bourbon findet (*Anecdotes historiques, légendes et apologues*, publ. par A. Lecoy de la Marche, Paris, 1877, 403, f. deselben *Esprit de nos aïeux*, Paris, f. d., 253f.), diese ist wohl die älteste in der Exempelliteratur, kehrt auch in Joh. Herolts *Promptuarium exempforum* und auszugsweise bei Joh. junior (Gobii), *Scala celi* und in dem *Libro de los enxemplos* wieder. Daß hier eine um so viel jüngere Version wiedergegeben wird, ist durch die Erwägung begründet, daß sie, erstens, mit dem unglücklichen Ausgang eine ältere, richtigere Form darstellt und, zweitens, so ziemlich sämtliche Züge vereinigt, die mit dem Stoffe verwoben worden sind.

Zu Knuff und Köhler einige Ergänzungen: *Catof Rom*, III, 507, Nr. 54, 399, Nr. 472,

592, Nr. 111, 654, Nr. 91, 678, Nr. 25; Hilka, *Compilatio*, 19f.; Walter Benary in seiner Ausgabe des *Salomon et Marcolfus*, 1914, XXVIII, XXXIX; Joh. Agricola, zit. bei Uhländ, *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage*, III, 1866, 317 (= *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder*, hg. v. H. Fischer, IV, 93) und K. F. W. Wander, *Deutsches Sprichwörterlexikon*, 1867f., V, 16, Nr. 366; Erasmus Rot., *Ecclesiastes*, Basel, 1535, 322 (= Joh. Gafius, *Convivales sermones*, I [1. Ausg. 1541], Basel, 1561, 93f.); D. Martin Luthers *Werke*, Weimarer Gesamtausgabe, XXXII, 332 (= Andr. Hondorff, *Promptuarium exemplorum*, 1592, 259b = G. Stengelius, *De divinis iudiciis*, 1651 t. II, c. 45, deutsche Ausg. Augsburg, 1712, II, 520 = H. Engelgrave, *Lux evangelica*, Köln, 1655, II, 580f.) und XXXV, 684f. (= Stengelius, t. III, c. 61, deutsche Ausg., III, 647); *Luthers Tischreden*, Weimarer Gesamtausgabe, II, 98 und VI, 263; Phil. Melanthon, *Opera*, Ausg. des *Corpus Reformatorum*, XIX, 606; H. Sachs, *Sämtl. Fab. u. Schwänke*, III, 354 und IV, 47f. und *Sämtl. Fasnachtsspiele*, hg. von E. Goetze, 1880f., II, 59f.; Wolfg. Bütner, *Epitome Historiarum*, 1576, 344a; *Theatrum Diabolorum*, Frankfurt, 1587, I, 21b und 246a, II, 143b; Heinr. Merckens, *Was sich das Volk erzählt*, 1892, 102f.; W. E. Peuckert, *Luntroß*, 1924, 114; S. Bugge und R. Berge, *Norske Eventyr og Sagn*, Kristiania, 1909, 28 (ZVV, XXV, 412); Kl. Stroebe, *Nordische Volksmärchen*, 1915, I, 301f. (Schwedisch); *Archivio per lo studio delle trad. pop.*, XVI, 284f. (aus Kalabrien).

Bei ihm 'Arabschah, *Fakihat al dulasaf'* (Chauvin, II, 195) ist es ein jährlich einmal lüggender Sklave, der, aus eigenem Antrieb, die Geschäfte des alten Weibes besorgt; ähnlich auch asch Schirwani, *Nasbat al jaman* (R. Ballet, *RTP*, XIV, 352; O. Reifher, *Die Geschichten und Anekdoten aus Qasjubi's Nawadir und Schirwani's Nasbat el-jemen*, 1920, 259). Diese Geschichten leiten über zu der Verwendung eines ähnlichen Motivs in *1001 Nacht* (Chauvin, V, 16, n. 1) und schließlich zu der Erzählungsgruppe, deren bekanntester Vertreter *Der Gang zum Eisenhammer* ist.

Das alte Weib im europäischen Predigtmärlein und der lügnerische Sklave der Araber sind aber Nachkommen jenes indischen Schakals, der das freundschaftliche Verhältnis zwischen Löwe und Stier durch Vernaderung zerstört; die vielleicht älteste Fassung dieses Apologs steht als erste Rahmenerzählung in dem von Joh. Hertel 1909 herausgegebenen *Tantrākhyāyika* (II, 4-58; vgl. I, 128), von dem er (I, VI und 22) sagt, es sei »vermutlich das älteste auf uns gekommene Werk der indischen klassischen Prosa« (dagegen Winternitz, III, 281, der ausführt, es könne nicht vor 300 n. Chr. entstanden sein), das aber sicher der Grundform des *Pañtschatantra* am nächsten kommt. Wesentlich desselben Inhalts wie die angezogene Erzählung des *Tantrākhyāyika* ist das 349. Dschataka (Dutoit III, 165f.), zu dem Chavannes, II, 425f., Nr. 394 und Schiefner-Ralfson, *Tibetan Tales*, 325, Nr. 33A gehören, während in dem 361. Dschataka (Dutoit, III, 209f.), zu dem Chavannes, II, 233f., Nr. 336, St. Julien, *Les Avadānas*, Paris, 1859, I, 110f., Nr. 26 (Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 112) und Schiefner-Ralfson, 328f., Nr. 33B zu vergleichen sind, der Schakal seine Ablicht verfehlt und den Lohn für seine Niederträchtigkeit erhält. Nach Hertel, *Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes*, XVI, 269f. wären beide Dschataka aus dem *Pañtschatantra* entflohen.

In einem Märlein des sogenannten Kommentars des *Dhammapada* (*Buddhist Legends*, transl. from the original Pali text of the Dhamm. Comm. by E. W. Burlingame, Harvard University Press, 1921, III, 154f. zu str. 281) sind es zwei Mönche, der eine sechzig, der andere neunundfünfzig Jahre alt, deren innige Freundschaft ein Dritter, ein Prediger des Gesetzes, durch doppelte Verleumdung zerstört.

Der Zug, daß das Weib von dem Teufel Schuhe erhält, ist sicher nicht zufällig, sondern hängt wohl mit dem Brauche zusammen, dem Mädchen bei der Verlobung Schuhe zu schenken (Jac. Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer*, 4. Aufl., 1899, I, 214f., P. Sartori in der *ZVV*, IV, 166f.), diese Meinung könnte eine Schnurre der *Mensa philosophica* stützen (1508, 41 b, 1602, 233f.), wo an die Stelle der Schuhe Pelze treten, die gleichfalls als Morgengabe dienen (Grimm, a. a. O., I, 592, 612, 619). Ein Märchen Straparolas erzählt von einer Frau, die in ihrer Jugend von jedem Liebhaber ein Paar Schuhe verlangt, alt geworden, gibt sie sie als Belohnung ab (s. das gegen Ende der Anmerkung zu unserm ersten Märchen erwähnte Exempel Jakobs von Vitry mit den dort gegebenen Nachweisungen).

Zu dem Sprichwort »Wo der Teufel nicht hin kann, schießt er (einen Mönch oder) ein altes Weib« vgl. J. Bolte zu Valentin Schumanns *Nachtbüchlein*, 1893, 402 und Knuff a. a. O. 395f., ergänzungsweise seien noch genannt: *Epistolae obscurorum virorum*, Frankfurt, 1599, 334, *Der ungarische Simplissimus*, Neudruck 1923, 70 (J. G. Schmidt), *Die gefriergelte Rocken-Philosophie*, Chemnitz, 1718, I, 99, Wander, V, 13, Nr. 305, 16, Nr. 350, 31, Nr. 701 und W. St. Karadshitch, *Volksmärchen der Serben*, 1854, 276.

Zu dem Liebeszauber, den die Vettel mit den Haaren des Mannes angeblich vorhat, vergleiche man außer Knuff, 386 das folgende Märlein.

6. Liebeszauber. Nach einem nicht lange vor 1500 niedergeschriebenen Predigtmärlein des Franziskaners Oswald Pelbart, abgedruckt bei L. Katona, *Temesvári Pelbárt peldái*, Budapest, 1902, 59, die nicht mitüberetzte Einleitung lautet: Exemplum consolatorium pro excitatione dormitantium narratur.

Über die Benutzung des Haares als Teil einer Person, um (ihr Schaden anzutun oder) sie zur Liebe zu zwingen, vgl. J. G. Frazer, *The Golden Bough*, 3rd ed., London, 1911f., III, 267f., hauptsächlich die 270, n.2 genannte Literatur, die auch auf die Parallelerzählung bei Apuleius verweist, zu dieser A. Abt, *Die Apologie des Ap. v. Madaura*, 1908, 182, weiter P. Wendland, *De fabellis antiquis*, 1911, 16f., wo sie mit einem Hiftörchen der Legende des hl. Luanus oder Lugidus (*Acta Sanctorum*, Augustus, I, 348) zusammengestellt wird. Natürlich hat die Apuleische Erzählung, die Anatole France in der *Isel der Pinguine* mit der Lokalisierung in Madaura dem hl. Augustinus in den Mund legt, eine große Zahl von Nachahmungen und Gegenstücken, s. die Nachweise Köhlers, II, 623f. und J. Boltes zu Pauli, Nr. 150 (dieses Kapitel geht auf Pelbarts Exempel zurück) und Nr. 717. Trauriger als bei Pelbart geht die Geschichte aus in einem Märlein der noch dem 13. Jahrhundert angehörenden Handschrift *Royal 7D.1*, das Märlein (62a f.) lautet in Übersetzung:

Von fleischlicher Begierde getrieben, versuchte ein Magister durch Zauberkunst ein Weib zu verführen, daß sie sich seiner Lust füge. Als er sich dann Haare von ihrem Kopfe oder einem andern Teile ihres Körpers verschafft zu haben glaubte, wurde er, der das unwillende Weib zu betrügen vermeinte, nach Gottes gerechtem Ratichluß selber wunderfam betrogen. Die Haare, nämlich die, die er, in dem Glauben, sie seien die ihrigen, mit zauberischen Bepfropfungen beschwor, waren Haare eines Bären, und siehe, in der Nacht kam der böse Geist in Bärengestalt und fiel über den Elenden her und tötete ihn.

Einen gekürzten Auszug dieses Exempels gibt die Handschrift *Harley 2385* (*Catof Rom*, III, 524, Nr. 67, 479, Nr. 9).

Zu Pauli, Nr. 717 wären noch zu erwähnen das Epigramm Seb. Scheffers *Monachi puellulae insidiantis fraus elusa egregie* (*Poemata*, Frankfurt, 1572, 117a), eine Schnurre bei Diego Hurtado de Mendoza, *Sermón de Alhujarrotta, con las glosas* (A. Paz y Mélia,

Sales españolas, Madrid, 1890f., I, 202f.), eine aus dem Dänischen stammende isländische Ballade (*Catof Rom*, II, 93), weiter eine von dem berühmten, der Hexerei halber zu Tode gefolterten Dr. John Fian berichtete Gefchichte (*Newes from Scotland*, London [1591], c₃^a f., Neudruck, 1924, 21f.).

7. Der Affe der Königin. Nach einem Märlein der noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden *Compilatio singularis exemplorum*, abgedruckt bei Hilka, *Compilatio*, 4f., wo auch einige Ergänzungen zu den dieses Märchen behandelnden Ausführungen R. Köhlers (II, 602 f.) gegeben sind.

Weiter wäre als Parallele zu der von Köhler an erster Stelle besprochenen Gefchichte Josephs bin Sabara die Erzählung *Das kluge Bauermädchen* bei bin Gorion, *Born Judas*, IV, 108f., 279 zu nennen. Parallelen zu der Gefchichte in der *Sukasaptati* (f. Bolte, *Reise der Söhne Giassers*, 216f.) stehen bei Br. Meißner, *Neuarabische Gefchichten aus dem Iraq*, 1903, 87 (in Nr. 47) und bei Bergsträßer, *Neuarab. Märchen*, 71f., Nr. 21, zu der Fassung in den *Folk-Tales of Kashmir* von J. H. Knowles stimmt das von W. Crooke im *Indian Antiquary*, XXII, 321f. nach der Erzählung eines Brahmanen in Mirzapur veröffentlichte Märchen, in dem Kaiser Akbar und sein Minister Birbal auftreten. Ansonsten gehören noch hierher Bricteux, 119f. und Frobenius, IV, 33f.

*

Zu den anscheinend sinnlosen Reden (oder Handlungen), die sich später als sehr klug herausstellen, f. E. Langlois, *Nouvelles françaises inédites du 15^{ème} siècle*, Paris, 1908, 10f. (zu Welfelski, *Mönchslatein*, Nr. 117), C. H. Bompas, *Folklore of the Santal Parganas*, London, 1909, 268f. und 349f. und K. Müller-Lifowski, *Irische Volksmärchen*, 1923, 33, andererseits aber auch die Lehren, die des Buddhas kluge Freundin Visakhā vor ihrer Vermählung von ihrem Vater oder ihrer Mutter erhält, f. Burlingame II, 59, n. 1. 68, 73 (zu *Dhammapada*, fr. 53), Schiefner=Ralfson, 114f., 123f., Benfey, *Kl. Schriften*, II, 3, 172f.

Die Drohung, Fremden keine Nahrungsmittel (und kein Holz) verkaufen zu lassen, wird wahr gemacht in dem *Aymeri de Narbonne* (G. Paris, *Romania*, IX, 515-546 und J. Bédier, *Les Légendes épiques*, Paris, 1908f., I, 30); vergl. weiter H. Gering, *Islendzk Aeventyri*, 1884, II, 51 und W. E. Peuckert, *Schlesische Sagen*, 1924, 26f. und 292 (aus der *Liegnitzer Chronik*).

8. Salomos untreue Gattin. Nach einer Handschrift der Universitätsbibliothek Krakau, enthaltend eine lateinische Version des Buches von Salomo und Markolf, in diesem Teile abgedruckt bei W. Benary, *Salomon et Marcoffus*, 1914, 48f.

Über die Legende von Salomo als betrogenem Gatten hat Fr. Vogt, *Salman una Moroff*, 1880, XXI f. ausführlich gehandelt und auch die russischen Volkserzählungen (nicht aber die serbische bei Karadžitsch, 233f.) herangezogen. Mit seinem Schlusse auf byzantinische Herkunft hat er wohl recht, wie sich aus einem Vergleiche einer Erzählung in dem *Roman de Marques de Rome* (hg. von Johann Alton, 1889, 135) und noch mehr aus dem *Cligés* von Kristian von Troyes, v. 5876f. ergibt, wo sich die zur Beschauung der sich tot stellenden Kaiserin von Konstantinopel gerufenen Ärzte der Gefchichte des solcherweise betrogenen Salomo erinnern, sowohl im *Marques* als auch im *Cligés* kehrt auch die Probe mit dem

flüssigen Blei wieder, das in dem deutschen Gedichte und in den Bylinen durch Gold ersetzt ist. Siehe Gafton Paris, *Mélanges de Littérature Française du moyen âge*, Paris, 1912, 299-326, wo weitere französische Varianten und Anspielungen gegeben werden, und Benary, XXIII, XL.

Im allgemeinen vergleiche man zu dem Motiv des Scheintods, der eine verhaßte Heirat verhindern oder eine neue Vermählung ermöglichen soll, die Nachweise J. Boltes in der ZVV, XX, 356, XXI, 284 und XXXII, 129. Merkwürdig ist eine zuerst von Walter Scott in *The Minstrelsy of the Scottish Border* veröffentlichte Ballade, *The Gay Goss-hawk* (bei Child, *The English and Scottish Popular Ballads* ist sie Nr. 96), in der die Stiefmutter dem sich tot stellenden Mädchen Blei auf den Busen gießen läßt, natürlich mit demselben negativen Resultat, ins Deutsche ist die Ballade übersetzt von Willibald Alexis (Wilh. Häring), *Historische und romantische Balladen von W. Scott*, V, 1826, 110f., von Wilh. Gerhard, *Minstrelklänge aus Schottland*, 1853, 37f. und von G. Lüdeke, *Balladen aus alter Zeit*, 1922, 193.

Eine merkwürdige Parallele bietet eine Sage, die sich an die früher an der ligurischen Küste gelegenen Stadt Luna oder Luni knüpfte, Leandro Alberti erzählt sie in der *Descrizione di tutta l'Italia* (1550), Venetia, 1581, 26a:

Als der Kaiser mit seiner Gemahlin in Luni war, verliebte sich diese in den Herrn dieser Stadt, der ein schöner Jüngling war. Nachdem sie des öfters miteinander gesprochen hatten, trafen sie endlich Abrede über die Art und Weise, wie sie ihre zügellosen Begierden stillen könnten. Die Kaiserin stellte sich tot, und sie wurde begraben. Der Jüngling zog sie aus dem Grabe und führte sie in sein Haus, und sie taten alles, was sie verabredet hatten. Als dann der Kaiser die Geschichte erfuhr, erbot er sich so, daß er das Paar graufam töten und die Stadt zerstören ließ.

Alberti zitiert dann noch drei Stenzen aus dem *Dittamondo* von Fazio degli Uberti, die aber nur eine sehr dunkle Anspielung enthalten, nicht mehr gibt Petrarca im *Itinerarium Syriacum* (Opera, Basel, 1581, 558), der Luni ein »magnum exemplum fugiendae libidinis« nennt und es mit Troja vergleicht, und nur wenig mehr Giov. Villani, *Cronica*, I, I, c. 50 (Triest, 1857, 25): Auf der Reise nach Rom sei die Frau eines Herrn von jenseits der Berge ehebrecherisch entehrt worden, darum habe dieser Herr die Stadt auf seinem Rückwege zerstört. Eine absonderliche Form, die aber zu unserm Märchen stimmt, hat die Sage in der nur bruchstückweise erhaltenen letzten Novelle Sercambis angenommen (ed. Renier, 426f): hier handelt es sich um ein fremdes Königspaar, Astedi und Tamiris, die in Luni landen, die Königin verliebt sich (die Geschichte ist sehr obfzön) in ihren Herbergswirt usw. Mit der Einnahme des Schlaftrunkes schließt das Fragment.

*

Die Verkleidung durch eine Judenhaut findet sich auch in dem deutschen Gedichte, hier wird (Str. 159f.) geschildert, wie Morolf den Juden erficht, ihm dann die Haut oberhalb des Gürtels ablöst, sie einbalfamiert und sie anlegt, dazu Köhler, I, 346f.¹⁾

Die Feststellung, daß die Frau des Heidenkönigs, mit der der Verkleidete spricht, wirklich die Gattin Salomos ist, erfolgt in dem Gedichte dadurch, daß Morolf die Königin, als er mit ihr Schach spielt, den Platz mit ihm tauschen läßt, dabei bemerkt er, als die Sonne durch den Handschuh scheint, das Loch, das er ihr einst gebrannt hat (Str. 246 u. 247). In unserm Texte ist die betreffende Stelle (50, Z. 31-33) verdorben, sie muß etwa so gelaute

¹⁾ Eine künftige Untersuchung dieses Motivs wird an den Ausführungen Joh. Francks bei J. Hanfen, *Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns*, 1901, 662f. nicht vorübergehen dürfen.

haben: Marcolfus habentem in manu corulum reginam ad manum percussit dicens: »Non macules mihi res, nuda (Imperativ) manum!«

Zu dem Rechte, sich die Todesart (oder die Strafe überhaupt) zu wählen, f. Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer*, II, 344f., die Noten Boltes zu Pauli, Nr. 283, und Chauvin, VI, 72. Weiter wären zu nennen: *Compilatio singularis exemplorum*, 151 a, B. Haureau, *Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale*, Paris, 1890f., IV, 219f., *Catof Rom*, III, 24, Nr. 207, 69, Nr. 105, 461, Nr. 72, 552, Nr. 153, 573, Nr. 199 und 602, Nr. 50, P. Pieri, *La storia di Merlino*, ed. I. Sanesi, Bergamo, 1898, 17, Gotthold Regis zu Rabelais, *Gargantua und Pantagruel*, 1832f., II, 521 und J. P. Hebel, *Schatzkästlein*, Nr. 113 (*Sämtl. poet. Werke*, hg. v. E. Keller, III, 251).

Die Bitte, vor der Hinrichtung noch blasen zu dürfen, findet sich auch in dem Gedichte, nur ist hier und ebenso bei Karaditich Salomo der Bläser, ansonsten vergl. man zu dem zugleich als Signal dienenden Abschiedsblasen (=pfeifen, -lingen, -seufzen) Bolte-Polivka, II, 501, Köhler I, 89, 55, 61, 134f., A. Leskien und K. Brugman, *Litauische Volkslieder und Märchen*, 1882, 552, Aug. v. Löwis of Menar, *Finnische und estnische Volksmärchen*, 1922, 110f., ferner Ch. de Livingston, *Les Cent Nouvelles nouvelles de Philippe de Vigneulles*, Paris, 1924, 24f.

Daß schwarze Teufel auf schwarzen Rossen kommen, um eine Seele zu holen, begegnet schon in den *Vitae patrum*, I, VI, c. 14 (Migne, *Patrol. lat.*, LXXIII, 1012), der Streit der Teufel und der Engel um die Seele findet sich in der Mirakelliteratur häufig (vgl. z. B. J. Klapper, *Erzählungen des Mittelalters*, 1914, 362 in Nr. 170 und Arturo Graf, *Miti, Leggende e Superfizioni del Medio Evo*, Torino, 1892, II, 91, 104f., 125 u. 135f.). Die drei Scharen Markolfs kehren wieder bei P. Schullerus, *Rumänische Volksmärchen*, 202 in Nr. 91.

9. Späte Rache. Nach dem 112. Stück des von einem englischen Franziskaner im 13. Jahrhundert zusammengestellten *Liber exemplorum*, nach einem lateinischen Manuskript der Kapitelbibliothek in Durham hg. v. A. G. Little, Aberdeen, 1908, 65f., vorher schon veröffentlicht von P. Meyer in den *Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques*, XXXIV, p. I, 29f. Der Schluß des Märleins lautet: Dieses Exempel predigte Bruder Hugo de Succune (Hugh von Sutton?) jenseits des Meeres (in partibus transmarinis), wobei er sagte, er habe es so erzählen hören, da er solchermaßen einen Zweifel in den Hergang setzte, sagte einer von den vor ihm Sitzenden: »Bruder, erzählet dieses Exempel ruhig, denn ich weiß den Ort, wo sich dies zugetragen hat.«

Das Märlein ist eine ältere Parallele zu dem bei Wesselski, *Mönchslatein* als Nr. 76 wiedergegebenen Stücke der *Gesta Romanorum*, hg. v. H. Oesterley, 1872, Nr. 277, das sich nur in den in England beheimateten Handschriften der *Gesta* findet (f. *Catof Rom*, III, 210 u. 215, Nr. 78 etc., Sidney J. H. Herrtage, *The Early English Versions of the Gesta Romanorum*, London, 1879, 208f.), älter könnte noch die siebente der von J. Klapper herausgegebenen *Erzählungen des Mittelalters*, 1914, 235f. sein, wenn Klapper recht hat, der die Schlußredaktion der in dem von ihm hier benützten Manuskripte enthaltenen Exempelfammlung etwa in das Jahr 1250 verlegen will. Wichtig ist, das die ersten zwei Verse, die in der Variante der *Gesta* der Ritter gegen das Ende der dreißig Jahre über das Tor seines Schlosses schreiben läßt, nach B. Haureau, I, 314 von dem Engländer Serlo von Wilton stammen,

der nach einem wüsten Leben in Paris in das Kloster von L'Aumone gegangen und 1171 dessen Abt geworden ist¹⁾. Zwei volkstümliche welfche Varianten führt Little, 145f. an.

*

Daß in allen Fassungen Gott die Mordtat erst nach dreißig Jahren rächt (f. Bolte-Polívka, II, 535, n, wozu noch die 24. der *Wundergeschichten des Cod. Pal. germ. 118*, Diff. von C. Reinholdt, 1913, 38f. anzuführen wäre), ergibt sich wohl aus der nach dreißig Jahren ablaufenden Verjährungsfrist (Grimm, *D. Rechtsalterth.*, I, 300f.), Gottes Langmut wartet bis zum letzten Augenblicke. In der *Legenda aurea*, c. 119 (deutsch v. R. Benz, 1917f., II, 17) beansprucht der Teufel die Seele eines Sünders mit den Worten: »Er ist mein auch durch Verjährung, denn ich habe ihn dreißig Jahre lang besessen« (vgl. *Catof Rom*, III, 395, Nr. 374), ebenso bestraft Gott den hl. Briccius nach dreißig Jahren (*Leg. aur.*, II, 381, Hugo v. Trimberg, *Der Renner*, hg. v. G. Ehrismann, 1908, I, 139). Melanthon sagt (XX, 604): »Sic hoc loco Deus ulciscitur caedem factam ante annos 30, tricesimus dies et annus sunt critici.«

Über verunkene Schlösser, Städte usw. handelt M. Winternitz, *Die Flutlagen des Altertums und der Naturvölker*, 1901, 312f.

10. Das Fräulein von St. Gilles. Nach der *Scala celi* von Johannes Junior, Aug. Ulm, 1480, 27b f.

Vgl. Bolte-Polívka, I, 295ff. und die Dissertation H. Däumlings, *Studie über den Typus des „Mädchens ohne Hände“*, München, 1912, dazu noch Hilka, *Compilatio*, 13f., E. Tegethoff, *Französische Volksmärchen*, 1923, I, 61f., 309, bin Gorion, *Born*, I, 189f., 362.

11. Der wahrhafte Knecht. Nach einer Erzählung in einem aus dem 13. Jahrhundert stammenden Manuskript von Cambridge, abgedruckt bei Th. Wright, *A Selection of Latin Stories*, London, 1842, 1f.

Vgl. meine Nachweisungen zu *Mönchslatein* Nr. 1, denen noch anzufügen wären Köhler-Bolte, *ZVP*, VI, 62, Marc Monnier, *Les contes populaires en Italie*, Paris 1880, 103 f., Baffet, *RTP*, XX, 333, W. Wiffler, *Plattdenksche Volksmärchen*, 1914, 117f. und Svend Grundtvig, *Gamle danske Minder*, Ny Saml., Kopenhagen, 1857, 54f. = Kl. Stroebe, *Nord. Volksm.*, I, 87f. in Nr. 16, erweitert in der Überfetzung A. Strodtmanns, 1879, 250f.

*

Zu der Pflicht des Hirten, von verendetem Vieh Kopf und Haut vorzuweisen, f. Grimm, *D. Rechtsalterth.*, II, 132f.

Eine merkwürdige Parallele zu der Repräsentation des Anzuspredhenden durch einen Stock bietet der Kommentar zur 152. Strophe des *Dhammapada* (Burlingame, II, 343f.).

12. Der Lohn für das Begräbnis. Nach einem Märchen, das Al. d'Ancona 1868 unter dem Titel *Novella di messer Dianese, e di messer Gigliotto* aus einem dem frühen

¹⁾ Zu den Versen vgl. man noch außer Wander, II, 1578, Nr. 3 u. 11 Odo v. Ceritona bei L. Hervieux, *Les fabulistes latins*, 2^{me} éd., Paris, 1893 f., IV, 332, Herrtage, 489, H. E. Bezenberger, *Fridankes Bescheidenheit*, 429, S. Bernardinus, *Quadragesimale*, sermo 22 (*Opera*, Lugduni, 1650, I, 111), Michel Menot, *Sermons choisis*, nouv. éd. par J. Nève, Paris, 1924, 9, *Luthers Tischreden*, IV, 335, Melanthon, XXV, 432, G. Stengelius, *De iudiciis divinis*, t. IV, c. 27 (deutsche Ausg. IV, 271), Engelgrave, *Lux evangelica*, II, 422, St. Guazzo, *Dialoghi piacevoli*, Venetia, 1586, 172b, *Joe Miller's Complete Jest Book*, London 1844, 22, und Fr. Seiler, *Deutsche Sprichwörterkunde*, 1922, 90.

vierzehnten Jahrhundert entflammenden Florentiner Kodex herausgegeben hat, es ist unter den andern Erzählungen dieser Handschrift abgedruckt bei Giov. Papanti, *Catalogo dei novellieri in prosa*, Livorno, 1871, I, xxxviii f. und dann bei Guido Biagi, *Le novelle antiche*, Firenze, 1880, 190f., vgl. D'Ancona, *Stufj di critica e storia letteraria*, 2a ed., Bologna, 1912, II, 156f.

Dieses Märchen, dessen Verwandtschaft mit der Tobia-Legende seit dem Erscheinen von Simrocks Buch *Der gute Gerhard und die dankbaren Toten* (1856) nicht mehr bestritten wird, ist nach seinem Grundzug, dem verweigerten Begräbnis, eine uralte Rechtsfage (G. Huet in der *RTP*, XXIV, 305f.). Die ausführlichste Unterfuchung findet man bei Bolte-Polivka, III, 490-517, die schlechterdings alles damals Erreichbare heranzieht. Von spätern Publikationen sei nur erwähnt Hermann Gunkel, *Das Märchen im Alten Testament*, 1921, 90-93 mit dem Schlußfatz: »Für den Märchenforfcher aber ist bedeutfam, daß das Märchen Andersens vom Reifekameraden in dem besprochenen wichtigften Zuge (daß der Helfer der Tote selber, nicht aber ein Engel Gottes ist) eine ältere Form zeigt als die biblische Legende, die um zwei Jahrtausende älter ist.« Das Märchen ist in der ganzen alten Welt verbreitet, nur nicht in Indien, wo ihm die Leichenverbrennung, die sich ja bis heute erhalten hat, im Wege steht.

Aus Büchern, die nach der Veröffentlichung der *Anmerkungen* Bolte-Polivkas erschienen sind, sei auf folgende Parallelen aufmerksam gemacht: A. v. Löwis, *Finnische und estnische Volksmärchen*, 72f., Nr. 22, 103f., Nr. 35 (beide finnisch), V. Tille, *Verzeichnis der böhmischen Märchen* (= *FF Communications* Nr. 34), 210f., Maxim. Lambertz, *Albanische Märchen*, 1922, 209f., H. Schmidt und P. Kahle, *Volksersählungen aus Palästina*, 1918, 84f., Nr. 34, 90f., Nr. 35, D. L. R. Lorimer und E. O. Lorimer, *Persian Tales*, London, 1919, 169f., P. Hambruch, *Malaiische Märchen*, 144f., Nr. 43 und bin Gorion, *Born*, V, 76f., 299, VI, 224f., 316, ebendort, I, 31 eine Übertragung eines der von M. Gaster herausgegebenen hebräischen Texte des Tobit-Buches (f. M. Löhr bei E. Kautzsch, *Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments*, 1900, I, 136) und 37f. eine Übersetzung der Version von Joseph bin Sabara (f. auch 348f.).

Daß die Rolle des Fisches in dem Tobit-Buch auch außerhalb der Blindenheilung nicht unwesentlich ist, darauf haben M. Plath, *Theologische Studien und Kritiken*, LXXIV, 377f. und H. Schmidt, *Jona*, 1907, 167f. aufmerksam gemacht, geradezu die Stelle des dankbaren Toten nimmt er nun ein in dem siebzehnten der *Neuaramäischen Märchen* Bergsträubers (55f.) und in dem persischen Märchenroman von den drei Derwischen, den Reuben Levy 1923 aus dem Manuskript *Ouseley 389* der Bodleiana übersetzt hat (*The three Dervishes and other Persian Tales*, Oxford Univ. Press, 11f.).

Schließlich sei noch ein bisher unveröffentlichtes Märlein mitgeteilt aus dem im *Catof Rom*, III, 441 f. beschriebenen Manuskript *Royal 15 D. v* des British Museums, das in französischer Sprache geschrieben ist und aus dem späten 15. Jahrhundert stammt:

Exempel zur Exkommunikation.

Eine Edeldame, die eine große Herrschaft besaß, ließ auf den Rat ihrer Leute eine Tjoff ausrufen, um den, der die Ehre des Tages haben werde, zum Gatten zu nehmen, auf daß sie einen wackern, weidlichen Ritter habe, der ihr Land verteidigen und bewahren könne. Viele Edelleute zogen hin, und unter ihnen war auch einer, der herbergte eines Nachts in dem Hause eines Schusters, und der Schuster war vor kurzem gestorben und lag noch auf der Bahre. Der Ritter fragte, warum man ihn so lasse, anstatt ihn zu begraben, und seine Freunde sagten, er sei exkommuniziert und habe nicht Geld genug gehabt, um sich losprechen lassen zu können. Von Erbarmen gerührt, ließ der Ritter sein Pferd verkaufen, auf dem er hätte tjoftieren sollen, und ließ seinen Wirt losprechen und zur Erde befatten.

Als der Tag der Tjoff gekommen war und der Ritter sah, daß er kein Pferd hatte, war er sehr betrübt. Auf einmal aber kam ein Kaufmann, und der sagte zu ihm, er würde ihm ein gutes Pferd unter der Bedingung geben, daß er die Hälfte des Gewinnes bekäme, den der Ritter an diesem Tage zu erringen vermöchte. Der Ritter gewährte ihm das gar gern, und er nahm das Pferd des Kaufmanns und bestieg es und ritt zur Tjoff. Dort hielt er sich so trefflich, daß ihm vor den andern die Ehre der Tjoff ward, und er bekam die Dame zur Gattin und mit ihr ihr Land. Als er aber am Abend mit ihr schlafen wollte, kam der Kaufmann und pochte an die Tür und gab nicht nach, bis ihm gewährt wurde, mit dem jungen Herrn sprechen zu dürfen. Und kaum stand er vor ihm, so sagte er: »Du kennst sehr wohl den Handel, der zwischen uns geschlossen worden ist, und darum will ich die Hälfte von allem haben, was du auf meinem Pferde gewonnen hast.« — »Freund,« sagte der Ritter, »nehmet, was Ihr wollt, und laßt mir den Rest.« Als ihn der Kaufmann so bescheiden reden hörte, sagte er: »Teurer Freund, wisset Ihr denn, wer ich bin?« Und der Ritter sagte: »Ihr seid der Kaufmann, von dem ich das Pferd unter derumder Bedingung gekauft habe.« — »Wahrhaftig, mein Freund,« sagte der andere, »ich bin jener Schuster, dessen Losspruch wegen Ihr Euer Pferd um Gottes willen verkauft habt. Darum hat mich Euch Gott geschickt und Euch durch mich gegeben, was Ihr habt, und hat Euch all die Ehre gewinnen lassen, die Ihr gewonnen habt, und er will Euch so wohl wie sonst niemand auf Erden. Und so befehle ich Euch unserm Herrn.« Und mit diesen Worten verschwand er.

Und der Ritter verhartete in der Liebe zu unserm Herrn. Er hatte eine gute Frau und ein gutes Pferd, er hatte großen Besitz und eine große Herrschaft, und sein Gut nutzte er, um den Armen zu helfen aus Liebe zu unserm Herrn, so daß er und seine Frau in den Hafen des Heils gelangten¹⁾.

*

Zu der hinterlistigen Art der Teilung vgl. man I. VI, c. 3 der *Excerpta* aus den *Controversiae* des ältern Seneca, wo der legitime ältere Bruder auf die eine Seite die ganze Erbschaft, auf die andere Seite die Mutter des jüngern stellt; diese Geschichte kehrt in den *Gesta Romanorum*, Oesterleys Ausgabe als Nr. 90, in dem von S. Herzstein herausgegebenen *Tractatus de diversis historiis Romanorum*, 1893 als 45. Kapitel wieder. Vgl. weiter Wander, vo. *Ästerer* (I, 63) und *Theilen*, Nr. 10 (IV, 1146f.).

13. Die Teilung des Lohns. Nach der nur in einem englischen Manuskript vorkommenden Erzählung der *Gesta Romanorum*, ed. by S. J. H. Herrtage, 413f., Nr. 90; vgl. 506f.

Ausführlich handeln über den Stoff Bolte-Polívka, I, 62-65 zu Grimm Nr. 7; hier einige Ergänzungen: Guillaume Bouchet, *Second livre des Serées* (1597), éd. Roybet, Paris, 1873f., III, 35 = *Thésor des récréations* (1605), Douay, 1616, 250f.; *Doctae nugae Gaudentii Jocosii*, Sulzbach, 1710, 48f.; Voltaire, *Contes en vers* in den *Oeuvres complètes*, Paris, 1827, I, 956, Gottf. C. Pfeffel, *Der Herzog und der Paladin in Fabeln und poetische Erzählungen*, 1840, 260f.; Joe Miller, 272f., Nr. 882; M. Jókai, *Wir bewegen die Erde*, Deutsche Ausg. 1875, IV, 5; G. Goyert und K. Wolter, *Vlämische Sagen*, 1917, 55f. (leider ohne Quellenangabe); W. Willer, *Plattd. Volksm.*, 140f.; M. Möller, *Die Spieluhr*, 1919, 28f.; Bompas, *Santal Parganas*, 141f., Nr. 40; W. Anderson, *Kaiser und Abt* (= *FF Communications*, Nr. 42), Helsinki, 1923, 360.

14. Die Wette um die Augen. Nach einem Predigtmärlein Pefbarts, abgedruckt bei Katona, 35f.; vgl. auch 13f.

¹⁾ Über die Folgen der Exkommunikation wissen zwar die mittelalterlichen Prediger viel zu erzählen, so, daß von einem Exkommunizierten kein Hund und kein Schwein mehr einen Bißten Brot nehmen, daß die Störche nicht mehr auf seinem Hauße nisten, daß er sofort nach dem Tode schwarz wird wie Pech, daß er im Grabe keine Ruhe findet, aber ein Verbot, Exkommunizierte zu beerdigen, hat es wohl nirgends und nie gegeben.

Ausführlich haben über dieses Märchen Bolte-Polívka, II, 468-482 gehandelt; eine Monographie darüber von R. Th. Christianen ist unter dem Titel *The Tale of the two Travellers* 1916 als Nr. 24 der *FF Communications* erschienen.

Christianen sieht die »Central episode« der ihm bekannten zehn modernen indischen Fassungen und der Erzählung des dhainistischen *Kathākośa*, natürlich dann auch der andern Aufzeichnungen des Märchens in dem Zuge, daß ein Blinder (oder Krüppel usw.) ein ihm (oder andern) wichtiges Geheimnis durch das Belauschen von Wesen dieser oder jener Gattung erfährt (117f.). Zu diesem Motive nun bezieht er sich, um sein hohes Alter nachzuweisen, auf ein Märchen in dem von Th. Benfey übertragenen (Kologartenfchen) Text des *Pañśātantra* (Benfey, II, 256f.) folgenden Inhalts:

Ein Königssohn sieht dahin, da eine Schlange in seinem Leibe steckt. Einmal kommt, während er schläft, seine Gattin dazu, wie diese Schlange, die den Kopf aus seinem Munde gesteckt hat, mit einer andern Schlange spricht, und erfährt so nicht nur die Art, wie beide Schlangen getötet werden können, sondern auch das Versteck eines Schatzes. Sie heilt natürlich den Gatten und hebt den Schatz.

Dieses Märchen hat Benfey (I, 370) in einen Zusammenhang mit dem unfern Stoff behandelnden 107. Märchen der Brüder Grimm gebracht, das er als »buddhistisch und wahrscheinlich durch die Mongolen nach Europa gelangt« bezeichnet. Das genügt für Christianen, um — nachdem er nach einem Zitat aus zweiter Hand angeführt hat, das *Pañśātantra* sei im zweiten Jahrhundert v. Chr. entstanden — zu dem Schlusse zu gelangen: »It now is apparent that this episode goes far back in Indian tradition.« Leider aber hat Christianen übersehen, daß Benfey selbst sagt, dieses Märchen sei »ein verhältnismäßig später Zusatz«, tatsächlich findet er sich, soweit bis jetzt feststeht, zum ersten Male in dem 1199 n. Chr. vollendeten *Pañcākhyāna* des Dhaina-Mönches Purābhadrā (Hertel, *ZDMG*, LVIII, 58 und *Pañcatantra*, 76f.).

Bei dieser Hinaufdatierung seiner »central episode« um mehr als ein Dutzend Jahrhunderte ist es begreiflich, daß es Christianen einigermaßen unangenehm empfindet, daß er für jenen Teil des Märchens, den er als »introduction« bezeichnet, keinen ältern Text heranziehen kann als das von Benfey als »letzt-erreichbare Urform« angeführte 33. Kapitel des *Dsangsun*, der in das dreizehnte Jahrhundert zurückgeht, und die 18. der Schiefner-Ralstonfchen *Tibetan Tales*. Zu dieser zweiten Geschichte aber wäre eine ältere Form zu finden gewesen, sie steht nach einem chinesischen Werke, das in dem Jahre 710 unserer Zeitrechnung aus dem Sanskrit übertragen worden ist, bei Chavannes, II, 389f., Nr. 381, und die Übereinstimmung ist so groß, daß auf eine Wiedergabe verzichtet werden kann. Außerordentlich viel Ähnlichkeit hat sie aber auch mit der zwar bei Bolte-Polívka genannten, von Christianen jedoch außer acht gelassenen Fassung in den *Heft paikar* des 1202 verstorbenen persischen Dichters Nisami, wo es sich freilich nicht mehr wie in den zwei tibetanischen Erzählungen und in der indisch-chinesischen um Brüder handelt (*The Haft Paikar*, transl. by C. E. Wilton, London, 1924, I, 214f.; vgl. Hammer-Purgstall, *Geschichte der schönen Redekünste Persiens*, 1818, 116f.).

In all diesen Versionen und auch noch in der auf Nisamis Fassung beruhenden Erzählung in den *Heft menzer* des 1520 gestorbenen Persers Hatifi (W. A. Clouston, *Popular Tales and Fictions*, London, 1887, I, 257f.) fehlt das Motiv der Belauschung; ebenso fehlt es noch in einem südlichen »Textus amplior« des *Pañśātantra*, über den Hertel in der *ZDMG*, LX und LXI gehandelt hat (Hertel meint, diese Rezension sei keineswegs modern, spricht aber

keine nähere Vermutung über ihr Alter aus). Das betreffende Stück, das 35. Kapitel des 1. Buches erzählt (LXI, 49f.):

König und Minister streiten, ob Unrecht oder Recht in der Welt herrsche. Zuerst befragen sie ein lahmes Pferd, dann einen alten Stier, beide, die viel Undank erfahren haben, befestigen die Meinung des Königs¹⁾, und dieser sticht dem Minister die Augen aus. Ein Vogel, den der Minister früher einmal vor dem Tode gerettet hat, bringt ihn zu Brahmas Reittier, und dieses gibt ihm neue Augen, eine Stadt und langes Leben. Der König, der weiter ungerecht regiert, wird vertrieben, er flüchtet sich zu seinem ehemaligen Minister, und dieser setzt ihn wieder in sein Reich ein.

Diese Fassung, die Christianen ebenfalls unbekannt geblieben ist, hat große Wichtigkeit, weil sie in ihrem Eingange eine außerordentlich nahe Parallele zu dem Beginn von Pelbarts Exempel, aber auch zu dem von Katona, 36 aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts mitgeteilten Märlein bietet, dem sie überdies noch in der Art der Heilung des Blinden nahesteht, von beiden lateinischen Versionen weicht sie darin ab, daß in ihr der Böse nicht bestraft wird. In wesentlichen Zügen aber stimmt diese Erzählung des südlichen *Pañśātantra* auch zu dem 28. Exemplo des dem frühen 14. Jahrhundert angehörenden *Libro de los gatos* (*Escrit. ant. al siglo XV*, 551f.). Auch dort gibt es eine Wette, allerdings in der Gestalt, ob es mehr Gewinn bringe, zu lügen oder die Wahrheit zu sprechen, und entschieden wird sie nicht durch Befragung, sondern durch eine Probe in dem Lande der Affen²⁾, aber der Blendung, die freilich durch die beleidigten Affen geschieht (später spricht immerhin der Geblendete an zwei Stellen von seinem Gefährten als dem Täter), folgt die Belaufung eines Gesprächs von Tieren, in dem ein Fuchs erklärt, wie eine stumme Königstochter und ihr blinder Vater geheilt werden könnten, weiter die eigne Heilung und die der andern und die Erhöhung. Später treffen die beiden Gefährten einander wieder: Mala Verdad, der einen blinden Sohn zu haben angibt, fragt, wie es der andere angestellt habe, das Augenlicht wieder zu erhalten, er begibt sich an jenen Ort, wird aber von den Tieren zerrissen. Hier haben wir also zum ersten Male in dieser Märchengruppe das Motiv der Blendung verknüpft mit dem der Belaufung, gleichzeitig aber auch den Zug der mißglückten Nachahmung, für den wir — abgesehen von dem *Dsangsun*, wo jedoch der Nachahmer sein Schicksal durch Überhebung herbeiführt — ebenfalls noch keinerlei ältere Parallele, weder in Indien noch sonst irgendwo haben.

Ohne Blendung nun und in ganz anderer Einkleidung finden wir Belaufung und mißglückte Nachahmung schon mehr als ein Jahrhundert früher in einer hebräischen Erzählung, die M. Gaster aus einem Oxforder Manuskript in der *Folklore*, VII, 231f. übersetzt hat und die sich auch sonst noch in der jüdischen Literatur findet (vgl. *Folklore*, I, 277f. und bin Gorion, *Born Judas*, II, 199f., dazu 353, 366, 368):

Zwei Weggenossen, ein Jude und ein Heide, streiten, wessen Glaube der bessere sei, und werten schließlich um ihr Geld, sie beschließen, darüber die Leute zu befragen. Dreimal kommt ihnen Satan, jedesmal in anderer Gestalt, entgegen, und immer gibt er dem Heiden Recht. Der Jude muß also sein Geld hergeben. Betrübt legt er sich unter freiem Himmel schlafen. In der Nacht erfährt er aus dem Gespräche dreier Teufel nicht nur, wie er betrogen worden ist, sondern auch wie der Tochter des Kaisers, die nicht gebären kann, zu

¹⁾ Dieser Zug kehrt wieder in der zweiten Erweiterung der Apokryphen Fabel von dem Manne und der Schlange, wo die Behauptung der Schlange, Undank sei der Welt Lohn, anders als in den indischen und arabischen Versionen, zuerst durch ein Roß und dann durch einen Ochsen bewährt wird; ihre älteste Fassung steht wohl bei Odo von Ceritona (Hervieux, IV, 381f.). Vgl. Bolte-Polívka, II, 420 und den mir unzugänglich gebliebenen Aufsatz von K. MacKenzie in der *Modern Philology*, I (Chicago, 1904), 497, der im *Catol Rom*, III, 54 zitiert ist.

²⁾ Diese Episode hat der Verfasser des *Libro de los gatos* einer der Fabeln Odos von Ceritona (Hervieux, IV, 201f.) entnommen, wie denn sonst sein ganzes Buch nur eine Bearbeitung von Odos Sammlung ist (Hervieux, IV, 106f.). Zu ihrer Verbreitung vgl. Bolte-Polívka, II, 473 n; nicht ohne Beziehung zu ihr steht wohl die Nr. 52 bei Chavannes, I, 195f.

helfen wäre und was man anstellen müßte, damit ein Brunnen wieder Wasser gebe. Auf diese Art wird er reich, den Heiden aber, der ihm nachahmen will, töten die Teufel.

Die Frage, die sich hier wohl jedermann unwillkürlich stellt, ist: Hat dieser jüdische Apolog nicht etwa, wie so viele andere, eine arabishe Parallele? Prüfen wir, was von der alten arabischen Literatur zugänglich ist.

Christiansen kennt nur zwei alte arabische Aufzeichnungen ähnlicher Märchen: die eine, in den schon erwähnten *Fakihāt al-ʿAbulafāʾ* von ibn ʿArabidhah bietet aber nur den einen Zug, daß ein Geblendeter durch Belauschung zweier Genien erfährt, wie er sein Gesicht wieder bekommen kann, die andere ist die Geschichte von Abū Nijje und Abū Nijjatein in *1001 Nacht* (Chauvin, V, 11-13), die von den allgemein in Betracht kommenden Motiven nur die Belauschung, die Heilung der Prinzessin und die mißglückte Nachahmung enthält, während die Blendung fehlt. Diese Geschichte aber, die, freilich mit ganz anderm Eingang, die wesentlichen Züge der hebräischen Erzählung enthält, findet sich erst in ganz jungen Manuskripten von *1001 Nacht*, daselbe gilt von der bei Chauvin unmittelbar nach ihr behandelten von Muḥsin und Muḥi, die Christiansen, obwohl in ihr auch der Zug der Blendung vorkommt, merkwürdigerweise nicht erwähnt. Noch sonderbarer aber ist, daß Christiansen auch an dem dritten der von Chauvin zu einer Gruppe zusammengefaßten Märchen vorübergeht, das schon in der ältesten erreichbaren Gestalt der *1001 Nacht*, nämlich in jener von Galland benutzten, dem 14. Jahrhundert entstammenden Handschrift begegnet, dies ist die Geschichte von dem Neider und dem Beneideten (Henning, VII, 160f., Littmann, I, 151f.), die, in einigen Zügen zu der von Abū Nijje und Abū Nijjatein stimmend, von einer Befrafung des Bösen (des Neiders) überhaupt abieht, also auch nicht zu der hebräischen Erzählung gestellt werden kann.

Das oben erwähnte Märchen aus Pūrṇabhadras 1199 vollendeten *Pañcākhyānaka* von dem belauschten Gespräche einer in dem Leib eines Menschen steckenden Schlange mit einer andern, das im *Kathāratnākara* (I, 69f.), im *Pañcākhyānavārttika* (übers. v. Hertel, 1923, 11f.) und in Nirmala Paṭhakas *Pañcōpākhyāna* (Hertel, *Pañcatantra*, 278) wiederkehrt und heute noch in Indien erzählt wird (M. Frere, *Old Deccan Days*, 2nd ed., London, 1870, 120f., A. Dracott, *Simla Village Tales*, London, 1906, 121f.), ist in einer schier unglaublich kurzen Zeit nach Europa gewandert, kaum zweihundert Jahre später erscheint es bei Sercambi (Renier, 303f., Nr. 86, leider nur als Fragment erhalten), wo es sich allerdings um Frösche handelt, deren einer in dem Leib der Prinzessin steckt (s. Köhler, II, 610). [In seinem Buche *Primitive Gemeinschaftskultur*, 1921, 63f., vergleicht Hans Naumann dieses Märchen, das er allerdings nur in der Fassung des *Pañcākhyānavārttika* kennt (nach Hertels Übersetzung in den *Indischen Märchen*, 293f.), mit der auf Aimoin und Paulus Diaconus zurückgehenden Sage von König Guntram, die die Brüder Grimm in ihre Sammlung aufgenommen haben (Nr. 433), und kommt nach einer komplizierten Untersuchung zu dem Schlusse, zwischen den hier wie dort entstandenen Motivketten bestehe kein direkter Zusammenhang. Die Untersuchung, auf die Naumann übrigens noch in den *Grundzügen der deutschen Volkskunde*, 1922, 147 zu sprechen kommt, wäre erheblich interessanter geworden, wenn er, von andern europäischen Erzählungen abgesehen, das bachtjarische Märchen bei Lorimer, 311f. (*The Story of the Shepherd who Found a Treasure*) zur Vergleichung herangezogen hätte.] Im übrigen ist das Motiv der Belauschung, das Christiansen sonst nur noch aus der Geschichte der tugendhaften Kirtisena bei Somadeva kennt (ed. Tawney, I, 260f.), in Indien weit und sehr früh verbreitet, Maurice Bloomfield hat im *American*

Journal of Philology, XLI, 309-355 eine außerordentlich große Zahl von Erzählungen, die es enthalten, verzeichnet. Etwa gleichzeitig mit Pūrṇabhadra hat es die *Mahāvamsa-Ṭikā* (W. Geiger, *Dipavamsa und Mahāvamsa*, 1905, 40f.), wo ein Blinder Bienen beläuft, vorher noch das 416. Dśhātaka (III, 452), das den Bohdīfātva dem Gespräche einer Schakalmutter mit ihren Jungen zuhören läßt, weiter die Dśhātaka 284 und 445 (II, 467f., IV, 42f.), die als Vorfahren des Grimmschen Märchens *Die zwei Brüder* anzusprechen sind (Bolte-Polívka, I, 542f., J. Hertel zu Jinakirtis *Geschichte von Pāla und Gōpāla*, 1917, 37f., Bloomfield, 323). Noch weiter zurück liegt das Vorkommen des Motivs in der *Chāndogya-Upaniṣad* und im *Mahābhārata* (Bloomfield, 312 und 327f.). Eine wesentliche Ergänzung zu Bloomfields Nachweisen, die sich ja nur auf Indien erstrecken, bilden die Ausführungen Boltes und Polívkas zu den Märchen 6, 55, 88, 108, 119a und 125 der Brüder Grimm, woraus die Verbreitung des Motivs auf der ganzen Erde erhellt. Dieses ist aber auch weder der christlichen, noch der jüdischen frommen Literatur fremd: In den *Vitae patrum*, I. IV, c. 54 (Migne, LXXIII, 847) beläuft ein Mönch einen Konvent unzähliger Dämonencharen; in den *Dialōgi* des hl. Gregor (Migne, LXXVII, 229) tut dies ein Jude, und dieses Märlein ist in den eisernen Bestand der Exempel-Sammlungen übergegangen. Der hl. Laurentius erfährt auf dieselbe Weise, daß er der Sohn des Königs von Spanien ist (*Gesta Rom.*, hg. v. Oesterley, Nr. 201, Wellski, *Mönchsleben*, Nr. 49). Um die Beläufung von abgehenden Seelen, die sich über die der Ausfaat günstige Zeit unterhalten, handelt es sich in dem talmudischen Traktat *Berachoth* (Aug. Wünsche, *Der babylonische Talmud*, 1886f., I, 41f., G. Levi-L. Seligmann, *Parabeln, Legenden und Gedanken*, 1863, 79f.).

Wie wir also sehen, ist der Zug der Beläufung, Christiansens »central episode«, nicht spezifisch indisch, und wenn auch zugegeben werden muß, daß die Belege in der *Upaniṣad* und dem *Mahābhārata* älter sind als die in dem Talmud und in den Leben der Väter, so würde es wohl eine Gewaltfameit bedeuten, einen einzigen Ursprung anzunehmen. Je weiter man nämlich zeitlich zurückgeht, desto verständlicher wird die Entstehung des Motivs nicht nur in Indien, sondern überall, denn in einem Kulturstande, der bei den Indern in unvor-denkliche Zeiten verlegt werden muß, aber bei manchen primitiven Stämmen jetzt noch zu beobachten ist, gilt dem Menschen das Tier, von Dämonen, Verstorbenen usw. gar nicht zu reden, als ein vielleicht zwar gleichartiges, aber mit höhern Kräften ausgestattetes Wesen und wird zu einem Gegenstande der Verehrung, ja der Vergottung (f. z. B. Eduard B. Tylor, *Primitive Culture*, London, 1871, II, 208f., deutsche Übersetzung von J. W. Spengel und Fr. Poske, 1873, II, 230f.). Das Motiv der Beläufung von Tieren gehört also wohl wie das der Unterweifung durch ein Tier zu jenen Motiven, die überall haben entstehen können und wirklich fast überall entstanden sind.

Dieses Motiv der Beläufung ist nun auch in die spätern indischen Fassungen des Märchens von den zwei Wanderern eingefügt worden: nicht nur der *Kathākośa*, den auch Christiansen kennt, hat es (transl. by C. H. Tawney, London, 1895f., 160f.), sondern auch das *Pārśvanāthacaritra* von Bhavadevasūri (M. Bloomfield, *The Life and Stories of the Jaina Savior Pārśvanātha*, Baltimore, 1919, 26f.). In diesen zwei Märchenfassungen, die beide der Dīchāina-Literatur angehören¹⁾,

¹⁾ In Leumanns Noten zu dem *Kathākośa* heißt es (239) zu dieser Geschichte, sie finde sich auch in den *Āvaśyaka*-Erzählungen; würde das stimmen, so könnte diese Form älter sein als die chinesisch-indische. Der weitere Verweis Leumanns auf Hēmacandras *Parīṣṭaparvan*, III, 234-275 hat nur so viel Bedeutung, daß die Helden der zwei ganz verschiedenen Erzählungen den gleichen Namen tragen.

begibt sich der Gute, ein Prinz, Lalitaṅga mit Namen, weil es ihm verwehrt wird, Freigebigkeit zu üben, außer Landes, und sein einer niedrigen Kaste angehörender schlechter Freund Sajjana schließt sich ihm an. Es folgt der Streit, was besser sei, Tugend oder Sünde, weiter die Bestätigung der Behauptung Sajjanas durch Leute aus dem Volke und die Blendung. Unter einem Baume liegend, erfährt der Geblendete aus dem Gespräch etlicher Bharaṇḍa-Vögel, daß die blinde Prinzessin Puspavati, für deren Heilung ihr Vater, der König Jitaśatru von Campa, als Belohnung ihre Hand und sein halbes Reich ausgesetzt hat, durch den Saft einer sich um den Baum windenden Schlingpflanze ihr Augenlicht wiedergewinnen könne. Der Prinz heilt sich auf diese Weise selber, dann kriecht er einem der Vögel in die Federn, und dieser trägt ihn am Morgen nach Campa. Er heilt die Prinzessin und wird ihr Gatte und Mitbesitzer des Reiches. Eines Tages sieht er seinen treulosen Freund in der Stadt betteln, er vergilt ihm die Bosheit durch Güte. Undankbarerweise aber tradet Sajjana, den König seinem Retter zu entfremden, und erzählt ihm, er sei ein Prinz, Lalitaṅga aber ein Töpferlohn. Daraufhin befiehlt der König einigen Sklaven, jenen Mann, der am Abende an eine gewisse Stelle des Palastes kommen werde, zu töten, und schickt Lalitaṅga hin. Puspavati aber, die Verdacht geschöpft hat, bestimmt ihren Gatten, an seiner Statt Sajjana zu schicken, und dieser wird denn auch getötet.

Einigermaßen anders erzählt die schon zu unserm 2. Märchen erwähnte *Suvābahuttarīkathā*, der Inhalt dieser Geschichte (Hertel in der *Festschrift für Ernst Windisch*, 1914, 149f.) sei in Schlagworten wiedergegeben:

Prinz und Barbier – Streit – Bestätigung der Behauptung des Barbiers durch eine Greisin – Belaufung des Gesprächs eines Bharaṇḍa-Vogels mit seinem Weibchen, daß ihre Exkremente Blindheit und Ausatz heilen – eigene Heilung – Heilung eines ausfätzigen Königs – Vermählung mit dessen Tochter – Barbier sprengt das Gerücht aus, der neue Schwiegerlohn sei der Kaste nach ein Barbier – der König befiehlt einem Tschandala, eine Pfanne siedenden Oles vorzubereiten und den hineinzuwerfen, den er schicken werde, und schickt den Prinzen, dieser bleibt auf Anraten seiner Frau zu Hause – der Barbier will sich vergewillern, ob sein Plan gelungen ist, geht hin und wird in die Pfanne geworfen.

Wie man sieht, steht bei allen drei (oder zwei) Erzählern das Motiv der Belaufung für sich allein, und die Bestrafung des Bösewichts geschieht auf eine andere Weise, merkwürdig genug in dem einen Falle auf dieselbe Art wie in dem *Gang zum Eisenhammer* (Chauvin, VIII, 143f., Chavannes, I, 169f. etc. etc.), von dem Zuge der Nachahmung, die dem Schlechten den verdienten Lohn bringt, ist keine Rede. Für die Verbindung der zwei Motive, der Belaufung und ihrer Nachahmung, ist in Indien noch keine literarische Parallele gefunden worden, ebenso wenig kennen sie die persischen Varianten, und auch die einzige alte arabische Version weiß nichts von ihr. Schier unvermittelt ist sie auf einmal in dem jüdischen Apolog da, dann in dem *Libro de los gatos* und bei Pelbart, rudimentär auch in dem von Katona mitgeteilten Märlein, gleichsam als Erfüllung einer poetischen Gerechtigkeit.

Bei Bolte-Polívka wird das Mißgeschick des Nachahmers in eine Parallele gestellt mit dem peinlichen Schicksal, das in dem Märchen von den zwei Buckligen den traurigen Helden betrifft, der nicht nur seinen Buckel behält, sondern auch den dazu bekommt, dessen sein glücklicher Gefährte entledigt wird. In demselben Werke wird (III, 324f.) mit diesem Märchen eine Reihe anderer verglichen, in denen das Geschick seine Gaben verdienstermaßen ungleich austeilt, aber eine sehr interessante, sozusagen historische Version ist den gelehrten Herausgebern entgangen. Sie ist inschriftlich erhalten auf einer jener Tafeln, die die von Asklepios in seinem Heiligtum in Epidauros Geheilten gleichsam als Bestätigung ihrer Heilung zu widmen pflegten, und erzählt folgendermaßen (O. Weinreich, *Antike Heilungswunder*, 1909, 90 und 96, J. G. Frazer, *Folk-Lore of the Old Testament*, London, 1916f., II, 45f.):

Pandaros, ein Thessaler, hatte Brandmale an der Stirn. In dem Heiligtum schlafend, sah er in einem Traumgesicht den Gott, der ihm die Stirn mit einer Binde umwickelte, und der Gott befahl ihm, diese Binde nach dem Verlassen des Heiligtums abzunehmen und sie

in den Tempel zu stiften. Als Pandaros am Morgen aufstand, nahm er die Binde ab, und siehe, die Brandmale waren von der Stirn auf die Binde übergegangen. Er stiftete die Binde in den Tempel und reifte ab. Von Athen aus fandte er nach Epidauros seinen Sklaven Echedoros mit einem Geldbetrage, den dieser als Dankopfer in den Tempel bringen sollte. Nun hatte auch Echedoros Brandmale an der Stirn, daher legte er sich, ohne im übrigen das Geld abzugeben, ebenfalls in das Heiligtum in der Hoffnung, sie ebenso wie sein Herr loszuwerden. Auch ihm erschien der Gott im Traume, fragte ihn aber, ob nicht Pandaros durch ihn Geld schicke. Der Sklave leugnete, versprach jedoch dem Gotte, er werde, wenn er ihn heile, sein Bild machen lassen und es ihm widmen. Der Gott hieß ihn, die vordem von Pandaros gebrauchte Binde zu nehmen und sie sich um die Stirn zu wickeln, wenn er dann das Heiligtum verlasse, solle er sie abnehmen, sich das Gesicht in dem Quell waschen und sich dann im Wasser betrachten. Dies getan, sah Echedoros, daß sich nunmehr zu seinen Brandmalen auch die seines geheilten Herrn gefellt hatten.

Dem altgriechischen schlechten Kerl Echedoros ergoht es also genau so wie dem bössartigen Budkligen, der zu dem eignen Höcker noch den seines Gefellen bekommt, es geht ihm aber auch ähnlich wie dem schlechten der beiden Gefährten in unserm Märchen, der dem guten nachahmen will, es geht ihm ähnlich wie der Pechmarie, die es der Goldmarie gleich tun will, und wie der bösen Brahmanenfrau in einem uralten indischen Märchen, die sich, durch das Beispiel ihrer Schwiegermutter verleitet, ins Feuer stürzt (Chavannes, III, 141 f., Nr. 422, Dutoit, III, 566 f. im 432. Dschataka, *Kathāratnākara*, II, 127 f., Nr. 160 usw.), und er hat sein Gegenstück noch in vielen andern Märchen (Bolte-Polívka, III, 329). Auch die Episode von der verunglückten Nachahmung enthält also wohl eines jener Motive, deren Entstehung an keine Zeit und an keinen Ort gebunden ist, es mag überall und zu jeder Zeit ursprünglich entstanden sein und entstehen, genau so wie das Motiv der Belauschung. Die besondere Formel aber, die in unserm Märchen auftritt, die novellenartige Verbindung nämlich mit der Belauschung von mit höherm Wissen begabten Wesen, die zudem die Macht haben, zu strafen, ja zu vernichten, kann nur einmal entstanden sein. Daß diese Verbindung auch im modernen Indien vorkommt, darf nicht darüber täuschen, daß ihre Heimat Indien nicht ist.

Unser Märchen mag also etwa folgendermaßen entstanden sein: eine ursprünglich wohl indische Motivbildung — guter und schlechter Bruder, Blendung des guten durch den schlechten, Wiederherstellung des guten durch die Gerechtigkeit des Schicksals — hat bei ihrer Wanderung aus der Literatur in die Literatur einerseits den Einzelzug, daß die Träger der Handlung Brüder sind, verloren, andererseits die in Indien fremde Verbindung zweier Motive — Belauschung und mißglückte Nachahmung — aufgenommen. Der, der diese Verquickung zuerst durchgeführt hat, mag, mit Rücksicht auf den hebräischen Apolog von dem Juden und dem Heiden ein Jude gewesen sein, der das übrige etwa durch eine persisch-arabische Vermittlung — leider ist noch kein Zwischenglied entdeckt, das diese Ansicht erheblich stützen würde — kennengelernt hat.

Schließlich noch ohne Rücksicht auf die Gruppenangehörigkeit einige Ergänzungen zu Christianiens Materialsammlung: E. Tegethoff, II, 222 f. (= Christianens, RF. 6), V. Tille, *Verz. der böhm. M.*, 314-347, v. Löwis, *Finn. Volksm.*, 59 f., Nr. 16 (= Christ. FF. 76), Lambertz, *Alb. M.*, 141 f., P. Kretschmer, *Neugriechische Märchen*, 313 f. (= Christ. Gre. 1), Lorimer, 160 f., Frobenius, *Atlantis*, II, 20 f., III, 325 f., IV, 129 f. VI, 166 f., C. Meinhof, *Afrikanische Märchen*, 1921, 190 f. (= Christ. Kam.).

15. Sühnende Buße. Nach einem Märlein der *Compilatio singularis exemplorum*, abgedruckt bei Hilka, *Compilatio*, 15.

Zu diesem Märchen vgl. außer Hilkas Noten noch Köhler, II, 393-399, Chauvin, V, 217f., A. L. Jelinek im *Euphoriön*, IX, 163 und Bolte-Polívka, III, 449f., weiter *Catof Rom*, III, 563, Nr. 46 und A. Brictoux, *Contes persans*, 38f. Nach Méons Text ist das Märchen bearbeitet bei E. Tegethoff, I, 109f.

16. Saladins Bekehrung. Nach dem 50. Exempel des *Libro de los Enxiemplos* von Juan Manuel, aus dem Nachlasse von H. Knuff herausgegeben von A. Birch-Hirschfeld, 1900, 229f. mit Benützung der Eichendorffschen Überetzung, 1843, 172f., vgl. Chauvin, II, 161.

Diese Erzählung gehört zu einer langen Reihe, deren einzelne Glieder den Zug gemeinsam haben, daß die verführte Frau ihrem Werber die Verwerflichkeit oder Unklugheit seines Verlangens klar macht. In ihrer anscheinend ältesten Form findet sie sich in verschiedenen orientalischen Versionen der *Sieben weisen Meister*, so in dem (syrischen) *Sindban* (hg. v. F. Baethgen, 1879, 4f.), in dem (persischen) *Sindibād Nāmah* (W. A. Clouston, *The Book of Sindibād*, 1884, 80f.), in dem (hebräischen) *Mischle Sindbad* (hg. v. P. Cassel, 3. Aufl. 1891, 261f.), in dem auf eine jüdische Quelle zurückgehenden lateinischen Texte der *Historia septem sapientum*, den A. Hilka 1912 aus einer Berliner Handschrift herausgegeben hat, dann auch in jüngeren Texten von *1001 Nacht* (Chauvin, VII, 120f.). In allen diesen Fassungen übergibt die Frau dem ihr nachstellenden Könige, den sie auf eine kurze Zeit allein läßt, ein Buch, und dessen Mahnungen bewirken, daß er seinen bösen Voratz fahren läßt. Hierher gehört auch eine moderne jüdische Geschichte bei bin Gorion, *Born Juqas*, I, 354f., 364.

In einer Erzählung, die Cardonne aus der türkischen Sammlung '*Adschā' ibū-'l-Ma'asir* überetzt hat (deutsche Ausgabe 1787, 5f.) vertreten die Stelle des Buches zwei Verse des Inhalts: Der Löwe verachtet, was der Wolf übrig gelassen hat, und Er trinkt nicht aus einem Bache, den der Hund befudelt hat, in der Quelle des türkischen Erzählers, al Abšchihis *Mostaṭraf* (trad. par G. Rat, Paris, 1899f., I, 141f.), die zugleich die Quelle für die bei Chauvin, VII, 121f. besprochene Erzählung ist, befragen die Verse: Wenn sich die Fliegen auf ein Gericht setzen, so lasse ich, auch wenn ich Hunger habe, die Hand von der Schüssel, Die Löwen trinken nicht, wovon die Hunde gelappt haben, und Der Edle tritt nicht in Wettbewerb mit dem Tölpel. In diesen Fassungen hat der König den Gegenstand seines Begehrens ebenso wie David die Frau Urias von dem Dache seines Palastes aus erblickt.

Neben dem Buche wendet die Frau manchmal noch ein andres Überzeugungsmittel an: so in den arabischen *Sieben Veziiren* (Clouston, I, c., 144f, Chauvin, VIII, 35), wo sie dem Könige neunundneunzig Gerichte vorsetzt, alle verschiedenfarbig, aber alle einunddeselben Geschmacks, und auf seine verwunderte Frage antwortet: »In deinem Harem hast du neunundneunzig Mädchen von verschiedener Gestalt und Art, alle aber geben nur eine Art Genuß«, ebenso, bloß daß es nur achtzig gleichschmeckende Speisen sind, bei Chauvin, VII, 122f. Auf die gleiche Weise, aber ohne Verwendung eines Buches, entledigt sich in einem indischen Volksschauspiel die keusche Ministersgattin des um sie buhlenden Radschas Rasalu (R. C. Temple, *Legends of the Panjab*, London, 1847f., I, 243f.) und in einer alten syrisch-arabischen Geschichte (Literatur bei A. C. Lee, *The Decameron*, London, 1909, 19) Jesus Sirachs Weib Aphikia des Königs Salomo, diesen bringt auf ähnliche Weise in einer modernen jüdischen Erzählung, die ansonsten zu dem von Bolte-Polívka, III, 530f. besprochenen Typus des 69. Stücks der *Gesta Romanorum* gehört (bin Gorion, *Born*, III, 109f., 296), die Frau eines Zimmermanns

von feinen Wünschen ab. Eine amharische Version hat C. Meinhof, *Afrikanische Märchen*, 297 f. abgedruckt.

Zu dieser Gruppe gehört auch die 5. Novelle des 1. Tages in Boccaccios *Dekameron*, aber auch ein noch unveröffentlichtes Exempel in jenem schon zu unserm 12. Märchen erwähnten Manuskript *Royal 15 D. v* des British Museums, das aus dem 15. Jahrhundert stammt, bei dessen meisten Erzählungen aber ein höheres Alter nachgewiesen werden kann.

Hier bekehrt die Heldin einen Ritter, indem sie ihm nur mit Knoblauch gewürzte Gerichte vorsetzt, sie sagt: »Wahrhaftig, Herr Ritter, so habe ich getan, um Euch Euere Torheit zu zeigen, denn wenn es auch mehrerlei Frauen gibt, haben sie doch alle denselben Geschmack, weil sie alle nach Knoblauch schmecken (toutesvoies sentent elles toutes une saveur, car elles sentent toutes aux aulx). Und das lage ich Euch, weil Ihr Euere schöne wakere Frau habt, die Euch genügen muß, wenn Ihr klug seid. Übrigens schmeckt einem Blinden eine häßliche Frau ebenso wie eine schöne (car autant a saveur une laide femme a ung aveugle comme une belle).«¹⁾

Näher an Boccaccios Novelle schließt sich, obwohl hier der lockere Ehemann von der eigenen Frau zur Treue zurückgeführt wird, das 12. der zuerst 1523 erschienenen *Proverbia in facetie* von Antonio Cornazano (Neudruck Bologna, 1865, 77 f.), die Gerichte schmecken alle verschieden, aber hergestellt sind sie alle aus demselben Grundstoffe, nämlich aus Bohnen. Diese Fassungen erinnern mehr als die der *Sieben Vezire* usw., wo nur das Aussehen, nicht aber auch der Geschmack verschieden ist, an eine Stelle bei Livius (l. XXXV, c. 49), wo Titus Quinctius erzählt, er habe einmal mit andern bei einem Freunde in Chalkis verschiedene Gattungen Wildbret zu essen geglaubt, die aber alle aus gewürztem Schweinefleisch bestanden hätten, und Quinctius fährt fort, ebenso verhalte es sich mit den Soldaten, die Antiochos unter mancherlei Namen anführe, die aber allesamt nur Syrer seien (ebenso Plutarch, *Apophthegmata*, Titus Quinctius). Setzen wir anstatt der Soldaten des Antiochos allgemein die Frauen ein, so haben wir den ganzen Gedankengang dieser Erzählungsreihe¹⁾, die ja, wie wir gesehen haben, eine jüngere Form darstellt.

Einigermaßen trockener ist ein Predigtmärlein bei Johannes de Bromyard, *Summa praedicatorum*, Basel, etwa 1479, lit. M, XI, 102:

Hier verlangt die Frau, ihr Liebhaber solle einige Tage lang trachten, bei dem Sterben von Menschen anwesend zu sein. Als er nach einiger Zeit wiederkehrt, sagte er zu ihr: »Nun kannst du ruhig meinen Willen tun, denn der ist, daß wir beide in Keuschheit leben. Und diese Lehre habe ich gelernt und erfaßt in dem Buche der Toten, zu denen du mich geschickt hast; dort habe ich gelernt und erfaßt, daß ihnen von ihren kurzen Ergötzungen nichts geblieben ist als die ewige Strafe.«

Joh. Pauli, der dieses Märlein in seinen *Schimpf und Ernst* aufgenommen hat (Nr. 265, f. Boltes Noten), macht aus den »aliquot dies« seiner Vorlage »ein jar lang«. Ebenso kehrt natürlich das Jahr in den drei Bearbeitungen Hans Sachsens wieder.

Anders macht es eine vornehme Französin in einem Märlein des Ms. lat. 16481 der Pariser Nationalbibliothek (A. Lecoy de la Marche *L'Esprit de nos aieux*, 282 f.) mit dem armen Studenten, der sich in sie verliebt hat:

Zuerst verlangt sie, er möge den Magistergrad erwerben, nach diesen vier oder fünf Jahren soll er Arzt werden, dann noch die Rechte und schließlich auch Theologie studieren, als er alles nach ihren Wünschen getan, fordert sie von ihm die Angabe einer Buchstelle, die ihr erlauben würde, ihm seinen Willen zu tun. Nun erst verzichtet er,

¹⁾ Zu dem gegenteiligen Zwecke, nämlich um zu beweisen, daß der Wechsel der Geliebten etwas Natürliches sei, läßt in der 10. der *Cent Nouvelles nouvelles* (La Fontaine, *Pâté d'anguille*, etc.) ein vornehmer Herr dem mit seinem ehebrecherischen Wandel nicht einverständigen Diener einige Tage lang nur Aalpasteten vorsetzen.

Nicht so weit treibt es eine Landsmännin von ihr in einer Novelle, die in dem zuerst 1508 erschienenen *Peregrino* von Jacomo Caviceo eingeschachtelt ist (Ausg. f. l., 1535, 196 a. f.):

Auch diese verlangt zuerst, daß der Jüngling Philosophie studiere, aber nach beendetem Studium wünscht sie nur noch zu wissen, was das Nachtigallenmännchen macht, wann es nach dem Liebespiel von dem Weibchen scheidet. Der Jüngling ist hoch erfreut, als er von einem alten Weibe erfährt, das Männchen der Nachtigall gebe sich der Luft nur auf einem grünen Zweige hin, in dessen Nähe ein dürrer sei, auf diesen setze es sich dann, um sein Gefieder zu glätten. Als er diese Lösung der geliebten Frau bringt, sagt diese: »Alle, die sich mit einem Weibe zufammentun, find auf dem grünen Zweige, nämlich in der sinnlichen Liebe, nach gefüllter Luft aber kommen sie auf den dürren Zweig, nämlich in das Vergessen der wahren Liebe, in solche Traurigkeit und solchen Widerwillen, daß sie das genossene Vergnügen gering achten. Und auf daß es dir nicht ergehe wie dem Nachtigallenmännchen, will ich, daß du lange in Liebeserwartung verharrest.«¹⁾

Diese Novelle hat Nicolò Granucci in das 3. Buch seines *Eremita* (Lucca, 1569), wie es scheint, wörtlich übernommen (f. Ad. van Bever et Ed. Sansot, *Oeuvres galantes des conteurs italiens*, Paris, 1904, II, 250 f.), vorher schon (1547) hat sie Gilles Corrozet in dem *Compte du Rossignol* gereimt (Neudruck in dem *Recueil de poésies françaises*, Paris, 1855 f., VIII, 49-73).

Mit dieser Erzählung und mit der Juan Manuels nähern wir uns jener Gruppe von Märchen, die als Bedingung für die Gewinnung eines Weibes die Beantwortung einer Frage vorieht (vgl. Bolte-Polívka, I, 198 f.), während der Zug, daß dem Ritter die Lösung durch ein altes Weib gegeben wird, an die Erzählung des Weibes von Bath in Chaucers *Canterbury Tales*, an die altenglische Ballade *The Marriage of Sir Gawain* usw. erinnert.

*

Zu der Frage der Dame im *Conde Lucanor* und ihrer Beantwortung vgl. die Noten Knuffs, 414 und 415 f., wo auch leicht zu ergänzende Verweise zu den Erzählungen von Saladins Reifen in das Abendland gegeben werden.

17. Der Königssohn und der Tod. Nach einer wahrscheinlich von dem Bischof Jon Haldórson († 1339) aufgezeichneten Erzählung in den *Íslendzki Aeventyri*, hg. von Hugo Gering, 1884, II, 143 f., vgl. 149 f.

Zum Unterschiede von so vielen andern Fassungen des Märchens wird hier ein Vogel Karadius erwähnt, dessen Kräfte man in dem Buche Physiologus verzeichnen werde, dieser Vogel ist der Charadrios des im ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts nach Christus in Alexandrien abgefaßten *Physiologos*, und dort heißt es (E. Peters, *Der griechische Physiologus und seine orientalischen Übersetzungen*, 1898, 69) tatsächlich von ihm: Er »saugt die Krankheit des Menschen in sich und fliegt empor in die Regionen der Sonne und besprengt seine Flügel und verbrennt die Krankheit, und er selbst bleibt erhalten und der Kranke mit ihm.«²⁾

Daß dieser Charadrios nichts andres ist als der altindische Vogel Haridrava, auf den

¹⁾ Sollte nicht hier die Erklärung der Redensart »Auf (k) einen grünen Zweig kommen« sein? Die bisherigen Erklärungsversuche (F. Seiler, *Deutsche Sprichwörterkunde*, 1922, 235 und Wander, V 670 f.) befriedigen wohl niemand.

²⁾ Zu diesem Kapitel des *Physiologos* vgl. außer der bei Bolte-Polívka, I, 378, n. 2 zitierten Literatur noch J. v. Zingerles Noten in seiner Ausgabe von H. Vintlers *Flumen der Tugend*, 1874, 341, das 64. Kap. des *Tractatus de diversis historiis Romanorum* mit Herzsteins Anmerkungen, die Noten von L. Toulmin Smith und P. Meyer zu N. Bozons *Contes moralisés*, Paris, 1889, 248 f. und, über die merkwürdige Gleichung charadrios=calandra=calandrino, die Abhandlung A. M. Biscionis zu Lorenzo Lippis *Malmantile racquistato*, Venezia, 1748, 88 f.

im *Atharvaveda*, I, Nr. 22 (f. auch *Rigveda*, I, Nr. 50, v. 12) die zur Sonne verwünfdete Gelbfucht übertragen wird, ift einwandfrei feftgeftellt (f. E. Kuhn in dem Nachwort zu G. A. van den Bergh van Eylinga, *Indifche Einflüffe auf evangelifche Erzählungen*, 2. Aufl., 1909, 118 und R. Garbe, *Indien und das Chriftentum*, 1914, 66f.), noch nicht jedoch, fcheint es, ift auf die Ähnlichkeit hingewiefen worden, die zwifchen Charadrios oder Haridra und dem den Ausfat zueftreffenden Vogel im 14. Kapitel des *Leviticus*, 7 und 51 befteht (f. Br. Baentfch im Göttinger *Handkommentar zum Alten Testament*, I. Abt., 2. Bd., 1903, 371 f. und J. Scheftelowitz, *Das ftellvertretende Huhnopfer*, 1914, 37 f., zum Allgemeinen vgl. noch W. Mannhardt, *Wald- und Feldkulte*, 1875f., I, 21 und J. G. Frazer, *The Golden Bough*, IX, 35f. u. 51f.) In einer wefentlichen Beziehung aber unterfcheidet fich der Charadrios von feinem indifchen oder altjüdifchen Urahn: Er verkündigt auch den Ausgang der Krankheit, indem er, wenn der Kranke fterben foll, feine Augen abwendet, ihn aber anblidt, wenn er genesen foll. Auf diefe Stelle des *Physiologos*, die unmittelbar vor der oben zitierten fteht, hat fich der Isländer vorfichtigerweife nicht bezogen, denn dann wären die Angaben des Todes, welche Kranken fterben und welche genesen würden, überflüffig gewefen. Hat er aber bei diefem Zuge aus Eigenem gefchöpft? Ift er der Erfinder des Motivs, daß der Tod zu Häupten des Kranken wirklich den Tod bedeutet?

Nein: dies wird fchon im Talmud ausgeführt, und zwar in dem Traktate *Aboda Sara* (A. Wünfche, *der bab. Talmud*, II, 3, 349, J. A. Eifenmenger, *Entdecktes Judenthum*, 1711, I, 872f.):

Es geht die Sage, daß der Tod voller Augen ift. In der Stunde, wo ein kranker Menfch abfcheiden foll, fteht er zu feinen Häupten mit einem gezückten Schwerte in feiner Hand, an dem ein bitterer Tropfen hängt. Wenn der Kranke ihn fieht, ergreift ihn ein Zittern, er öffnet feinen Mund, und der Tod wirft den bitteren Tropfen in feinen Mund, infolgedeffen ftrbt er, geht in Fäulnis über, und fein Geficht wird grüngelb.

Sollte man nun geneigt fein, aus diefer Talmud-Stelle und weil in dem *Physiologos* auch jüdifche Tierfymbolik verwoben ift (E. Peters, l. c., 9), auf eine jüdifche Herkunft des Hauptmotivs in unfrem Märchen zu fchließen, fo würde dagegen außer dem freilich nicht befonders beweiskräftigen Umftande, daß diefes Motiv unter den vielen Erzählungen der jüdifchen Folklore, die von dem Todesengel handeln, nur in einigen wenigen, überdies erft in der jüngften Zeit aufgezeichneten wiederkehrt, auch die biblifche Gefchichte von Bileam fprechen, ift nämlich Hugo Greßmanns Deutung (*Mofe und feine Zeit*, 1913, 326) richtig, fo entgeht Bileam dem Engel Jahves nur unter der »unausgefprochenen Vorausfetzung, daß ihn die Gottheit nur töten darf, wenn er ihr von vorn in den Weg läuft«. Nun hat tatfächlich eine freilich nicht fehr zahlreiche Reihe von Varianten unfers Märchens, vor allem das 44. der Brüder Grimm und das Faltnachtspiel Jakob Ayrers den Zug, daß der Tod, wenn der Kranke ihm verfallen fein foll, zu feinen Füßen fteht, alfo wohl von vorn an ihn herangetreten ift, und gerade darum nimmt Greßmann einen Zufammenhang der Bileam-Gefchichte mit dem Märchen von dem Gevatter Tod an. Greßmanns Meinung könnte eine Stütze in einer Sentenz finden, die Eifenmenger (I, 873f.) aus dem hebräifchen Werke „*Schalschéleth hakkabbalá*“ abdruckt und überfetzt:

Wenn die Zeit des Menfchen herbeikommt, daß er von diefer Welt Abfchied nehmen foll, fo fteht der Engel des Todes zu feinen Füßen und hat ein fcharfes Schwert in feinen Händen, der Menfch aber tut feine Augen auf und fieht . . . den Engel voll Augen . . . und übergibt feine Seele famt feinem Leibe in defelben Hände.

Es geben alfo beide Faffungen des Märchens, die von dem nur zu Häupten und die von dem nur zu Füßen des Kranken tötenden Tode, jüdifche Anfchauungen wieder.

Den Nachweifungen Bolte-Polívka, I, 377-388, kann ich nur die Erwähnung des märchenhaft schönen Epos *Gevatter Tod* von Albrecht Schaeffer (1921) anfügen.

*

Die buchstäbliche Auslegung eines unbedacht gegebenen Versprechens ist wieder ein Zug, der überall und nirgends daheim ist: der Spanische Graf, der sich dem König Ferdinand erst zu stellen braucht, bis er seinen Bruder begraben hat, und nun diesen einballamiert mit sich führt, der Delinquent, den Heinrich III. von Frankreich nicht früher henken lassen will, als bis er die Formel gesprochen hat: *In manus tuas commendo etc.*, der Engländer, der ein Gut unter der Bedingung kauft, daß er es nach völliger Ausschlagung des Waldes bezahlen wird, der Züricher, den Graf Rudolf von Habsburg zu schönem verspricht, »biß er zuvor die Hofen wieder aufgezogen hette«, der Perfer al Hormosan, dem der Chalif Omar sagt, er werde nicht getötet werden, bevor er das Glas Waller ausgetrunken habe, sie alle sind Brüder unsers Helden, aber auch Verwandte Nornagests und Meleagers, denen das Leben eben durch das gesichert wird, das ihnen den Tod hätte bringen sollen.

18. Die drei Kästchen. Nach dem 218. Kapitel der *Gesta Romanorum*, hg. von W. Dick, 1890, und dem 251. des Oesterleyschen Textes, f. Oesterley, 747 und Wesselski, *Mönchsleben*, 232 zu Nr. 91, weiter das schon zitierte Buch H. Schmidts *Jona* (1901), hauptsächlich 127 f.

19. Der verbundene Finger. Nach der *Compilatio singularis exemplorum*, abgedruckt bei Hilka, 14.

Eine Abhandlung von Gaston Paris über diese Erzählungsgruppe ist posthum in der *Romania*, XXXII, 481-551, veröffentlicht worden; 484 f. bespricht er diese Gedichte, 487 f. die hier als Nr. 46 mitgeteilte.

20. Die drei flinken Brüder. Nach dem Predigtmärlein bei Johannes Gobii, *Scala celi*, Ulm, 1480, 99a.

Den Nachweifungen von Bolte-Polívka, III, 10-12 und Th. Zachariae, *Kleine Schriften*, 1920, 319-322 habe ich nur beizufügen, daß die Erzählung der *Nouvelle fabrique* von Philippe d'Alceipe in dem *Trésor des récréations*, 192 f. wiederkehrt und von H. Engelgrave, *Lux evangelica*, I, 264 lateinisch bearbeitet worden ist. Zu dem schon oben, in der Anmerkung zu unserm 4. Märchen erwähnten Kunststück, die Federn eines geöffneten Bettes beifammen zu behalten, vgl. Ad. Rittershaus, *Die neuisländischen Volksmärchen*, 1902, 164 und 285 (= H. und J. Naumann, *Isländische Volksmärchen*, 1923, 211 f. und 151 f.) und K. Müller-Lisowski, *Irische Volksmärchen*, 1923, 47 und 64.

21. Die drei faulen Brüder. Nach dem 22. Kapitel der *Gesta Romanorum*, hg. v. W. Dick.

Die Literatur zu diesem Märchen verzeichnen Bolte-Polívka, III, 207-213, und Bolte zu Pauli, Nr. 261.

Die erste Faulheitsprobe, zu der auch Seb. Brant, *Narrenschiff*, Kap. 97, v. 1-4 zu vergleichen ist, hat eine Parallele in einem allerdings jungen Märchen der *1001 Nacht* (Chauvin, VI, 64); dort erzählt der Held, er sei, wenn er an heißen Tagen schlief, und die

Sonne brannte auf ihn nieder, zu faul gewefen, aufzuftehen und fich aus der Sonne weg in den Schatten zu legen.

Zu der dritten Probe stimmt eine Anspielung in der Predigt Geilers über das eben genannte Kapitel des *Narrenschiffs* (Scheibles *Kloster*, I, 737). Daselbe wie das 94. Avadana bei St. Julien, das Bolte-Polivka hier anziehen, erzählt auch das 307. Stück bei Chavannes, II, 212, Varianten dazu gibt Hertel, *Ein altindisches Narrenbuch*, 1922, 46.

Die zweite Probe könnte man ob ihrer Bizarrerie für eine Erfindung des ursprünglichen Erzählers halten, dem ist aber nicht so, sondern sie scheint auf einer Art Gesellschaftspiel zu beruhen, das nach Athenaios (I. IV, c. 42) bei den Thrakern im Schwange war:

Bei ihren Festgelagen pflegten sie untereinander zu lösen: der, den das Los traf, mußte mit einem gekrümmten Messer in der Hand auf einen Stein steigen und den Kopf in eine darüber angebrachte Schlinge stecken, dann wurde der Stein weggehoben, und er hatte nun den Strick mit dem Messer zu durchschneiden. Gelang es ihm, so war er gerettet, gelang es ihm nicht, so mußte er in der Schlinge sterben, und seine Todeszuckungen wurden von den andern fröhlich belacht.

Dazu vgl. man J. Grimm, *Kleinere Schriften*, 1864f., VII, 259f., weiter Rodholz, *Schweizerfagen*, II, 46.

Andere Faulheitsproben geben das 276. und das 277. Epigramm der *Anthologia Graeca*.

22. Jesus als Ehefitter. Nach dem *Toldoth Jeschu* in der nicht vor dem 13. Jahrhundert abgefaßten Version der *Historia Jeschuae Nazareni*, ed. a. Joh. Jac. Huldrico, Leyden, 1705, 48 ff., deutsch bei R. Clemens, *De geheimgehaltenen oder sogenannten apokryphischen Evangelien*, 1850, V, 90f.

Diese Legende oder, wenn man will, dieses Schwankmärchen hat durch die Bearbeitung Hans Sachsens (als Meisterfengal 1547, als Spruchgedicht zehn Jahre später, f. Goetze-Drescher, IV, 241 und I, 485, vgl. auch II, XVII und IV, VIII), auf der die Nr. 43 in Val. Schumanns *Nachtbüchlein* (1559) beruht, Eingang in die deutsche Volksliteratur gefunden, einflußlos ist hingegen die Parallelerzählung in dem 354. der 750 *Teutschen Sprichwörter* Joh. Agricolas geblieben — hier ist die Magd faul und der Knecht fleißig —, auf deren Verwandtschaft mit dem Gedichte Hans Sachsens schon Jacob Grimm in der Einleitung zu der *Deutschen Mythologie* (4. Ausg. I, XXXII) hingewiesen hat. Der Nürnberger hat, wie die Vergleichung mit der Version des *Toldoth* zeigt, die Überlieferung treuer bewahrt.

Seine stoffgeschichtlichen Nachweisungen zu Schumann hat J. Bolte in seiner Ausgabe von Jakob Freys *Gartengesellschaft*, 1896, 285 und an den oben genannten Stellen bei Goetze-Drescher ergänzt, zu erwähnen wären noch Eud. Eyring, *Proverbiorum Copia*, Eisleben, 1601, II, 574, A. F. E. Langbeins Gedicht *Die Wegweiser* (*Sämtliche Gedichte*, 1854, III, 243), L. Aurbacher, *Ein Volksbüchlein*, Reclam-Ausg., I, 65, H. Merckens, I, 67, die in der *ZVV*, XIX, 325 und XXV, 413 erwähnten Fassungen aus Norwegen und Serbien und die finnischen in *FFComm.*, XXV, 49. Interessant ist, daß noch 1671 der Jesuitenpater Carlo Casalicchio (*L'utile col dolce*, Ausg. Venezia, 1708, 105) in dem »bellissimo apologo« Jesus durch Jupiter, den hl. Petrus durch Merkur ersetzen zu müssen geglaubt hat.

23. Das Paar auf dem Birnbaum. Nach einer Erzählung der zu Nr. 12 genannten Florentiner Handschrift, zum ersten Male gedruckt in den von P. Ferrato herausgegebenen *Due*

novelle antichissime inedite, Venezia, 1868, 11f., dann abgedruckt bei Papanti, I, XLIII f. und bei Biagi, 190f., vgl. D'Ancona, II, 159f.

Zu diesem Stücke, das durch den Zug des Ehebruchs auf dem Baume einigermaßen verwandt ist mit der 69. Novelle Boccaccios, habe ich in den *Schwänken und Schnurren des Pfarrers Arfotto*, 1910, II, 333, eine Parallele aus einer 1479 niedergeschriebenen italienischen Schwanksammlung mitgeteilt und auch auf Chauvin, IX, 39 verwiesen, verabläumt wurden die Hinweise auf Bolte zu Montanus, 651, Köhler, II, 568f. und A. L. Jelinek im *Euphoriön*, IX, 162f.

*

In unserer Fassung ist die Ausrede der Frau, sie habe so nur gehandelt, damit ihr Gatte das Augenlicht wiederbekomme, nicht so deutlich wie in dem lateinischen Gedichte des Adolfs (Th. Wright, *A Selection of Latin Stories*, 174), in der fälschlich Petrus Alfonsi zugeschriebenen lateinischen Prosaerzählung (Steinhöwels *Äsop*, hg. v. H. Osterley, 1873, 326f., Wright, 78f.), in der Geschichte des Kaufmanns der *Canterbury Tales* und in dem deutschen Gedichte bei A. v. Keller, *Erzählungen aus altdeutschen Handschriften*, 298f. Ähnliche immer erfolgreiche Entschuldigungen der veruhlten Gattin spielen eine Hauptrolle in der Schwankliteratur: um eine einfache Abfenz, die dem Gatten das Leben gerettet haben soll, handelt es sich in der *Sukasaptati*, Text. simpl. Nr. 20, orn. 29; ein angeblidht nicht vollständig vollzogener Beischlaf ist es bei Purnabhadra, III, c. 12 (Hertel, *Tantrākhyāyika*, I, 138) und in andern, spätern *Pañśchatantra*-Texten (R. Schmidt, *Das Pañśatantram*, 1901, 229f., Benfey, II, 258f., I, 370f.), in der *Sukasaptati*, Text. orn. Nr. 41, in dem türkischen *Tuti-Nameh*, II, 202f., bei Nedščebi (*ZDMG*, XXI, 533f.), in der Nr. 181 des *Kathāratnākara*, II, 180f. und in einer rumänischen und einer slowakischen Volkserzählung, die H. v. Wlislocki in der *ZDMG*, XLII, 125f. veröffentlicht hat. So wie Isolde den laufenden König Marke, betrügt die Frau den Gatten in einer Geschichte, die E. J. W. Gibb in der *History of the Forty Vezirs*, London, 1886, 394 aus einem Manuskript des India Office mitgeteilt hat. Ähnliche Züge bieten weiter *Sukasaptati*, simpl. Nr. 24 und 37, orn. Nr. 38 und 47, *Kathāratnākara*, Nr. 62 und das Fabelau Rutebeufs *De la Damme qui fist les trois tours entour le Moustier* (*Oeuvres complètes*, rec. par A. Jubinal, Paris, 1839, I, 295f. = A. de Montaiglon et G. Raynaud, *Reçueil général des Fables*, Paris, 1872f., III, 192f.).

Schließlich sei noch ein Märlein aus der *Compitiatio singularis exemplorum*, 80a mitgeteilt:

Ein Geistlicher lag bei einer Frau, und als er, weil der Gatte kam, eiligst wegging, ließ er seine Hofen samt dem Schreibzeug in dem Bette liegen. Am Morgen zog der Gatte, der auf den Markt gehen wollte, diese Hofen an. Als er dann mit seinen Gefellen beim Frühstück saß, schalt ihn einer von ihnen, daß er ihm so lange verheimlicht habe, daß er sich auf das Schreiben verstehe, woraus ihm denn viel Schade erwachsen sei. Da er leugnete, antwortete ihm der andere: »Ihr könnt es nicht leugnen, ich sehe ja Euer Schreibzeug.« Darob ganz verstimmt, ging er wütend weg. Die Frau aber, die gehört hatte, was dem Geistlichen widerfahren war, war unterdessen zu einem Mönche gegangen und hatte ihn gebeten, er solle sagen, dies seien seine Hofen und sie sei belehrt worden, daß ihr Gatte, wenn er, ohne es zu bemerken, die Hofen eines Geistlichen anziehen könnte, einen Knaben zeugen würde. Und so geschah es, und er glaubte der Gattin und war betrogen.

Zu der großen Gruppe, von der dieses Exempel eines der ältesten Glieder darstellt, vgl. J. Boltes Noten zu der Nr. 87 von Jak. Freys *Gartengesellschaft*. Merkwürdig übrigens und für die vergleichende Literaturgeschichte wichtig ist, wie Jakob Frey, der nach der 232. Faszette Poggios erzählt, die alte Überlieferung wiederherstellte, die es verlangt, daß der Gatte getäuscht wird, anstatt daß er sich, wie bei Poggio, mit dem Gefehrnen abfindet und nur seine Ehre und die des Ordens retten will.

24. Der Widerpenftigen Zähmung. Nach dem 35. Exempel Juan Manuels, Knuff, 155 f., Eichendorff, 156 f., vgl. Chauvin, II, 157.

Diefes und das 27. Exempel Juan Manuels werden ftets zu Shakespeares *Taming of the Shrew* zitiert: ausführlich hat darüber gehandelt Karl Simrock, *Die Quellen des Shakespeare*, 2. Aufl. 1872, I, 327-354, weiter Köhler, III, 40f. und G. Rua im *Giornale storico della lett. ital.*, XVI, 258 zu der 2. Gefchichte der 8. Nacht Straparolas, zu der noch das 23. Kapitel des *German Rogue*, London, 1720, *How Eulenspiegel wore the Breeches* (Fr. W. D. Brie, *Eulenspiegel in England*, 1903, 120) zu nennen wäre.

25. Der Rätfelkampf. Nach der *Compilatio singularis exemplorum*, Hilka, 8.

Zu dem Märchen in feiner Gefamtheit f. Bolte-Polívka, I, 188-202, zu dem Schluße aber befonders die dort, 199 erwähnte perfifche Erzählung und M. Lidzbarski, *Gefchichten und Lieder*, 1896, 277f. Das erste Rätfel des Jünglings kehrt als mißverftandene Aufforderung in unferrn 7. Märchen wieder, f. die dort angegebene Literatur.

26. Die Angft vor dem Kater. Nach der Handfchrift Tours der *Compilatio singularis exemplorum*, 166b.

Das Märlein rundet das Gedicht des Trobadors Graf Wilhelm von Poitiers ab, wo die Katze diefelbe Rolle fpielt, und bildet fomit ein Mittelglied zwifchen diefem und der *Halben Bir* Konrads von Würzburg, aber auch der 64. Novelle in den *Nouvelles Récréations* von Bonav. des Periers, die, gekürzt, im *Roger Bontemps en belle humeur*, Cologne, 1670, 311 f. wiederkehrt, f. darüber F. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 146f. und Bolte-Polívka, I, 446, n. 1. Nichts Neues bietet in diefer Hinficht E. Philippfon, *Der Märchentypus von König Drosselbart*, 1923 (= *FFComm.*, Nr. 50).

27. Wahrgefagt und Glück erjagt. Nach der 11. Novelle Sercambis in der Ausgabe R. Reniers, 50f.

Das Märchen ift eine Verquickung zweier fonft nur einzeln auftretender Gefchichten; zu der erften vergleiche man W. Hertz, *Spielmannsbuch*, 1886, 353f., 2. Aufl. 1900, 423f., Bolte zu Montanus, 626f. und Bolte-Polívka, II, 7f., 18, und zu der zweiten ebendort, II, 79-96.

Eine weitere Parallele zu dem erften Märchen, die fich ziemlich nahe an das Märlein der *Scala celi*, 37a f. fchließt, fteht in der *Compilatio singularis exemplorum*, Tours, 81a f.; fie könnte zum Teile zu deffen Ergänzung dienen:

Ein armer Student, der von der Schule kam, wurde von einem edeln Ritter gafffreundlich aufgenommen. Die Herrin aber, der die Anwefenheit des Herrn und des Studenten zuwider war, machte durch einen Mittelsmann dem Gatten weis, er könne einen feiner Feinde auf deffen Schlosse allein greifen. Der Gatte packte feine Waffen und fprang aufs Pferd und ritt eilends hin, da er dann fand, daß er getäufcht worden war, kehrte er zurück. Unterdessen hatte die Herrin dem Studenten fchlechten Wein und grobes Brot vorgefetzt und ihn zu Bette gefchickt. Da er nicht fchlafen konnte, fo guckte er durch ein Loch in der Wand in die Stube nebenan, und da fah er einen gedeckten Tifch und ein luftiges Feuer, und die Herrin und ein Mönch ließen vielerlei Fleifchgerichte und vielerlei Wein bringen. Auf einmal pochte der Herr an das Tor. Sofort legte fich der Mönch unter eine Bank, die Herrin ging in das Gemach, und die Magd verlöfchte das Feuer. Angekommen, verlangte der Herr Wein und zu effen. Die Herrin fchwor, fie habe nichts zur Hand, nicht einmal weißes Brot, er aber verlangte Weizenbrot und guten Wein und befchied fich den Studenten

und sagte zu ihm: »Liebster, diese Studenten, die von der Schule kommen, bewirken durch ihre Künfte wunderbare Dinge, könntest du es befragen, so würde ich gern etwas Gutes essen.« Der Student versprach es, und er nahm des Ritters Schwert und tat, als vollzöge er Beschwörungen, und ließ alle Speifen, die der Mönch gebracht (im Text wohl fälschlich detulerat) und die er hatte verbergen sehen, herbeibringen (durch wen?). Und da sich alle bekreuzigten, sagte er: »Werft euch alleamt zu Boden und seht weder nach rechts, noch nach links.« Dann zog er den Mönch unter der Bank hervor und hieß ihn auf seinen schwarzen Zelter steigen und befahl ihm, keinen Fuß von der Tür zu rücken, ehe er es ihm sagen werde. Nun ließ er den Herrn wieder aufstehen und sagte zu ihm: »Fürwahr, Herr, bevor Ihr eßt, will ich Euch den zeigen, der alles gebracht hat.« Und er gab dem Geistlichen Urlaub, und der entwich ohne Verzug. Und nun sagte die Herrin: »Wahrhaftig, wenn der Student von diesen Dingen ist, so esse auch ich«, und ebenso sagte die Magd und das ganze Gefinde. Und so hatte der Ritter in dem Studenten, den er als Gast aufgenommen hatte, einen Wirt gefunden, der ihn trefflich erquidete.

In den vielen Fassungen des zweiten Märchens, wo der eigentlich etwas traurige Held den Sieg im Wettlauf durch einen seiner Gefährten erringt, ist der ganz überflüssige, nur retardierende Zug bemerkenswert, daß der Läufer einschläft (und sozusagen wach geschossen wird, dies erfordert noch Einen, manchmal sogar zwei sonst unnütze Helfer. Dieses Motiv nun scheint sich schon in dem sogenannten Hymnus an die Seele der Thomas-Akten zu finden (Lipius, I, 292f., Hennecke, 277f., M. Rh. James, 411f.): Der um die Perle ausgefandte Jüngling ist in Schlaf verfallen, dies sehen seine Eltern, und sie wecken ihn durch einen Brief, der wie ein Adler hinfliegt und »ganz Rede« wird. R. Reitzenstein (*Hellenistische Wundererzählungen*, 1906, 103f.) findet, daß der Märchenton des Hymnus an *1001 Nacht* erinnere, und sieht in ihm den Niederschlag eines ägyptischen Mythos, nach H. Lucas (*ZVV*, XVII, 125) handelt es sich um »eine jener zahlreichen Volkserzählungen, die, in verschiedenen Gestalten als Märchen oder Sagen auftretend, ursprünglich gewiß mythische Bedeutung haben.«

28. Der Quell des Lebens. Nach der *Scala celi*, 99b f.

Vgl. Bolte-Polívka, I, 503-515, übersetzt ist dieses Stück der *Scala celi* bei Tegethoff, I, 207.

29. Der Räuber und seine Söhne. Nach der Erzählung des sechsten Weisen in dem um 1185 geschriebenen *Dolopathos* von Johannes de Alta Silva, hg. v. A. Hilka, 1913 (*Historia septem sapientum*, II), 71-78, f. Clouston, *Book of Sindibad*, 370f. und Chauvin, VIII, 204f.

Mit einer ganzen Reihe anderer Märchen aus dem *Dolopathos* ist auch dieses in einer Leipziger Handschrift des 15. Jahrhunderts ins Deutsche übersetzt, daraus hat es M. Haupt in den *Altde. Bl.*, I, 119ff. abgedruckt. Diesen Text haben dann nach leichter Überarbeitung die Brüder Grimm als Nr. 191 in die *Kinder- und Hausmärchen* aufgenommen, ihn aber in der Ausgabe von 1857, als sie seinen Ursprung erkannt hatten, durch das *Meerhäschen* ersetzt. Wieder abgedruckt ist die Fassung der Brüder Grimm, mit den gewohnten reichen Nachweisen, bei Bolte-Polívka, III, 369f. Bei einem Vergleiche dieses Textes mit dem hier gegebenen wird der Leser viele Abweichungen feststellen können, sie gehen auf die Rechnung des alten Bearbeiters, der z. B. aus den Striges und Lamiae¹⁾ seiner Vorlage männliche Unholde gemacht hat.

Zu dem Polyphem-Märchen im Allgemeinen wären außer der bei Bolte-Polívka, III,

¹⁾ Über die Kinder fressende Lamia f. J. Bolte in *FFCömm.*, Nr. 39, 5, über die Striges W. H. Roscher, *Lexikon der griech. u. röm. Mythologie*, IV, 1552-1557.

375 gegebenen Literatur noch zu erwähnen Chauvin, IX, 93, das Buch von F. Settegast, *Das Polyphemmärchen in altfranz. Gedichten*, 1917, P. Herrmann, *Heldenjagen d. Saxo Gramm.*, 591, und Lambertz, 83-85. Von neuern Aufzeichnungen kenne ich nur ein kablylisches Märchen bei Frobenius, II, 26f., eine persische Parallele zu einem Teile der A-Version des Märchens von Abū'l Fawari (Chauvin, VII, 60f.) steht jetzt nach einem Manuskript der Bodleiana bei R. Levy, 80f., ebendort, 32f. aus demselben Manuskript und bei A. Bricteux, 237f. nach einer Berliner Handschrift eine eingefachtelte Variante zu dem Märchen von Seif al Muluk (Chauvin, VII, 64f.): überall ist die Polyphem-Geschichte eingefachtelt (Levy, 86f., 53, Bricteux, 285f.)

*

Der Zug, daß sich der Held unter die Gehängten hängt, erinnert an die List des verfolgten Fuchses im *Roman de Renart*, sich zwischen die Fuchsbälge zu hängen, f. Jac. Grimm, *Reinhart Fuchs*, 1834, CXXXIII, A. C. M. Robert, *Fables inédites*, Paris, 1825, II, 383 zu La Fontaine, I. XII, f. 23, Al. Neckam, *De naturis rerum*, ed. by Th. Wright, London, 1863, 204 ufw.

30. Wer hat die Nieren gegessen? Nach der 75. der *Novelle antiche* in Gualteruzzis Text (Biagi, 108, Nr. 113), D'Ancona, II, 132f. und A. Welliski, *Italiänischer Volks- und Herrenwitz*, 1912, 3f. und 223f.

Vgl. Bolte-Polivka, II, 149-157 und III, 195, n. 1, ferner bin Gorion, *Born*, III, 17f. und 288 und T. J. Bezemer, *Volksdichtung aus Indonesien*, 24f.

*

Bolte-Polivka, II, 162 vergleichen zu dem Zuge der mißglückten Nachahmung des Wunders außer der von Medea vorgenommenen Verjüngungskur, die die Töchter des Pelias vergeblich nachzumachen versuchen, jene Geschichte bei Aelian, *De nat. anim.*, IX, 33, wo die Priester des Asklepios einer Patientin den ihr zu dem Zwecke der Heilung abgechnittenen Kopf nicht wieder aufzusetzen vermögen, so daß der Gott selbst eingreifen muß. Otto Weinreich, der dazu noch ein epidaurisches Iama heranzieht (*Antike Heilungswunder*, 81f.), verweist auch mit Recht auf mehrere Legenden von dem hl. Eligius, und diese stellt O. Dähnhardt, *Naturfagen*, 1907f., II, 155-170, später Alf. De Cock, *Volksfage, Volksgehoof en Volksgebruik*, Antwerpen, 1918, 131f. mit andern mißglückten Nachahmungsversuchen, wie bei dem Umschmieden und dem Umschmelzen des zu Verjüngenden, zusammen, vergl. auch Bolte-Polivka, III, 196f. In diese Gruppierung gehört aber auch das in dem Goetheschen *Zauberlehrling* bearbeitete Märchen aus Lukians *Philopseudes*, das eine ganze Reihe von Gegenstücken hat: in den *Isl. Aeventyri*, II, 71 ist es der Bischof Jón Halldórsson, der mutmaßliche Erzähler unfers 17. Märchens, dessen Vorwitz ihn ähnliche Erfahrungen machen läßt wie Arignotos, dann wieder ist ein Lehrling über das Zauberbuch des Parazelus oder des Agrippa gekommen, und der Zauberer muß den Spuk bannen, vgl. den Aufsatz *Das Rückwärtszaubern im Volksglauben* von P. Drechsler in den *Mit. d. Schles. Gef. f. Volksk.*, IV, 7. Heft, 45f., ferner J. Endt, *Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge*, 1909, 98 und Alf. De Cock, *Studien en Essays over oude volksvertelsels*, Antwerpen, 1919, 224f.

31. Rat schläge am Sterbebett. Nach dem 18. Stück des aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Geschichtenbuchs des Magisters Konrad Derrer von Augsburg in der *Zeitschr. d. Hist. Ver. für Schwaben und Neuburg*, XXXI, 108.

32. Salomos drei Lehren. Nach einem Märlein der *Compilatio singularis exemplorum*, abgedruckt bei Hilka, 9f

Eine Geldgeschichte der Märchennovelle von den drei oder zwei oder mehr Ratfchlägen müßte auch bei oberflächlicher Bearbeitung einen starken Band füllen, hätte sie doch u. a. einerseits Formen zu berücksichtigen wie die in dem *Lai de l'oiselet* erhaltene oder wie die des *Dialogus creaturarum* von dem Löwen, der seinen drei Söhnen Anweisungen gibt, andererseits aber auch die große Zahl von Parodien, für die als Beispiele nur genannt seien der 485. Schwank des Bar-Hebraeus (*The Laughable Stories*, ed. by E. A. Wallis Budge, London, 1897, 126, vgl. Welliski, *Der Hodscha Nasreddin*, 1911, I, 116f. und 260), das 43. Stück des *Wegkürzers* von Montanus (Ausg. v. J. Bolte, 581) und die 175. Fabel Poggios, für die man, wenn man will, eine Parallele schon in dem 376. Dschataka finden kann. Außer acht lassen dürfte sie vielleicht die Feststellungen des älteren Cato bei Plutarch, daß er nur dreimal Reue empfunden habe: 1. daß er einer Frau ein Geheimnis anvertraut habe, 2. daß er zu Schiffe gefahren sei, obwohl er sein Ziel auch zu Fuß hätte erreichen können, und 3. daß er einen Tag ohne Testament geblieben sei, oder die drei Dinge, die der hl. Augustinus nach seinem Biographen Possidius von dem Bischof Ambrosius gelernt hat, oder die drei Lehren Jacopo Sforzas für seinen Sohn Francesco.

Am ausführlichsten, freilich in sehr enger Begrenzung, hat über diese Märchenreihen Fr. Seiler in seiner Ausgabe des *Ruodlieb*, 1882, 45-74 gehandelt, leider ohne Benützung der von F. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 36f. gegebenen Nachweise, so daß er weder die 16. Novelle Sacchettis noch die 52. der *Cent Nouvelles nouvelles* erwähnt, die mit unserm 31. Märchen eine eigene Gruppe innerhalb des großen Gebietes bilden. Bei Sacchetti rät der sterbende Vater dem Sohne, mit einem Freunde nicht so viel zu verkehren, daß er ihm überdrüssig wird, sich bei einem Verkaufe mit einem mäßigen Gewinne zu bescheiden und auch andere etwas verdienen zu lassen und möglichst in der Heimat zu freien; in den *Cent Nouvelles nouvelles* (natürlich ebenso auch in dem *Recueil des plaisantes et facétieuses nouvelles*, 1555, in dem *Joyeuses Aventures*, 1556 usw. und in C. Malespinis *Ducento Novelle*, 1609) lauten die Gebote: bei einem Nachbar nicht so lang zu verkehren, bis dieser nur noch Schwarzbrot auf-tischt, nie im Galopp zu reiten und keine Frau aus der Fremde zu nehmen. Wie man sieht, sind die ersten und die dritten Ratfchläge in beiden Erzählungen identisch und stimmen zu dem zweiten und dem dritten in der unsern, während in dieser der erste eine Ähnlichkeit mit dem zweiten bei Sacchetti zeigt; überdies ist der traurige Ausgang der Nichtbefolgung des zweiten Gebotes in allen drei Faltungen an das Verlagen eines Rosses geknüpft. Wir haben also in unserm Märchen ein Mittelglied der andern zwei, denen sie auch noch außer durch Nebenzüge, wie durch das Aufhängen der Belegstücke für die Richtigkeit der drei Lehren, nahesteht.

Seiler kennt drei Versionen, in denen die drei Lehren von Salomo stammen: zwei stammen aus Spanien, und die dritte teilt er nach den Angaben Köhlers, II, 404 aus *Fellmeiers Abenden* von Abr. M. Tendlaw, 1856 mit, diese aber ist von R. Wünsche zweimal aus alten Texten überfetzt (*Midrasch Ruth rabba*, 1883, 73f. und *Aus Israels Lehrhallen*, 1907f., II, 19f. nach Jellinek, *Bet ha-Midrasch*), kehrt übrigens auch bei bin Gorion, *Born*, III, 100f. wieder. Mit diesen drei Versionen hängt unser Märchen 32 nur durch den Namen Salomo zusammen, ansonsten erinnert es durch seinen Hauptzug, wie nämlich die verwettete Frau zurückgenommen wird, lebhaft an die 40. Erzählung der *Sukasaptati*, Text. simpl., 59 (nicht im orn., wohl aber in der Marathi-Übersetzung, 124f.), wo die Vereinbarung lautet, der Gewinner der Wette dürfe in dem Hause des Verlierers nehmen, was er mit beiden Händen fassen könne:

auch hier muß er sich mit der Leiter begnügen. Gleichförmig erzählt das 120. Stück des *Kathāratnākara* (II, 37f.), das wieder zu dem 69. der *Suvābahuttarikathā* stimmt (J. Hertel, *Festschrift für E. Windisch*, 145f.), hier begegnet auch noch das Motiv der gekauften Klugheitsregeln, woraus wohl geschlossen werden kann, daß dieses auch in der entsprechenden Erzählung der Urform der *Sukasaptati* enthalten gewesen ist.

Im übrigen vergleiche man zu dem Stoffgeschichtlichen außer den genannten Stellen noch Köhler, I, 402f., 167f., 284f., G. Rua im *Giornale storico*, XVI, 218f., denselben, *Le „Piacevoli Notti“ di Messer Gian Francesco Straparola*, Roma, 1898, 65f. (deutsche Bearbeitungen von Straparolas Märchen bei C. A. M. v. W., *Zeitvertreiber*, 1685, 342f. und G. P. Harsdörfer, *Der große Schau-Platz*, 1683, II, 106f.), Lett. Di Francia, *Franco Sacchetti Novelliere*, Pifa, 1902, 158f. und Chauvin VIII, 136f., 138f. Ohne Rücksicht auf ihre Gruppenangehörigkeit seien noch folgende an diesen Orten nicht verzeichnete Bearbeitungen erwähnt: *Pāśvanāthacaritra* bei Bloomfield, 86f., Knowles, 32f., Bompas, 179f., *ZVV*, XIX, 195 (südarabisch), Lorimer, 269f., M. Hartmann, *Märchen und Geschichten aus Osten und Westen in Gesamm. Werke*, 1873, V, 271f., bin Gorion, *Born*, IV, 22f., 25f., J. Jegerlehner, *Sagen und Märchen aus dem Oberwallis*, 1913, 52f. und 312, Tegethoff, II, 182f., Nr. 36 und v. Löwis, 284f., Nr. 86 (lividh).

*

Der Schluß unfers 32. Märchens und seiner indischen Parallelen, wie der schon seines Gewinnes Sichere durch wörtliche Auslegung des Vertrages darum gebracht wird, erinnert an die vielen Sagen, wo sich der Teufel die erste Seele ausbedingt, die über seine Brücke oder in seine Kirche gehen wird, aber auch an die bekannte Anekdote von König Alexander und dem Müller bei Valerius Maximus, I. VII, c. 3, ext. Nr. 1.

33. Der Greis von Damaskus. Nach einem Predigtmärlein Jakobs von Vitry bei J. Greven, 49, Nr. 79, bei G. Frenken, 135, Nr. 75.

Aus unbekannter, anscheinend mündlicher Quelle erzählt die Geschichte Petrarca in *De remediis utriusque fortunae*, I. II, dial. 68 (*Opera*, Basel, 1581, 160). Auf dieser Fassung beruht Pauli, Nr. 319, vgl. dazu J. Boltes Nachweise, die von G. Frenken zitierte Erzählung *Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf* (1819) in J. P. Hebels *Schatzkästlein*, (*Sämtl. poet. Werke*, IV, 274f.) und das 8. der von A. Cappelli herausgegebenen *Ghiribizzi di Mess. Bernabò Visconti* von Girolamo Rofia, Modena, 1868, 28 f.

34. Wissen bringt Not. Nach einer Erzählung der schon mehrfach genannten Florentiner Handschrift, abgedruckt bei Papanti, I, XXVf. und Biagi, 168f. (zum Schluß des Verständnisses halber zwei Sätze eingeflohen), vgl. D'Ancona, II, 155f.

Während es das primitive Märchen natürlich findet, daß sich seine handelnden Menschen mit allen ihnen gleichartigen Wesen, zu denen außer den Tieren auch noch die Bäume, die Flüsse, ja die Gestirne gehören, ohne weiteres verständigen können, ist auf einer spätern Kulturstufe die Kenntnis der Tier- und vor allem der Vogelgesprache eine besondere Fähigkeit, über deren Gewinnung meist eingehend berichtet wird, vgl. darüber Chauvin, VIII, 49 und V, 180, J. G. Frazer, *The Golden Bough*, VIII, 146f. und 270, hauptsächlich aber Bolte-Polívka, I, 131-134.

Nur durch den Hauptzug steht unser Märchen nahe das bei Chauvin, VIII, 129f. besprochene, wo ein angeblich belauftes Vogelgespräch den König bessert, hierzu wäre noch

einerseits auf Bar=Hebraeus, Nr. 378 (ed. Budge, 92) und auf das 21. Exemplo des *Conde Lucanor* (Knust, 352, Chauvin, II, 153), andererseits auf Langbein, *Das Heiratsgüt* (IV, 119f.) zu verweisen. Heranziehen mag man auch noch eine Erzählung bei Philostratus, IV, 3, wonach Apollonius von Tyana das Zwitschern eines Sperlings seinen Genossen dahin erklärt hat, er melde den andern Spatzen, daß ein Knabe mit einem Maß Weizen gefürtzt sei, weshalb sie sich zu dem Schmaufe des verfreuten Weizens einfänden sollten.

Dieselbe Kunstprobe legt nach Kardinal Bennos Buche *De vita et gestis Hildebrandi* (Ende des 11. Jahrh.) der Erzbischof Laurentius ab, der angeblich in der Magie der Schüler des Papstes Sylvester II. und der Lehrer des Papstes Gregor VII. (Hildebrand) gewefen ist; Gabriel Naudé gibt in der *Apologie pour tous les grands personnages qui ont esté fausement soupçonnez de Magie* (1. Ausg. 1625), A la Haye, 1653, 574 die Gefchichte, die er übrigens als eine Nachahmung der von Apollonius berichteten erkennt, fo wieder:

... il estoit fort expert ☉ bien entendu à expliquer le chant des oyseaux, comme il en fit un jour l'expérience estant à Rome devant quelques Prelats sur la rencontre fortuite d'un petit moineau, lequel advertissoit les autres par son chant qu'il y avoit un chariot de bled qui estoit versé à la porte Majeure, ☉ qu'ils avoient moyen de bien faire leur profit.

Mit dieser Gefchichte sind wir zeitlich ganz nahe an unser Märchen gerückt, das damals sicherlich nicht als solches empfunden worden ist.

Bolte und Polívka geben reichliche Nachweise nicht nur zu den verschiedenen Arten, wie die Kenntnis der Vogel- oder Tierfprache erworben, sondern auch wie sie verloren wird, es sei gestattet, hierzu noch eine merkwürdige Erzählung aus dem Buche *De abstinentia* des Neuplatonikers Porphyrios (I. III, c. 3) anzuführen, die unmittelbar auf die eben erwähnte Gefchichte von Apollonius folgt (Der Spatz ist durch eine Schwalbe ersetzt):

Ein Freund von uns pflegte uns zu erzählen, er habe einen jungen Sklaven gehabt, der habe trefflich verstanden, was die Vögel redeten, die allesamt Wahrsager seien und bald bevorstehende Ereignisse ankündigten, seine Mutter aber habe ihn aus Furcht, er könnte dem Könige als Geschenk geschickt werden, dieser Fähigkeit beraubt, indem sie ihm während seines Schlafes in die Ohren gepißt habe.

Auch die Beziehung dieser Gefchichte zu der unferen ist nicht schwer herzustellen.

35. Die erfüllte Weislagung. Nach der letzten Erzählung der in die *Scala celi* aufgenommenen Fassung der *Sieben weisen Meister: Scala celi*, 95bf. und *Teufelsdr. f. Alfr. Hildebrandt*, 79f., vgl. Clouston, *Book of Sindibād*, 348f., Chauvin VIII, 193f. und Campbell, *Seven Sages*, CXII.

Bolte und Polívka behandeln dieses Märchen samt seiner Nebenform, wo die Stelle der Weislagung durch die Vögel ein Traum vertritt, zu dem 33. der Brüder Grimm (I, 322-325) und erinnern dabei an die biblische Gefchichte von Josephs bedeutungsvollen Träumen. Denselben Zusammenhang stellt auch H. Gunkel her (*Genesis*, 4. Aufl., 1917, 400 und *Das Märchen im Alt. Test.*, 111, 123), und er könnte noch unterstrichen werden durch den Hinweis, daß Joseph im Gegensatze zu der biblischen Gefchichte, wo er die Träume nur seinen Brüdern erzählt (f. Gunkel, *Genesis*, 405), im Koran (12. Sure) und in den auf solchen Traditionen beruhenden Darstellungen bis zu Śrivaras *Katbhānutukam* seinen einzigen Traum nur dem Vater berichtet. Bestünde aber dieser Zusammenhang wirklich — gegen ihn spricht vor allem die gänzlich verschiedene Rolle des Vaters —, so müßte der Traumtypus des Märchens älter

sein als der Weisfagungstypus, nun sind aber alle Fassungen, die den Traum einführen, erst in der jüngsten Zeit aufgezeichnet, wogegen für die Priorität unfers Typus das hohe Alter schon der literarisch fixierten Versionen spricht. Zudem wird in den Fassungen des Traumtypus der Held nicht so sehr wegen seines Traumes verfolgt, wie wegen der Weigerung, ihn zu erzählen, die allerdings in der vermutlichen Heimat dieses Typus — man vergleiche die Variantenliste bei Bolte-Polívka — die Mißachtung eines selbstverständlichen Gebotes darstellt.

Ein gemeinsamer Ursprung dieser beiden Typen oder auch nur die Abhängigkeit des Traumtypus von dem Weisfagungstypus wird sich daher wohl schwer nachweisen lassen, ebensowenig dürfte angesichts des Unterschieds in der Benutzung des Hauptmotivs als Ursprung des Traumtypus die Josephgeschichte in Betracht kommen.

Zu dem Weisfagungstypus wären außer den bei Bolte-Polívka gegebenen Nachweisungen noch zu nennen das 13. der *Hundert neuen Märchen* von Fr. v. Arnim, 1844, 83f. und die Sage von Papst Leo X. bei L. Stöber, *Die Sagen des Effaffes*, 1852, 71f., zu dem Traumtypus J. G. v. Hahn, *Griech. und albanes. Märchen*, 1864, Nr. 45, Neudruck 1918, I, 232f. (Mißform), Bergsträßer, 49f., Nr. 15 und Frobenius, *Atlantis*, III, 202f., 247f. Den Zug, daß der Sohn verkündet, der Vater werde ihm noch einmal das Waßchbecken halten, hat Ludw. Tieck in dem *Fortunat (Phantasmus, V)* verarbeitet.

36. Überliefert. Nach Konrad Derrers Geschichtenbuch, Nr. 37, a. a. O. 116.

Vgl. Bolte-Polívka, I, 546f., III, 454f., weiter noch *Scala celi*, 100b (»Refert Jacobus de Vitriaco . . .«, aber weder bei Crane, noch bei Greven oder Frenken findet sich ein ähnliches Märlein), M. Béroualde de Verville, *Le Moyen de parvenir*, LI, Ausg. Paris, 1841, 171 = *Le Tombeau de la melancolie* (1625), Paris, 1639, 57f. = D'Ouville, I, 196f. und Peuckert, *Schlesische Sagen*, 40, 293.

37. Scharffinnsproben. Nach der 1. Novelle Sercambis in der Ausgabe Reniers, 9f.

Dieses Märchen ist eine merkwürdige Verquickung zweier Motivgruppen, die aber in der arabischen Märchenliteratur und den von ihr abhängigen Volksüberlieferungen eine große Zahl von freilich oft stark abweichenden Parallelen hat: meistens handelt es sich um drei Brüder, die sich, weil sie sich über die Erbschaft nach ihrem Vater nicht einigen können oder weil sie den, der das Erbe beiseite geschafft hat, entdecken wollen, zu einem Schiedsrichter begeben und auf dem Wege zu ihm und schließlich vor ihm Proben ihres Scharffinns ablegen, erheblichere Abweichungen bietet dann, soweit die einzelnen Fassungen auch diesen Zug enthalten, die Art, wie sich der gewählte Richter jene Klarheit über den Charakter der Streitenden verschafft, die ihm das Urteil ermöglicht. Die reiche Literatur darüber verzeichnet Chauvin, VII, 158, zu nennen wären dort nach Dracott, *Simla Village Tales*, 115f., Erzherzog Ludwig Salvator, *Märchen aus Mallorca*, 1896, 95f. und Frobenius, *Atlantis*, VIII, 98f.

Natürlich befaßt sich Chauvin ausführlich auch (160=163) mit den Scharffinnsproben an sich und in andern Verbindungen, leider ist ihm Fr. v. d. Leyens Exkurs in den *Märchen in den Götterfagen der Edda*, 1899, 71=79 unbekannt geblieben, der wieder keine Rücksicht auf Boltes Noten zu der *Reise der Söhne Giassers*, 198=202 nimmt. Seither ist als Gegenstück zu der Beschreibung des Kamels eine mindestens aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammende indische Erzählung durch ihre chinesische Überetzung bekannt geworden,

ſie ſteht in dem ſchon zu unſerer Nr. 1 erwähnten *Kieu tsa pi jü king* (Chavannes, *Actes du XIV^e congr. intern. des orient.*, I, f. 5., 136f. und *Cinq cents contes*, I, 379f.) und enthält dieſelbe Beſchreibung eines Elefanten, die nach Schiefner-Ralfion, 96 der tibetanische *Kandſchur* von dem Ärztekönig Dschivaka berichtet. Als ſelbſtändige Parallelen wären hier noch zu nennen Kingscote and Naṭeṣā Sastri, *Tales of the Sun*, London, 1890, 140f. (mit einer Rahmenerzählung als Fortſetzung) und Meherjibhai Noshewanji Kuka, *The Wit and Humour of the Persians*, Bombay, 1894, 198f., Nr. 123 (die Nr. 124, 200f. erinnert ſchon mehr an Sherlock Holmes).

Ebenſo haben die richtigen Urtheile über Dinge wie die Herkunft der Speiſe, des Weins und des Gaſtgebers eine Parallele ſchon in dem 463. Dschātaka (Dutoit, IV, 160f.; Lüders, *Buddh. Märchen*, 39f., Nr. 7), weiter in Erzählungen der *Vetāſapañcaviṃṣatikā* (H. Uhle, 124f. und 148f.; Somadeva, II, 271f., Fr. v. d. Leyen, *Indiſche Märchen*, 1898, 65f. und 149f.) und des *Kathāratnākara*, II, 264f., Nr. 205-208. Nur um die Abſtammung des Königs handelt es ſich in zwei ſpäten Dschaina-Werken, in Jnanasāgaras *Ratnacūda* (Hertel, *Ind. Erzähler*, VII, 138f.) und in Ratnasundaras *Kathākallōṣa* (Hertel, *Pañcatantra*, 196f.), um die von vier Veziiren in der bei Chauvin, VIII, 117 beſprochenen Erzählung der *Vierzig Veziire* und in der bachtjarischen bei Lorimer, 325f., um die von drei Königsſöhnen bei Lambertz, *Alban. Märchen*, 80.

Eine ganz merkwürdige Geſchichte, in der Sultan Mächmūd von Perſien und der Dichter des Schāhnameh Firdauſi eine Rolle ſpielen, berichtet Adam Olearius, *Offt begebte Beſchreibung der Newen Orientaliſchen Reiſe*, 1647, 422f. in dem von dem Kaffee handelnden Abſchnitt:

Wenn man aber ſolches Cahwae (Kaffee-) Waſſer zu viel gebrauchet, ſol es die Fleiſchlichen Begierde gantz auflöſchen. Sie ſchreiben von einem Könige Sulthan Mahmud Kaſnīn, welcher vor dem Tamerlano in Perſien Regieret hat, daß derſelbe an das Cahwae Waſſer ſich ſo ſehr gewehnet, daß er auch ſeines Gemahles darbey vergeſſen, und vor dem Beyſchlaff einen Eckel bekommen gehabt, welches die Königinne übel empfunden. Dann als ſie eins mals im Fenſter gelegen, und geſehen, daß man einen Hengſt zu wallachen nieder geworffen, habe ſie gefragt, was das bedeuten ſolte? und da man jhr mit verblühten Worten vorbracht, wie man dem Pferde die Wolluſt und den Muthwillen benehmen wolte, daß er nicht auff andre ſpringen oder ſich an die Stuten kehren ſolte, habe ſie vermeinet, es were diß alles nicht nötig, man ſolte jhm nur das ſchändliche Cahwae Waſſer zutrinken geben, er würde dem Könige bald gleich werden.

Sie melden auch von dieſes Königes Sohn Mahumed, als derſelbige nach ſeines Vaters Tode zur Regierung kommen, habe er ſehr viel auff die Poeterey gehalten, und einem damals berühmten Poeten Namens Hakim Firdauſi anbefohlen, er ſolte ein Poetiſch Werk von luſtigen Inventionen ſchreiben, für jeglichem Vers wolte er jhm einen Ducaten geben. Firdauſi ſetzt ſich und ſchreibet 60 tauſend Verſe, welche noch heutiges Tages in Perſien geſehen und hochgehalten werden. Als das Werk übergeben, und der junge König zwar ſeiner Zuſage nach den Poeten lohnen wil, widerrathen die Räte ſo viel an einem Poeten zuſpendieren. Er nehme wol mit einer geringer Verehrung vorlieb. Dem Poeten werden nur etliche Ducaten geſchickt, welches jhm ſehr verdroſſen, alsbald andere Verſe an dem Könige ſchreibt, worinnen er die geſchickte Gabe durchzeugt, wie es nemblich kein Königlich Geſchenk: Handwercks Leute, als Becker und Schuſter pflegten ſolches zuverehren, ob er denn nicht eines Königes Sohn, ſondern Beckersart und Geblüte were. Der König verſtehets, als wenn er jhn einen Becker Sohn geſcholten, klagets auß Ungeduldt ſeiner Mutter, und fraget, ob nich Sultan Mahmud ſein Vater geweſen? Die Mutter vermutet, daß der Poete, weil er diß geſchrieben, mehr Wiſſenſchaft darvon haben möchte, bekennets dem

Sohn in geheim, daß, weil der König das Cahwae Waffers oft und allzuviel getrunken, dadurch auch alle Hoffnung zu einem Erben verlohren were, sie umb Erben des Reichs zuhaben, den Hoffbecker, der seine weiße Arme gehabt, zugelassen hätte. Were derwegen der Becker nicht gewesen, so were er, jhr Sohn, auch nicht, richt alto, daß er den Poeten befriedigte, damit es nicht ferner aufkehme, welches auch geschehen.

Einen Auszug dieser Schnurre bringt das *Al-Koranum Mahumedanum*, Nürnberg, 1659, 708, beginnt aber so: »Daß nun die Perlianer viel auf die Poeterey halten, mag unter andern hieraus erhellen, daß ein guter Poet dem Monarchen ein schön Gedicht gebracht, und kein andere Recompens davon getragen als bessere Portion an der Taffel, sonderlich an Brod.« Woher diese Änderung stammt, ergibt sich aus dem Schlußsatze: »Es steht vom Keyser Augusto ein nicht viel ungleiche Geschicht, berührt aber seiner Mutter Keuchheit keines Wegs.« Eine der Ehre der Frau Attia nicht nahe tretende Version dieser Überlieferung habe ich nun nur in dem von einem Anonymus stammenden *Democritus ridens*, Amsterdam, 1649, 16 gefunden, die denn auch dem Verfasser des *Al-Koranum* vorgeschwebt haben mag, alle andern, die, wie jedenfalls auch die gemilderte des *Democritus ridens*, auf das 10. Kapitel der *Vita Virgilii* des Donatus zurückgehen, muten ihr den Ehebruch mit einem Bäcker zu. Nach Dom. Comparetti, *Virgilio nel medio evo*, 2^a ed., Florenz, 1896, II, 152f. wäre diese Erzählung erst im 15. Jahrhundert auf Virgil übertragen und in seine sogenannte Biographie eingeschoben worden, zurück geht sie jedenfalls auf eine Parallele in einer der *Novelle antiche*, die in verschiedenen Fassungen vorliegt (Gualteruzzi, Nr. 3, Borghini, Nr. 2, Papanti, Nr. 10 = Biagi, Nr. 143, vgl. D'Ancona, *Studi*, II, 88f.) und deren Held noch bei dem hl. Bernhardin von Siena, *Seraphin quadragesimale*, sermo 15 (*Opera omnia*, Lyon, 1650, III, 210) ein ungenannter Weiser ist. In all diesen Versionen, die sämtlich mit der Feststellung schließen, daß der Fürst ein Bäckerssohn ist (vgl. auch noch Noël du Fail, *Contes et discours*, chap. 21 in *Oeuvres facc treuses*, Paris, 1874, II, 158f.), gibt der Weise vorher zwei andere Scharffinnsproben: er erkennt, daß ein Pferd mit Efelsmildch aufgezogen ist (bei dem hl. Bernhardin ist es verorbenerweise der Sohn eines Efels) und daß in einem Edelstein ein Wurm steckt. Diese zwei Züge finden sich, aber jeder für sich und in anderm Zusammenhange, auch in indischen, dschainistifischen Werken, die freilich jüngern Datums sind: der eine in dem *Uttamacaritra-kathānaka* (s. A. Webers Übersetzung in den *Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. in Berlin*, XVII, 1884, 288, s. auch 308), der zweite — allerdings handelt es sich hier um eine Perle, in der ein winziger Frosch sitzt — in Caritrasundaras *Mahipālaçaritra* (s. Hertel, *Pāsa und Gōpāla*, 74). In dem 247. des *Libro de los enxemplos* (*Escritores ant. al siglo XV*, 508f.) wird zwar der Fürst — hier ist es el soldan di Babifonia —, als er sich über das Insekt in dem Edelstein wundert, belehrt, daß man bei Pifa in einem großen Steine einen Frosch gefunden habe, trotzdem aber scheint der Ursprung dieser ebenso wie der italienischen Schwestererzählungen arabifch zu sein. Übrigens könnten die Nrn. 10, 104 und 118 des spanifchen Exempelbuches zu der dritten Scharffinnsprobe des Weifen herangezogen werden.

Zu den Hamlet-Erzählungen vgl. außer Chauvin, VII, 161, Bolte a. a. O., 202 und v. d. Leyen, *D. M. i. d. Götterf.*, 78f. jetzt noch P. Herrmann, *Die Heldenf. des Saxo Gr.*, 265f.

Kehren wir zu unserm Märchen zurück, wo sich, wie in so vielen andern, nach den Scharffinnsproben in der Gegenwart des Schiedsrichters der Schlechte verrät, indem er unbedachterweise seinen Charakter enthüllt. Während sich in der Fassung Sercambis die drei Brüder erklären sollen, wie sie sich in einem konftruierten Falle verhalten würden, verkündet

in der 18. der von Bruno Meißner herausgegebenen *Neuarabischen Geschichten aus dem Iraq*, 1903, 32f. (hier ebenfalls die Beschreibung des Kamels) der Sachverständige jedem Bruder einzeln, er sei der, der nicht erben werde, könne sich aber einen Anspruch auf das Erbe sichern, wenn er sich dazu verseehe, seine Schwester zu heiraten, und der Einwilligende gibt sich dadurch als Bastard zu erkennen. In einer ganzen Reihe von Versionen aber ist es die im *Dekameron* und in den *Canterbury Tales* wiederkehrende Erzählung von den drei Großmütigen¹⁾, nach deren Vortrag der Missetäter eine Probe seines Sittlichkeitsempfindens gibt und solchermaßen seine Entdeckung herbeiführt. Hierher gehören vor allen — als eine Verfeinerung von *Sukasaptati*, simpl. Nr. 52, orn. Nr. 60 — die Erzählungen in dem türkischen und dem persischen *Tutinameh* (Rosen, I, 243f., *ZDMG*, XXI, 523f.) bei Hammer, *Rosenöl*, 1813, II, 277f., in John Malcolm's *Sketches of Persia*, Neudruck London, 1894, II, 164f. und bei F. J. Furnivall, Edm. Brock, and W. A. Cloufion, *Originals and Analogues of some of Chaucer's Canterbury Tales*, London, 1888, 297f. (aus Birma), weiter die Nr. 82 des *Kathāratnākara*, I, 233f., die Geschichte der *Vierzig Vezire* bei Chauvin, VIII, 123f., eine Anzahl jüdischer Märchen mit Salomo als Richter (vgl. J. Levi in der *Melusine*, II, 542f., Cloufion in den eben zitierten *Originals*, 315f. und bin Gorion, *Born*, III, 97f., 295), W. Radloff, *Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens*, Petersburg, 1866f., III, 389f. und VI, II f. (samt der Beschreibung des Kamels und den andern Scharflinnsproben), G. Jungbauer, *Märchen aus Turkestan*, 19f. (ist zu dem oben zitierten Märchen aus den *Tales of the Sun* von Kingscote und Naṭeṣa Sastri zu stellen) und schließlich J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands*, new. ed., London, 1890, II, 24f. (dazu Köhler, I, 244f.).

Erwin Rohde will (*Kleine Schriften*, 1901, II, 147f.) nach Köhlers Abhandlung eine Verbindung zwischen unserm Märchen und einem Apophthegma in der *Vita Pythagorica* von Jamblichos herstellen, das nach ihm von einem Richter, zwei Verdächtigen und einem Übeltäter handeln würde, dort aber (§ 124) wird nur erzählt:

Ein Pythagoräer, der in einer zeugenlosen Sache den Schiedsrichter machen soll, kommt mit den zwei Streitenden an einem Grabmal vorüber, und er sagt, der Mann, der da liege, sei von höchster Rechtfertigkeit gewesen. Der eine der Streitenden spendet dem Toten ob seiner guten Handlungen Lobsprüche, der andere hingegen fragt: »Nun, ist er dadurch reicher geworden?« Daraufhin gibt der Pythagoräer seinen Spruch gegen diesen ab.

Man sieht, der Grundgedanke ist da, freilich notdürftiger, als ihn Rohde konstruieren will. Aber auch für den Zug der Feinschmeckerei gibt es eine altgriechische Parallele: in den *Vitae sophistarum* von Philostratos (II, 1, 7) wird von einem starken Hans erzählt, der es sofort erkennt, daß die ihm vorgeetzte Milch von einem Weibe gemolken worden ist (R. Reitzenstein, *Hellenist. Wundererz.*, 71; Nachweise gibt wieder H. Lucas, *ZVV*, XVII, 125).

*

Bei Sercambi ist der Schiedsrichter »il Cali signore del Mangi«. Daß Cali Chalif bedeuten soll, scheint wohl sicher, Mangi muß China sein, wie aus den zahlreichen Belegen bei Joseph Simonius Assemanus, *Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana*, t. III., p. II., Rom, 1728, 509-512 hervorgeht.

¹⁾ Bis vor kurzem galt als ihre älteste Version die der *Vetalapañcaviṃśatikā* (Uhle, 56 f., 157 f., Somadeva, II, 277 f., Fr. v. d. Leyen, 70 f., 151 f., Landau, *Quellen*, 93 f., 100 f., Lee, *Decameron*, 322 f.), eine weit ältere aber findet sich schon in dem mehrfach zitierten chinesisch-indischen Traktat *Kiou tsa pi jü king* bei Chavannes, *Actes*, V, 130 f., Nr. 21 und *500 Contes* I, 388 f., Nr. 117 (vgl. Winternitz, III, 334, n. 1.)

38. Der Meisterschuß. Nach einem Predigtmärlein Jakobs von Vitry (Greven, 50 in Nr. 83, Frenken, 137, Nr. 79 a).

Die entsprechenden Erzählungen bei Firdausi und Nisami, wo der Kunstschütze König Bahram Gür ist (die Erzählung Nisamis jetzt in Wilsons Übersetzung der *Heft paiker*, 82 f.), bespricht Bolte zu der *Reise der Söhne Giassers*, 203 f. und erwähnt auch, daß die Geschichte heute noch in Persien fortlebt, das gleiche ist im Pendschab der Fall (Swynnerton, 277 f.). Eine ähnliche Geschicklichkeitsprobe, allerdings im Werfen, wird in den Gegenwartserzählungen des 107. und des 276. Dschataka geschildert (Dutoit, I, 430, II, 413; Lüders, 259), von Bahram Gür erzählt sie, so wie Firdausi, auch al Abschihi, I, 605.

Hammer, *Geschichte der schönen Redekünste Persiens*, 1818, 114 fügt der Inhaltsangabe von Nisamis Fassung bei, die Anekdote sei historisch und Bahram Gür habe die in Gold gefaßte Klaue des so erlegten Wildesels oder Gür als Ohrgehänge und »Ehrenorden seines Jägertalentes« getragen. Dazu ist sicher nicht uninteressant, was O. v. Hovorka und A. Kronfeld, *Vergleichende Volksmedizin*, 1908 f., I, 116 über die Klauen des Elentieres berichten, die einst in der Heilkunde statt der Knochen des Einhornes gebraucht wurden: »Gegen die ‚fallende Sucht‘ war solch ein Mittel unfehlbar, und der Grund war leicht zu fassen, da das Elentier selbst zu dieser Krankheit neigte. Als ein Franzose, de la Martinière, im 17. Jahrhundert in Norwegen an einer Elentierjagd teilnahm, fürzte wirklich ein Tier, von dieser Krankheit getroffen, und der zuvorkommende Wirt schenkte dem Fremden sofort die Klaue des linken Hinterbeines als Mittel gegen Fallsucht. Der übermütige Empfänger antwortete: ‚Wenn das Mittel wirklich gut ist, so ist es wunderbar genug, daß das Bieft sich nicht hat selbst helfen können.‘« So weit erzählen Hovorka und Kronfeld nach De la Martinière, *Voyage de pays septentrionaux*, 1672; dann stellen sie nach Troels-Lund, *Gesundheit und Krankheit*, 1901 fest: »Der spöttische Franzose wußte eben nicht, daß das Elentier sich selbst kuriert, indem es sich die Klaue des Hinterbeines in das Ohr steckt.« Siehe weiter ebendort, I, 121 und II, 220.

Die älteste europäische Version der persischen Erzählung ist wohl die unsere, die älteste im deutschen Sprachgebiet die des nach 1481 gestorbenen Augustiners Gottschalk Hollen in den *Sermones dominicales super epistolas Pauli*, p. est., sermo 98, Hagenau, 1520, Dd a:

Es wird von einem Könige erzählt, der sagte zu seinem Spaßmacher (ioculatori): »Erfinde mir eine große Lüge.« Der antwortete: »Ich habe gesehen, wie ein Schütz einen Hirsch tödtlich traf, und hinein ging der Pfeil durch den rechten Fuß, und heraus kam er bei dem rechten Ohr.« Und der König sagte: »Das ist eine große Lüge; wie wäre das möglich, daß der Pfeil durch den rechten Fuß hinein und durch das rechte Ohr heraus geht?« Antwortete ein anderer: »Jawohl, das ist keine Lüge, sondern Wahrheit: als sich nämlich der Hirsch mit dem rechten Fuße am rechten Ohre kratzte, hat der Pfeil den an das Ohr gelegten Fuß durchbohrt und ist in das Ohr eingedrungen.«

Der Zeit nach folgt die von Bolte zitierte kurze Anspielung auf die Geschichte in den *Sprichwörtern* von Seb. Franck, 1541, dann eine ebenso kurze Erwähnung aus dem Munde Luthers in Kaspar Heydenreichs *Nachschriften* von 1542 (*Tischreden*, Weimarer Ausg., V, 129) und weiter 1548 ein Meistergefang Hans Sachlens (Goetze=Drescher, IV, 443 f., wo die Versionen bei Christ. Weise und in Fr. Reuters *Läusen* zitiert werden), dessen Quelle noch nicht gefunden ist. Die Schnurre ist noch immer lebendig und die Kenntnis von Reuters Büchern noch immer nicht groß, wie das 12. Heft der *Jugend* von 1919 zeigt.

*

Zu der Bestätigung und Weiterausführung der Lüge durch einen Gefellen oder Knecht des Erzählers vgl. C. Müller-Fraureuth, *Die deutschen Lügendichtungen*, 1881, 78 f. und

139f. Quelle der dort angezogenen Geschichte von dem mit dem Wind schießenden Jäger, sowie ihrer unmittelbaren Vorgängerin ist eine der wenigen aus der Zeit stammenden Anekdoten in dem *Apophthegmatum opus* von Erasmus, Aug. Leyden, 1554, 289, die auch Ger. Tuningius in seine *Apophthegmata*, Ex Offic. Plant. Raphelengii, 1609, Lat., 67 aufgenommen hat; hier weigert sich der Diener, die Lügen seines Herrn zu bewähren. Hieher gehören noch A. Fr. Doni, *I Marmi*, Vinegia, 1552, 13f. = G. Chappuys, *Les facétieuses Journées*, i. 5, n. 4, Paris, 1584, 146a f., Ortensio Lando, *Novelle*, Lucca, 1851, 49 f., nov. 7 (aus den *Varii componimenti*, 1552), Juan de Timoneda, *El Sobremesa*, 1569, II, Nr. 47 in den *Novelistas ant. á Cervantes*, Madrid, 1850, 180, Noël du Fail, *Contes et Discours*, ch. 35 in den *Oeuvres facétieuses*, II, 353 f. und Tom. Costo, *Il Fuggilozio* (1596), Venetia, 1604, 216.

39. Die vier Grofchen des Schmieds. Nach der 6. der *Novelle antiche* in Borghinis Redaktion (*Libro di Novelle*, ed. G. Ferrario, Mailand, 1804, 22f.); f. D'Ancona, *Stufj*, II, 143f.

Als Iozufagen vollfändige Parallelen wären zu nennen D'Ouville, II, 151 f. = *Récréations françoises*, II, 111 f. = *Roger Bontemps*, 257 f., Genzenbach, I, 327 f., Nr. 50 (dazu Köhlers Noten II, 234 und JZVV, VI, 161 f.) und Pittrè, IV, 269 f., Nr. 297. Das 13. in H. Stummes Märchen der *Schluf von Tazerwalt*, 1895, 109 f. und die Nr. 24 in B. Ilgs *Malteffifchen Märchen und Schwänken*, 1906, 82 f. bilden Mittelglieder zu den in den *FFComm.* Nr. 42, 356 und 342 verzeichneten Märchen (das von Alfanafjev ist überfetzt bei Anna Meyer, *Ruffifche Volksmärchen*, N. F., 1910, 149 f.).

Nur zu dem ersten Teile, der verbotenen Feiertagsarbeit und der Einteilung des Tagesverdienstes, gehört eine Erzählung der *Gesta* (Oesterley, Nr. 57, Dick, Nr. 143, *Catof-Rom*, III, 192 f. ufw.) mit ihren Ableitungen *Deutsche Texte des Mittelalters*, XIV, 1908, 102 f., Pelbart (Katona, 64, Nr. 145), Gabriel Barletta, *Quadragesimale* (1498), fer. 5. in passione (*Fructuosissimi Sermones*, Paris, 1527, 130b), Nicolas de Troyes, *Grand Parangon des Nouvelles nouvelles* (publ. par E. Mabille, Paris, 1869, xxxii) und H. Sachs, II, 449, Nr. 329, IV, 186, No 356¹⁾.

Nur von der Verteilung des Tagesverdienstes erzählen *Catof Rom*, III, 649, Nr. 23 die *Floresta española*, 265 b f., Carlo Casalicchio, *L'utile col dolce* (1671), c. I, d. 5, a. 2 (Venezia, 1708, 88) = *Gratiosissime Argutie d'huomini accorti*, Venezia, 1709, 215 f., die 21. der *Hikajat-i latif* in F. Gladwin's *Persian Moonschee*, 2nd ed., Calcutta, 1799, 12 (übers. v. A. Heyne, *Gefchichten und Schwänke*, 1914, 41, Nr. 42, G. L. Leszczynski, „*Hikajat*“, 1918, 32 f., Nr. 14 und J. Hertel, *Indifche Erzähler*, IX, 35, Nr. 17), J. P. Hebel, *Schatzkästlein*, Nr. 6 (1804) in den *Sämtl. poet. Werken*, II, 62 f. und F. Spirago, *Beifpiel-Sammlung*, 1909, 235 f., Nr. 553 (von König August II. von Sachfen).

Zu der Metapher des Schmieds (zurückgeben, verfehenken ufw.) ift nun an das 484. Dschataka zu erinnern, wo (Dutoit, IV, 338 f.) der beim Reisammeln gefangene Papageienkönig, der Bodhisattva, dem Feldhüter fagt, er löfe Schulden, lade Schulden auf und fammle Schätze, und dazu die Erklärung gibt, er ernähre feine Eltern, forge für feine Kinder und

¹⁾ Über die Einleitung der *Gesta* ufw. von der Drohung an die verräterifche Bildsäule vgl. Boltes Noten zu Pauli, Nr. 8, ferner das 51. Kapitel des *Tractatus de diversis historiis Romanorum* mit Herzsteins Noten 23 f., 57 f.

fpende flugfchwach gewordenen Vögeln (in der chinefifchen Bearbeitung bei Stan. Julien, *Les Avadānas*, Paris, 1859, I, 68f. und Chavannes, III, 3 ift alles verwißt).

Um eine Einkommenteilung handelt es fich in zwei Gefchichten der *Vetālapañca-viṃśatikā*: in der einen (Uhle, 51 f. u. 156, Somadeva, II, 275f., I, 498f.) erzählt der fich um die Hand der Königstochter bewerbende Śudra, er verfertigt täglich fünf Paar Kleider: eines gebe er feinem Gotte, das zweite einem Brahmanen, das dritte trage er felber, das vierte werde er feinem Weibe geben, und das fünfte verkaufe er, um feinen Unterhalt zu befreien; in der andern (Uhle, 146, Somadeva, II, 251f., I, 519f., v. d. Leyen, 40f. und 139) verwendet der getreue Viravara ein Fünftel feines Tagesverdienfts für den Unterhalt feiner Familie, das zweite für Kleidung, das dritte zu Ehren der Götter und die letzten zwei für arme Brahmanen. In Nārāyaṇas *Hitopadeśa* (Hertels Überfetzung bei Reclam, 1894, 130f.) und noch mehr bei Śividāsa (A. Luber, *Der Vetālapāncaviṃśati erfter Teil*, 1875, 35, Uhle, 38) ift diefe Stelle verflacht, in den *Tutinameh*-Bearbeitungen (Rosen, I, 50, Iken, 27) fehlt fie überhaupt, aber in den Hindi-Versionen (W. Hollings, *The Bytal Pudēsee*, Calcutta, 1860, 18 und Oefterley, *Baitāl Pachisi*, 1873, 45) kommt fie gut heraus: Der Held macht aus feinem Taglohn zwei Hälften: die eine verteilt er an Brahmanen, die andere halbiert er wieder und gibt einen Teil an Pilger ufw., und für den andern bereitet er Effen, um die Armen zu fpeifen und erft die Überbleibfel für fich felbft zu verwenden.

Nun fcheint in Indien eine folche Einkommenverteilung zumindest für die, die als Frömme anerkannt fein wollten, nichts Außergewöhnliches gewesen zu fein, wie fich aus dem 67. Kapitel des großen kulturhiftorifchen Werkes ergibt, daß der Araber Albērūni um 1030 als Frucht einer Bereifung des Landes veröffentlicht hat. Das Kapitel, das »von den Almofen und wie der Menfch feinen Verdienft ausgeben foll« handelt, fagt, daß man dem Landesherrfcher aus dem landwirthfchaftlichen Einkommen vor allem die Bodensteuer und dann ein Sechstel als Anerkennung für den von ihm gewährten Schutz zu bezahlen hat, dasfelbe gilt auch für Kaufleute, und nur die Brahmanen find von all diefen Taxen frei. Sodann fährt Albērūni fort (*Alberuni's India*, Engl. Ed. by E. C. Sachau, London, 1910, II, 149f.):

As to the way in which the remainder of the income, after the taxes have been deducted, is to be employed, there are different opinions. Some destine one-ninth of it for alms. For they divide it into three parts. One of them is kept in reserve to guarantee the heart against anxiety. The second is spent on trade to bring profit, an one-third of the third portion (*i. e.* one-ninth of the whole) is spent on alms, whilst the two other thirds are spent according to the same rule.

Others divide this income into four portions. One-fourth is destined for common expenses, the second for liberal works of a noble mind, the third for alms, and the fourth for being kept in reserve, *i. e.* not more of it than the common expenses for three years. If the quarter which is to be reserved exceeds this amount, only this amount is reserved, whilst the remainder is spent at alms.

Die Handlungsweise des Papageienkönigs und des treuen Viravara ift aber auch dem Christengotte wohlgefällig: in den *Apophthegmata patrum* bei J. B. Cotelier, *Monumenta ecclesiae graecae*, Paris, 1677f., I, 432 und in den *Vitae patrum* bei Migne, LXXIII, 1006 wird zwei Mönchen, die Gott fragen, welches Maß fie erreicht hätten, die Antwort, fo weit wie der Hirt Eucharist(i)us und feine Gattin Maria feien fie noch nicht. Durch einen Befuch bei den Eheleuten erfahren fie nicht nur, daß diefe beide ihre Jungfräulichkeit bewahrt haben, fondern auch, daß fie aus den Schafen, um die Gott ihre Herde vermehrt, drei Teile machen: einen verwenden fie für die Armen, den andern für Fremde, den dritten für fich (f. R. Reitzenstein, *Historia Monachorum*, 1916, 41, nach den *Vitae patrum* erzählen die *Scala celi*,

164a u. a. mehr). Auch in die Legende des hl. Anianus ist, in der Version, die ihr Pietro de' Natali gegeben hat (*Catalogus Sanctorum*, Ausg. Vicenza, 1493, F 7a), dieser Verteilungsmodus eingedrungen: ein Drittel seines Verdienstes gibt der fromme Schuhflicker dem Sohne seines verstorbenen Meisters, das zweite spendet er den Armen, und das dritte verwendet er für sich, ebenso steht dies in Geilers *Evangelienbuch* und in Paulis *Schimpf und Ernst* (s. d. Noten zu unserer letzten Nummer). Merkwürdig ist Melanths „*Regula oeconomica*“ in Ulrich Vendenheimers Niederchrift (*Opera*, XX, 549):

Ego saepe audivi a matre mea puer: Es muß ein Ackermann die frucht, die im jherlich wachsen, in 3 theil theilen; den ersten theil muß er haben, den Acker widerum anzubauen, den Andern theil muß er der Oberkeit und armen Leuten geben, der 3. theil kompt aller erst im zu nutz.

40. Gerechtigkeit in Rom. Nach der *Compilatio singularis exemplorum*, Tours, 82a.

I. Die Stadt der Gauner. Vgl. Chauvin, VIII, 60f., weiter die Erzählung des Traktats *Sanhedrin* über die Leute von Sodom bei Wünsche, II, 3, 275-279 (s. auch bin Gorion' *Erzväter*, 213-223, 235-237, 440), in der man nicht nur den Prototyp der unter dem Namen »Das Urteil des Schemjaka« umlaufenden Märchen, sondern auch Vorbilder für eine Reihe der Qaraqush-Geschichten finden wird, über spätere indische Parallelen zu der Erzählung der *Sieben Vezire* s. J. Hertel, *ZDMG*, LXXIV, 458f. und *Ind. Erz.*, VII, 9f. Weiter wäre zu verweisen auf die Zusammenstellung bei Erasmus, *Adagia*, vo. *Servorum civitas* (1643, 135).

Unsere Geschichte nähert sich dem Anfange der *Histoire du Chevalier Berinus*, auf der auch die *Tale of Beryn* beruht, die in einem einzigen Manuskript der *Canterbury Tales* eingeschoben und in der Ausgabe der Werke Chaucers von 1721 als zweite Erzählung des Kaufmanns abgedruckt worden ist (neuerdings bei E. J. Furnivall and W. G. Stone, *Supplementary Canterbury Tales*, London, 1876 und in Thomas Wrights Ausgabe der *C. T.*), den zwei Abenteuern des Scholaren entsprechen in der Geschichte von Beryn dessen fünftes und viertes (s. Cloufton, *Popular Tales*, II, 99f.).

II. Die merkwürdige Verteilung. Zunächst sei noch ein Märlein derselben Handchrift, 80b wiedergegeben:

Ein von der Schule kommender Scholar, der nicht einen Heller in der Tasche hatte heischte von einem Bauern Galtfreundchaft. Der Bauer gewährte sie ihm, wenn auch unwillig, und fragte ihn, was er auf der Schule gelernt habe. Der Schüler antwortete, er habe über die Gottheit und die Gottesgelehrsamkeit gehört. Sagte der Bauer: »Habt Ihr auch von der Dreieinigkeit gelernt?« – »Freilich, Herr,« sagte der Schüler, »die Gottheit ist ja von der Dreieinigkeit.« Und als sie bei Tische saßen und fünf Rebhühner aufgetragen wurden, gab sie der Bauer dem Schüler und sagte ihm, er solle sie nach der Dreieinigkeit verteilen. Der Schüler wollte nicht, aber der Bauer zwang ihn, und nun gab er eines dem Hausherrn und der Hausfrau, eines dem Sohne und der Tochter, die dabei saßen, eines den zwei Ochsenknechten, und sich behielt er die letzten zwei. Ärgerlich sagte der Bauer: »Ist das die wahre Dreieinigkeit?« Sagte der Schüler: »Es gibt keine wahrere: Ihr und Euere Frau und das Rebhuhn seid drei, der Sohn und die Tochter und ihr Rebhuhn sind drei, die Knechte und ihr Rebhuhn sind drei, und ich und meine zwei Rebhühner sind drei.« Und so hatte der Bauer des Nachsehen.

Zu diesem Schwank stimmt der in der *Scala celi*, 37b, wo »secundum scientiam divinam« neteilt werden soll, deren »principium« die »trinitas« ist, und, der Hauptsache nach, die Geschichte in dem Midrasch *Echa rabbathi* (A. Wünsche, *Z. f. Litgesch.*, N. F., IX, 40f.), den von

mir zu Nafreddin, Nr. 399 und 467 gegebenen Nachweisen wären noch beizufügen Konr. Derrer, 103f. in Nr. 8, *Bibliothèque de cour*, Paris, 1746, I, 308f., A. W. Schleicher, *Somali-Texte*, 1900, 77f. = Meinhof, *Afrik. M.*, 206f., Nr. 76 und Meißner, *Neuarab. Gesch.*, 66, Nr. 35.

III. Der umgewendete Braten. S. Oeferley zu *Gesta*, Nr. 194, Herrtage zu *Gesta*, Nr. 28, *Catof Rom*, III, 197, Nr. 35, 174, Nr. 97 und die ausführliche Unterfuchung bei Köhler, II, 651-657. Des weitem gehört hieher eine perfische Erzählung bei Noshewanji Kuka, 193f., Nr. 114:

Ein König von Ägypten hat in feiner Hauptftadt zwei Dome erbaut und hat verordnet, daß dort jeder Vorübergehende feine Andacht verrichte, wer diefe Verordnung willentlich oder unwillentlich übertrete, werde hingerichtet werden, vorher aber zwei Wünfche frei haben, die fich allerdings weder auf den Thron, noch auf Strafflofigkeit richten dürfen. Ein Wäfcher, der das Gebot übertreten hat, fordert erftens, daß feiner Familie 10000 Dinar gefchickt würden, und zweitens, daß jedermann, vom König herab bis zu den Türftehern, drei Schläge mit feinem Bleuel leiden müffe, einen leichten, einen mittlern und einen fchweren, und daß er mit dem Könige beginnen dürfe. Nach dem erften Schläge ftürzt der König ohnmächtig nieder. Wieder zu fich gekommen fragt er, ob das der leichte, der mittlere oder der fchwere Schlag gewesen fei, erhält aber von dem Wäfcher die Antwort: »Das hängt davon ab, wie Ew. Majefät den zweiten Schlag empfinden wird.« Nun fchreit der König die Wächter an: »Ihr Schufte! woher wißt ihr, daß diefer Mann nicht feine Andacht verrichtet hat? Ich bin ficher, er hat es getan, und mit einer Frömmigkeit wie bisher noch niemand.« Er läßt den Wäfcher in Freiheit fetzen und die Dome zerftören.

41. Glück im Unglück. Nach Johannes de Bromyard († 1418), *Summa praedicatorum*, Basel, Joh. de Amerbach, etwa 1479, P, I, 11.

Über den einft fo ziemlich allgemeinen Gebrauch, Frauen, Freunde, Diener, Rolfe ufw. des Verftorbenen mit diefem zu begraben f. Gottfr. Schütze, *Der Lehrbegriff der alten Deutfchen und Nordifchen Völker von dem Zustande der Selen*, 1750, 153, 158-164, 260f., 268-271, E. Simon, *Gefchichte des Glaubens . . . an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode*, 1803, 45-47 (beide Werke wegen ihrer Nachweise heute noch brauchbar), Edw. B. Tylor, *Primitive Cultur*, London, 1871, I, 413-422 (deutsche Ausg. von J. W. Spengel und Fr. Poske, 1873, I, 451-460), Fr. Schwenn, *Die Menfchenopfer bei den Griechen und Römern*, 1915, 59-65, K. Florenz, *Die hiftorifchen Quellen der Shinto-Religion*, 1919, 261 f., 348. Daß der zu einer derartigen frommen Verwendung Auserfehene mit Erfolg auf den Umftand hinweist, daß er nicht unverfehrt ift, hängt mit der Tatfache zufammen, daß körperlichen Fehlern und Mängeln bei primitiven Völkern eine hohe Bedeutung beigelegt wird: fie machen nicht nur zum Priefteramt untauglich (P. Stengel, *Die griechifchen Kulturaltertümer*, 2. Aufl., 1898, 35, G. Willowa, *Religion und Kultur der Römer*, 1902, 421, F. X. Kortleitner, *Archaeologia biblica*, 1917, 181f., Wetzler-Welte, *Kirchenlexikon*, 2. Aufl., VI, 921), fondern fchließen auch die Opferung ihrer Träger aus (P. Stengel, 107, Kortleitner, 306 f. etc.).

Bromyard gibt die richtige Urfache des Gebrauches an: Das Leben nach dem Tode ift eine Fortfetzung des vorher geführten, Pauli, der nach Bromyard erzählt (Nr. 480), hat fich, nicht zum Vorteile feiner Gefchichte, Änderungen erlaubt. Auch Giov. Sabadino degli Arienti, der den Stoff in der 59. Novelle feiner *Porretane* (1. Ausg. 1483), Venedig, 1531, 177a f. bearbeitet hat, erzählt volkskundlich richtig: . . . per essere in quelle contrate (Arabia) uno antiquo costume, cioe quando per morte mancava il principe quella medesima hora se decapitava il più caro servitore, accio d'ello nel altro seculo haveffe compagno d'el ser-

visse, hier ist übrigens der Todeskandidat nicht nur einäugig, sondern auch bucklig und krumm. Der Jesuit Giov. Botero verlegt in den *Detti memorabili di personaggi illustri* (1. Ausg. 1608), Vicenza, 1610, 87b den Schauplatz nach Peru, wo der Brauch gilt, di ammazzare e di seppellire con esso loro (i Principi) i più cari servitori; che si havessino in vita; der Portugiese, dem man diese Rolle zugehört hat, rettet sich, indem er darlegt, es zeige wenig Werthschätzung des Toten, ihm einen einäugigen Begleiter zu geben.

Aus andern Gründen läßt ein Sultan von Byzanz einen Arzt lebendig mit seinem toten Sohn begraben bei Fr. Pona, *La Lucerna di Eureka Misoscolo* (1625), Paris, f. a., 216 f., diese Erzählung gehört ansonsten zu der bei unserm 50. Märchen besprochenen Gruppe.

42. Das Urteil über die Elfter. Nach einem Predigtmärlein Pelbarts, abgedruckt bei Katona, 57f., Nr. 80.

Der diebische Vogel ist ein außerordentlich häufiges Motiv. Zu der von Chauvin, VIII, 53 behandelten Verwendungsform gehören noch Chavannes, I, 22, Nr. 6 (Sperber) und Benfey, I, 172 (Vogel schlechthin), ferner Chavannes, III, 210 in Nr. 444 (Papagei), W. Burlingame, II, 284f. zu *Dhammapada*, fir. 126 (Reiher), *Kathakoša*, 122f. (Reiher), bin Gorion, *Born*, II, 97f. (Vogel). Eine Reihe von Verfolgungen Unschuldiger ergibt sich aus einem von einer Affin verübten Diebstahl in dem 92. Dschataka (I, 387f.) und bei Schiefner-Ralfson, 181f. In einer Anzahl von Varianten unseres 56. Märchens ist es eines der gereiteten Tiere, das den Diebstahl aus Dankbarkeit begehrt: ein Rabe ist es bei Chavannes I, 185 in Nr. 49, ein Falke in einer Erzählung des tibetischen *Karmašataka* (Benfey, I, 196 und M. L. Feer, *Le Karma-Çataka*, Paris 1901, 174) und bei Schiefner-Ralfson, 310, ein Affe in einem südlichen Textus amplior des *Pañtschatantra* (Hertel, *ZDMG*, LXI, 52). In einer Gruppe von Fabeln stiehlt der Vogel, um sich an einer Schlange zu rächen (f. Hertel, *Tantrākhyāyika*, I, 130, ferner *Kathāratnākara*, I, 214f., Nr. 74 und P. V. Ramaswami Raju, *Indian Fables*, London, 1901, 78f.). Die Trennung eines Liebespaares wird von einem diebischen Vogel herbeigeführt in dem altfranzösischen Gedichte *L'escoufle*, in dem altdeutschen Gedichte *Der Busant*, in dem Magelonenroman usw., usw. (Köhler, II, 155, 351f., Bolte zu Schumann, 388, n. 1, Chauvin, V, 210f.), und besonders tragisch für die Befohlene endet die 513. Sage der Brüder Grimm *Idda von Toggenburg* (vgl. *Zimmerische Chronik*, hg. v. K. A. Barack, 2. Aufl., 1881, I, 352, K. Simrock, *Die geschichtlichen deutschen Sagen*, 2. Aufl., 1886, 316 u. 505, A. Kaufmann, *Quellenangaben und Bemerkungen*, 1862, 176f.). Natürlich kommt das Motiv noch in vielen andern Verbindungen vor (f. z. B. K. Müllenhoff, *Sagen, Märchen und Lieder*, 1845, 54, Nr. 60, 1921, 54, Nr. 62, H. Pröhle, *Deutsche Sagen*, 1879, 250 f. u. 317), feinerzeit war es in Jugendbüchern außerordentlich beliebt. Nach J. B. Salgues, *Des Erreurs et des Préjugés*, Paris, 1811f., II, 427 wurde in Paris einst die sogenannte Elfter-Messe (la messe de la pie) zu dem Andenken eines armen Mädchens gelesen, das ungerechterweise wegen eines von einer Elfter begangenen Diebstahls, gehenkt worden war.

Eine Strafe für den diebischen Vogel kommt natürlich in all diesen Geschichten nicht in Betracht, wohl aber erfolgt sie, auf eine für die Gegenwart zumindest ebenso absonderliche Weise wie in unserm Märlein, in einer Legende, die J. B. Salgues, II, 393f. nach einem Gedichte der zuerst 1618 erschienenen *Pia hilaria* des Jesuiten Angelinus Gazaeus mitteilt:

Ein Rabe hat den Ring des Abts Konrad von Corvei gestohlen, und dieser schleudert gegen den unbekanntenen Täter die Exkommunikation, der Rabe wird krank,

man schöpft Verdacht, durchsucht sein Neß und findet den Ring, und sofort erholt er sich wieder.

Dieselbe Geschichte steht ohne jede Herkunftsangabe bei John Dunlop, *History of Fiction*, London, 1814, III, 53f. (Liebrechts Übersetzung, 1851, 321); aus ihrer Quelle, dem angeblich um 1200 verfaßten *Exordium magnum ordinis Cisterciensis* (Migne, CLXXXV, 993f.) und aus dem allerdings arg fehlerhaften Abdruck in dem *Magnum speculum exemplorum*, Douai, 1614, 329f. erfährt man, daß sie sich zu der Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa zugetragen hat. Diese Legende führt uns, so wie Pelbarts Exempel zu dem Kapitel der Tierprozesse und der Tierstrafen, zu dem der Tierexkommunikation, über beides ist heute noch hauptsächlich das Hauptwerk die Abhandlung von Karl v. Amira in den *Mitt. d. Instit. f. öst. Geschichtsforschung*, XII, 545-601, neben der noch anzuführen wären Art. Graf, *Mitt.*, II, 286f., A. Franz, *Die kirchl. Benediktionen im Mittelalter*, 1909, II, 140-162 und J. G. Frazer, *Folk-Lore of the Old Testament*, London, 1916f. III, 415-445. Leider fehlt bis heute eine Untersuchung, die sich auch, was die Befragung des Tieres betrifft, auf die Dokumente der Volkskunde erstrecken würde. Eine solche dürfte ergeben, daß es animistische oder, um mit H. Vordemfelde zu reden (*Die germ. Rel. in d. deutschen Volksrechten*, I, 1923, 100 f.), anthropopathische Anschauungen sind, die der Befragung des Tieres (des Baumes, eines Gegenstandes usw.) zugrunde liegen, während der Bann und in dem befondern Falle die Exkommunikation auf primitive Beschwörungsriten oder magische Handlungen zurückgehen, wie sie im klassischen Altertum gegen Mäuse, Fliegen, Schlangen usw. geübt wurden und bei den Naturvölkern noch heute im Schwange sind (Frazer, *Golden Bough*, IX, 109-223). Was gemeint ist, wird sofort klar, wenn man den Vorgang bei der in W. H. Roschers *Lexikon*, V, 937 erwähnten Mäuseaustreibung mit der Art vergleicht, wie sich nach Plinius, *Nat. hist.*, VIII, c. 18 die Nordafrikaner gegen die Löwen helfen: dort, bei den Mäusen, besorgt alles eine Zauberformel, hier werden einige Löwen ans Kreuz geschlagen, damit die andern »durch diese Strafe und durch die Furcht, eine ähnliche zu erleiden, abgeschreckt würden!«. Diesen Gedankengang verläßt die 111. Schnurre in dem *Philogelos* (ed. A. Eberhard, 1869, 28), die von den Abderiten erzählt, sie hätten, als sie einen Esel, der im Gymnasium Öl verschüttet hatte, zur Strafe geißelten, alle Esel der Stadt zusehen lassen, auf daß sie sich ein Beispiel nähmen, und Diderot schreibt 1760 an Mademoiselle Voland von einem Herrn von Bacqueville, der ein schlimmes Pferd habe im Stalle henken lassen, damit es den andern als Exempel diene.

Ein Eingehen auf die Schwänke und die ernstern Erzählungen von derartigen Dingen ist, so verlockend es wäre, wegen der Fülle des Materials an dieser Stelle nicht möglich, trotz dem Worte des Sokrates (Diogenes Laertius, II, 21): »Wenn mich ein Esel mit dem Hufe getroffen hätte, hätte ich ihn vor Gericht ziehen sollen?« blieb der Prozeß gegen Tiere, ja Gegenstände bis in die Neuzeit hinein etwas ganz Gewöhnliches. Auszugsweise sei immerhin ein Predigtmärlein Jakobs von Vitry wiedergegeben (Greven, 37, Nr. 56, Frenken, 123, Nr. 51), wo es dem Kläger noch viel schlimmer ergeht als bei Pelbart:

Bei einem französischen Edelmann, der strenge Gerechtigkeit übt, klagt ein Riemenhändler gegen einen Dornbusch, daß er ihm die Kleider zerrissen und ihn im Gesichte verletzt habe. Der Edelmann kauft ihm einen Riemen ab und läßt daran den Dornbusch henken. Der Händler geht zurück, nimmt sich den Riemen wieder und läßt den Dornbusch

¹⁾ Dieses Hiltörchen, auf dem das 200. Stück der *Gesta* (Oesterley) beruht (s. *Catof Rom*, III, 195, Nr. 29, 416, Nr. 13, Bouchet, III, 80), ist von G. Flaubert im 2. Kapitel der *Salammbô* verwertet worden; vgl. auch *ZPV*, XVI, 77f. und XXXII, 145f.

auf der Erde liegen, nun wird er wegen Diebstahls gegriffen und mit demselben Riemen gehenkt.

43. Die Rache des Sklaven. Nach der *Compilatio singularis exemplorum*, Tours, 139a f.

Eine ältere Fassung dieser schrecklichen Geschichte findet sich bei Giraldus Cambrensis in dem *Itinerarium Cambriae*, I, I, c. 11 (*Opera*, ed. by J. S. Brewer and F. Dimock, London, 1861 f., 84f.), sie spielt auf dem Castellum Radulphi, d. i. auf Schloß Châteauroux in Berry:

Der geblendete Knecht fielt dem Ritter für die Rettung seines einzigen Sohnes die Bedingung, daß er sich entmanne, wie man ihn entmannt habe. Auch hier verfuhr der Ritter, und zwar zweimal, den Blinden zu täufchen: er nennt ihm auf die Frage, wo er dabei den ärgsten Schmerz empfunden habe, zuerst die Nieren (in renibus), dann das Herz, aber der Blinde glaubt ihm erst, als er, nach wirklich vollzogener Entmannung, angibt, der Schmerz sei in den Zähnen. Nun folgt das Ende wie in unserer Erzählung, der Ritter erbaut für die Seele seines Knaben ein Kloster, »quod adhuc extat et De doloribus dicitur«.

In diesen zwei Erzählungen haben wir wichtige Belege für die Richtigkeit der Beobachtung bei Alwin Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger*, 2. Aufl., 1889, II, 176 über die (in West- und Nordeuropa) übliche Verbindung der Strafen des Blendens und des Entmannens, wozu man noch auf J. Grimm, *D. Rechtsaft.*, II, 295 (Harald Gilli) und 299, Nr. 12 verweisen könnte; beide Erzähler hätten es natürlich viel einfacher gehabt, wenn sie den Entmannten hätten sehen lassen können, ob der Herr seiner Bedingung Genüge leistet, anstatt daß er auf die merkwürdige Beantwortung seiner merkwürdigen Frage angewiesen bleibt.

So ist es denn auch in einer arabischen Version, die R. Ballet in der *RTP*, XVII, 50f. der des Kambriers gegenüber stellt, sie steht in al Abschihis *Mostafraf*, II, 155f., und Ballet will, da sie bedeutend jünger ist, eine gemeinsame Quelle annehmen, nach der die Geschichte, vielleicht von Kreuzfahrern, nach Europa gebracht worden wäre.

Diese ihm unbekannt gebliebene Quelle fließt nun durch die „*Goldenen Wiesen*“ des 956 geforbenen Bagdaders al Mas'udi und ergibt eine Erzählung folgenden Inhalts (Maçoudi, *Les prairies d'or*, Paris, 1861f., VI, 261f.):

Dem Chalifen al Mahdi (775–785), dem Vater der Chalifen Musa al Hadi und Harun ar Raschid, wurde eines Tages berichtet:

In Mansūra in Sindh hatte einer der dortigen arabischen Großen einen jungen Hindu auferzogen, als er diesen eines Tages bei seiner Frau ertappte, ließ er ihn verschneiden, dann aber ausheilen. Nach einiger Zeit nahm der Eunuch während einer Abwesenheit seines Herrn dessen zwei Knaben, deren einer noch ganz klein war, mit sich auf die Zinnen des Hauses. Entsetzt rief ihm der Heimkehrende zu: »Unseliger, du gefährdest ihr Leben!« Der Sklave aber antwortete: »Lassen wir das, ich schwöre dir, ich werde sie, wenn du dich nicht augenblicklich hier vor mir entmannt, hinunter stürzen.« Alle Bitten des Herrn blieben erfolglos, der Sklave antwortete nur: »Ich habe auf der Welt nichts als mein Leben, und das gäbe ich für ein Glas Wasser hin.« Schön wollte er seine Drohung wahr machen, als der Herr ein Messer nahm und sich seiner Männlichkeit beraubte. Kaum aber war er damit zu Ende, so stieß der Sklave die Kinder hinab, so daß sie zerstückert liegen blieben, und er sagte: »Deine Verstümmelung ist die Sühne für die meinige, und meine Rache fügt noch den Tod deiner zwei Kinder hinzu.«

Al Mahdi schrieb dem Statthalter von Sindh, er solle den Sklaven unter den grausamsten Martern hinrichten lassen, überdies vertrieb er alle Hindu aus seinem Reiche, weshalb denn die diesem Volke angehörenden Sklaven damals alle Märkte überfluteten und um geringen Preis abgingen.

Bei Abschih, der ausführlicher erzählt, ist der Empfänger des Berichts der Chalif al Hadi, der bei Mas'udi ungenannte Berichterstatter ist der mit Namen genannte Statthalter

von Sindh, und der Chalif befiehlt, alle Schwarzen aus seinem Reiche zu vertreiben. In asch Schirwanis *Nafhat al jaman* (O. Rejcher, 259) spielt die Geschichte unter dem Chalifen al Mu'atašim (833–842).

Augenscheinlich durch mündliche Vermittlung, etwa eines Diplomaten, ist eine ähnliche Geschichte dem neapolitanischen Staatsmanne Joh. Jov. Pontanus († 1503) zu Ohren gekommen, er hat sie in seinen Traktat *De obedientia* (*Opera*, Venetiis, 1518, I, 256f.) aufgenommen:

Die Szene ist auf Mallorca. Ein von seinem Herrn schwer gezügelter maurischer Sklave benutzt dessen Abwesenheit, um die Herrin zu fesseln und sie mit den drei Kindern auf das Dach des Hauses zu führen. Als ihm der zurückkehrende Herr droht, wirft er zwei Kinder hinunter, nun beginnt ihm der Herr aus Angst um das dritte gute Worte zu geben und verspricht ihm sogar die Freiheit. Der Sklave aber stellt als Bedingung für das Leben des dritten Knaben, daß sich sein Herr die Nase abschneide. Kaum hat der das getan, so sieht er auch schon den Knaben und dessen Mutter leblos zu seinen Füßen liegen. Schließlich stürzt sich der Sklave selbst hinab.

Nach Pontanus erzählen Bandello, p. III, nov. 21, mit erheblichen Anschmückungen (u. a. schändet der Sklave die gefesselte Herrin), H. Estienne, *Apologie pour Herodote*, 1566, chap. XIX, 3, Ausg. A la Haye, 1735, I, 470 f. (die dort zitierte Fassung in Simon Goulards *Thresor d'histoires admirables*, Genf, 1620 stammt nicht, wie der Autor glauben machen will, aus einer Geschichte Spaniens, sondern aus der Novelle Bandellos, der Goulard auch den Namen des Ritters, freilich mit einem Mißverständnis, entnommen hat), Bartolomeo Arnigio, *Diece veglie*, 1577, Luigi Contarini, *Vago e dilettoso Giardino*, 1586, Jak. Bidermann, *Acroamatum acad. libri III*, Engelgrave, *Lux evangelica*, usw. usw.

Auf der Novelle Bandellos oder einer ihrer Nebenformen beruht auch eine zwischen dem 22. Juli 1569 und dem 22. Juli 1570 in die Registers of the Stationers Company eingetragene Ballade, die auch späterhin mehrfach gedruckt worden ist, z. B. *The Roxburghe Ballads*, London, 1871, II, 48–55 (vgl. E. Koeppl in den *Engl. Stud.*, XVI, 370 f. und in seinen *Studien z. Gesch. d. ital. Nov.*, 1892, 97 f., Hyder E. Rollins, *An Analytical Index to the Ballad-Entries (1557–1709)*, North Carolina, 1924, Nr. 1234, 2542 u. 2677). Alter noch ist eine der zumeist von Melanthon gesprächsweise oder in Vorlesungen erzählten Geschichten, die Joh. Manlius 1562 unter dem Titel *Locorum communium collectanea* herausgegeben hat, in der Ausgabe von 1565 steht sie 298 f. unter dem Titel *Historia de crudelissimo facto Aethiopsis recitata Philippo Comiti a Nassau per Damianum Knebel, secretarium Comitum de Hana*. Wiedergegeben sei sie hier in der deutschen Fassung von Andreas Hondorffs *Promptuarium exemplorum* (1568), 1592, 234a:

Anno 1556 im Aprill ist nicht weit von Augspurg ein sehr reicher Edelman gewesen, der hat von Kindheit auff einen Mohren aufgezogen. Als auff ein Zeit der Edelman nicht einheimisch gewesen, ist der Mohr deß Nachts auffgestanden und hat deß Edelmanns Weib und das gantze Haußgefinde ermordet, in die acht Menschen, biß auff ein klein Töchterlein deß Edelmanns. Als nun deß andern Tages frühe der Edelman wider heimgeritten, hat er seine Behaufung fest beschloffen gefunden, und da er näher hinzu geritten, hat er zu oberst in seiner Behaufung den Mohren erleben, der ihm mit grimmigem gesicht erschiene, und den Edelman diser gestalt angeredt: Weistu, du grewlicher Tyrann, wie du mich armen unschuldigen gehalten und geplagt hast, das hab ich dir nun biß auff disen Tag nachgetragen und habe solliche schmach nun an den deinen gerechent, siehe da, ein stück von dem Körper deines Weibes, die hab ich sampt allem Haußgefinde ermordet, biß auff dein klein Töchterlein, die ich am leben gelassen, die wil ich dir wider geben, so du mir sicherheit meines lebens verheissest. Als der Vatter nun auff aller härteft erschrocken, hat er endlich dem Mörder das leben zu fristen verheissen. Aber der Mohr hat alsbald das Töchterlein oben zum Fenster herauß, dem Vatter vor die Füße geworffen, und gesagt: Ich weiß doch wol, daß du mir keinen glauben helteft, hab ich mich aber nicht recht an dir

und den deinen gerecht? Darumb wil ich nun auch sterben. Hat sich also auch oben vom Hauß herab gefürtzt.

Manlius schließt mit der Bemerkung, der Sekretär des Grafen von Hanau gebe an, diesen Ritter sehr genau zu kennen, und das braucht nicht bezweifelt zu werden, besser immerhin scheint Melanthon die Novellen Bandellos gekannt zu haben¹⁾.

44. Ring, Spange und Teppich. Nach dem 147. Stück der *Gesta* in der Ausg. W. Dicks 94 f. (Oesterley, Nr. 120).

Der Märchengruppe, zu der dieses Stück gehört, hat Antti Aarne eine ausführliche Untersuchung gewidmet: *Vergleichende Märchenforschungen*, Helsingfors, 1908, weiter greifen Bolte und Polívka in ihren Abhandlungen zu den Grimmschen Märchen 54 und 122 (auch 60). Über wichtige indische Varianten hat seither Hertel, *Pañcatantra*, 147 f. und *Pala und Gopala*, 54-80 gehandelt. Zu vergleichen wären noch *Kathākośa*, 125 f., *ZDMG*, LXXV, 86 f., Lorimer, 197 f. und Frobenius, *Atlantis*, III, 327 f.

45. Merlin=Merlinchen. Nach dem *Dit de Merlin Mellot* bei A. Jubinal, *Nouveau recueil de Contes, Dits, Fabliaux*, Paris, 1839 f., I, 128 f. Andere Versionen bei M. Méon, *Nouveau recueil de Fabliaux*, Paris, 1823 (Legrand d'Aussy, *Fabliaux ou Contes*, 3ème éd. Paris, 1829 f., V, 138 f. und Anhang 7 f., *Catof Rom*, III, 345, Nr. 34) und in dem *Roman de Renart le contrefait*, publié par G. Raynaud et H. Lemaitre, Paris, 1914, I, 314 f., (f. 306).

Bolte und Polívka stellen diese altfranzösische Erzählung zu dem Märchen von dem Fischer und seiner Frau, tatsächlich kann die Übereinstimmung in dem wichtigsten Zuge, der Unerfättlichkeit des Geförderten, nicht geleugnet werden, und daß es in dem Grimmschen Märchen die Frau ist, die den Gatten zu immer übermäßigeren Verlangen reizt, ist ziemlich unerheblich. Im übrigen gehören der stets unzufriedene Parvenu und die in ihrem Ehrgeiz unerfättliche Frau zu jenen Motiven, die eine Wanderung nicht nötig haben, sondern bei denen man wirklich von Polygenese sprechen kann, daselbe gilt wohl auch von dem Zuge, daß die Rückversetzung des traurigen Helden in den alten Zustand durch denselben Faktor erfolgt, dem er seine Erhöhung zu verdanken hatte. Aus der gar zu grotesken Fassung des Grimmschen Märchens scheint hervorzugehen, daß sie eine Parodie einer ältern Form ist, die recht und schlecht das Sprichwort »Hochmut kommt vor dem Falle« illustriert haben wird, diese mag, da auch das französische Gedicht eine gewisse lachende Schadenfreude dartut, ähnlichen Inhalts gewesen sein, wie ein nach der Mitte des 13. Jahrhunderts von einem englischen Mönche, wahrscheinlich einem Dominikaner aufgezeichnetes Exempel, das in der auch noch aus demselben Jahrhundert stammenden Handschrift *Royal 7 D. I.* des British Museum steht. Dieses Exempel, dessen Inhalt der *Catof Rom*, III, 500 mit dem einen Satze wiedergibt: Pauper enriched, and finally elected king, is always discontented, erzählt:

Es war einmal ein gar mächtiger, reicher Herr, der sah einen nackten Strolch unter einem Baume liegen, und er fragte ihn, ob er etwas von ihm begehre. Der Strolch sagte: »Hätte ich ein Wams, so wäre ich reich.« Er gab ihm ein Wams, und dann fragte

¹⁾ Zwei Seiten vorher bringt Manlius (Hondorff, 234a) eine kurze lateinische Bearbeitung einer andern Novelle Bandellos (p. IV, n. 1) mit derselben Lokalisierung; diese findet sich auch in Ulrich Vendenheimers Nachschrift (Melanthon, *Opera* XX, 602 f.). Ebenso scheint Manlius, 293 (*Opera*, XX, 598) auf Bandello (p. IV, n. 18) zurückzugehen.

er ihn wieder, ob er noch etwas brauche, und er erhielt zur Antwort, er würde einen Herrn brauchen, der ihm Lebensunterhalt und Kleidung gewähre. Auch das tat er ihm, und er gab ihm überdies eine Frau und Land und ein Haus, und er machte ihn zum Bürger und dann zum Ritter und zum Baron und weiter zum Grafen und schließlich zum Könige, denn in jenem Reiche gingen die Könige aus einer Wahl hervor, und auf den Rat jenes Reichen wurde er zum Könige gewählt. Dann fragte der Reiche den König, ob er noch etwas brauche. Zuerst wollte ihm der König vor Hochmut gar nicht antworten, endlich aber antwortete er ihm auf sein Drängen: »Das Reich, das ich habe, genügt mir nicht, wenn ich nicht alle Reiche habe und niemand meinesgleichen ist; alle müßten mir gehorchen und mir untertan sein.«

Und der Reiche, der ihn als nackten Stroich aufgelesen hatte, antwortete ihm: »Weh, Elender, habe ich dich nicht als nackten Stroich aufgelesen und dir ein Wams geschenkt?« Und er fügte das andere hinzu, wie es der Reiche nach geschehen war. Und dann befahl er allen, ihn zu verstoßen und ihm alles zu nehmen und ihn in die frühere Armut zurückzuverletzen, und so gefdahn es.

In einem Märchen aus Borneo (P. Hambruch, *Malaiische Märchen*, 121 f., Nr. 34) macht Gott ein Stück Baumbast zuerst zu einem Menschen, dann gibt er ihm Reichtum und Macht, und schließlich verwandelt er ihn, als der Ungenügsame gar Gott sein will, wieder in das, was er ursprünglich gewesen ist. Hambruch verweist auf das Grimmsche Märchen und meint, es werde sich vielleicht erweisen lassen, daß dieses »aus Indonesien über Holland zu uns wanderte«, aber das ist wohl ein bißchen viel verlangt. Eher hätte man auf eine Herleitung aus einer altindischen Sage gefaßt sein können, die sich an den schon im *Mahābhārata*, im *Viṣṇu = Purāṇa* usw. erwähnten König Mandhatṛi knüpft (Dschātaka 258 bei Dutoit, II, 356 f. und bei J. J. Meyer, *Kāvya-saṃgraha*, 1903, 35 f., Chavannes, I, 137 f., Nr. 40, Schiefner-Ralfson, 1 f.), zumal da schon Ralfson (XXXV) auf die Verwandtschaft mit dem 19. Märchen der Brüder Grimm aufmerksam gemacht hat. Die Mandhatṛi-Sage wieder könnte zu dem Tantalos-Mythos, allerdings nur in der von Athenaios gegebenen Fassung gestellt werden, die auch bei Bolte-Polivka zu unserer altfranzösischen Erzählung, freilich in sehr vorsichtiger Weise, angezogen wird.

46. Die verleumdete Jungfrau. Nach der *Compilatio singularis exemplorum*, 33b. Siehe die Anmerkung zu unserer Nr. 19.

47. Placidus. Nach dem 192. Stück der *Gesta Romanorum* bei W. Dick, 187 f. (Oesterley, Nr. 110).

Die Literatur zur Eustachius-Legende ist in den letzten Jahren außerordentlich gewachsen, f. ZVV, XXVIII, 154 f., ferner H. Günter, *Buddha in der abendländischen Legende?*, 1922, 7-19 und passim (zu dem 12. Dschātaka wäre auf Chavannes, Nr. 18 und 175, zu dem 547. auf Chavannes, Nr. 500 und Nr. 6, ferner auf Schiefner-Ralfson, Nr. 16 zu verweisen). Vgl. weiter Chauvin, VI, 161, 164-168, *Carof Rom*, III, 203, Nr. 30, bin Gorion, *Born*, I, 181 f., 362, *Pārśvanāthacaritra* bei Bloomfield, 63 f.

*

Zu der dem Helden überlassenen Entscheidung, ob er in der Jugend oder im Alter leiden wolle, f. Köhler, II, 254 f., Bolte-Polivka, II, 264, n. 1, weiter Swynnerton, 471, *Pārśvanāthacaritra*, 63, Hertel, *Pāla und Gopāla*, 61, *al Qalṣūbi* bei Reicher, 92 f., ZVV, XIX, 154, bin Gorion, *Born*, II, 225, 227, 354 f., Frobenius, *Atlantis*, III, 210, IV, 204 f., Kretschmer, *Neugriechische Märchen*, 1 f., ZVV, XIII, 409.

48. Die Ermordung der Greife. Nach der Erzählung des dritten Weifen im *Dolo-pathos*, Hilka's Ausg. 57 f., die alte deutſche Überſetzung in dem *Altd. Bl.*, I, 149 f., f. Chauvin VIII, 199 (Clouſton, *Book of Sindibād*, 360 f.).

*

Zu der bei allen Völkern zu der Zeit ihrer Kindheit verbreiteten Sitte, die Greife zu töten, vgl. Gottfr. Schütz, *Der Lehrbegrif*, 256-261, E. Rohde, *Der griech. Roman*, 1876, 230, Frazer, *Golden Bough*, IV, 9-14, P. Herrmann, *Heldensagen*, 565 f., 581 f. Über Erzählungen, die das Abkommen des Brauches motivieren wollen, handeln Bolte zu Frey, 262 f., Nr. 129 (dazu ZVV, XVII, 184, n. 1), Polivka, ZVV, VIII, 25 f., Köhler, II, 324 f., 401 f., Chauvin, VII, 84, Bolte-Polivka, II, 366, n. 1, Zachariä, *Kl. Schr.*, 69 f.; zu den dort gegebenen Nachweifen kommen noch Chavannes, III, 3 f., Nr. 400 und 13, *Kathāratnākara*, II, 271 f., Nr. 215 und Hertel, *Ind. Märchen*, 91, Nr. 28.

Über die Aufgabe, den beſten Freund, den ärgſten Feind uſw. vorzuführen, vgl. außer zum Teil den oben genannten Stellen Köhler, I, 415 f., 455, n. 1 und W. Anderſon, *FFComm.*, Nr. 42, 357, weiter in Verbindung mit dem Motive von der Tötung der Greife eine in einem um 1300 verfaßten Ovid-Kommentar mitgeteilte Novelle (*Novelle* di Ser Andrea Lanciano, Bologna, 1873, 25 f.), die Borghini in ſeine Ausgabe der *Novelle antiche* als 100. (94.) Stück aufgenommen hat (f. D'Ancona, *Studj*, II, 150 f.), das 16. Kapitel des *Tractatus de diversis historiis Romanorum*, hg. von S. Herzſtein, 7 f. und 43, ein Märlein der *Complatio singularis exemplorum*, 119 a und *Catof Rom*, III, 201, Nr. 20; ſelbſtändig erſcheint die Aufgabe im *Kathāratnākara*, II, 259 f., Nr. 213.

Die Treue des Hundes und die Untreue der Frau werden noch in einer Reihe anderer Geſchichten einander gegenübergeſtellt: zuerſt ſoll die Frau, dann der Hund entſcheiden, welchem Herrn ſie angehören wollen; die Frau läuft zu dem Fremden, der Hund bleibt bei ſeinem Gebieter. Zu dieſen Geſchichten, von denen G. Paris ZVV, XIII, 21, n. 4 eine Spur in unſerm 3. Märchen finden will, vgl. man M. Friedwagners Einleitung zu der *Vengeance Raguidel* von Raoul v. Houdenc, 1909, CLVI und CLXXXV, aber auch das von Bolte-Polivka I, 198 beſprochene perſiſch-armeniſche Märchen (über die Rolle des Hundes in den Varianten f. Benfey, I, 453), Chauvin, VIII, 161 f., G. Jungbauer, *Märchen aus Turkeſtan*, 159¹⁾, Lorimer, 242 f. (badtjariſch), Swynnerton, 25 f.

49. Das Magnificat. Nach dem 51. Exemplo Juan Manuels, Knuff, 241 f.; vgl. Chauvin II, 161 f.

Mit dieſem Erzählungsſtoffe hat ſich H. Varnhagen zweimal beſchäftigt: zuerſt in dem Buche *Ein indiſches Märchen auf ſeiner Wanderung durch die aſtiſchen und europäiſchen Literaturen*, 1882, dann zwei Jahre ſpäter in *Longfellow's Tales of a Wayside Inn und ihre Quellen*, 18-60 (1882 kannte Varnhagen die Faſſung des *Conde Lucanor* noch nicht, wohl weil ſie in der Eichendorffiſchen Überſetzung fehlt; dies iſt auch der Grund, daß gerade ſie hier aufgenommen worden iſt).

Eine Unterſuchung über die Herkunft dieſer Märchen müßte, wenn ſie auch nur halbwegs beweiskräftig ſein ſollte, ſo breit angelegt werden, daß ſie einen ſtattlichen Band füllen würde; ſo ſehr hat ſich in den letzten dreißig Jahren das Material zu den von Varnhagen

¹⁾ In anderen auf dem Hätim-Roman beruhenden Märchen fehlt dieſe Epiſode; ſo *Bagh o Bahār* (f. *The Tale of the Four Durweſh*, transl. by L. F. Smith, Calcutta, 1860, 53 f.), Brictoux, 83 f. und R. Levy, 57 f.

unterfuchten Märchengruppen gehäuft. Wenn es erlaubt ist, eine Meinung auszusprechen, ohne daß sie durch langwierige Beweise gestützt zu werden brauchte, so möchte ich mich der Ansicht Landaus, *Quellen*, 72 anschließen, die die christliche Erzählung von dem für seinen Hochmut durch zeitweilige Erniedrigung bestrafte Könige ebenso wie die parallele jüdische Salomo-Legende auf die biblische Geschichte von König Nebukadnezar in dem Buche Daniel, 3, 31-4, 34 zurückführt, der Zug, daß für die Dauer der Strafe ein höheres Wesen seinen Leib benützt, dürfte aus einer indischen Tradition geflossen sein, jedoch nicht aus den Märdhen, die Varnhagen herangezogen hat, sondern aus andern, deren Hauptvertreter das 78. Dschataka ist (Dutoit, I, 314f., Chavannes, I, 372f., Nr. 106, vgl. Günter, *Buddha*, 158f.).

Zu dem ganzen Komplex wären noch zu vergleichen Köhler, II, 207f., 584f., 250f., zur Salomo-Legende Wünsche, *Babyl. Talmud*, II, 1, 183f., bin Gorion, *Born*, III, 47-57, 291f., Dschelafeddin Rumi, *Masnavi i ma'navi*, ed. E. H. Whinfield, 2nd. ed., London 1898, 178 und zu den christlichen Erzählungen im Allgemeinen das maltesische Märchen bei B. Iig, I, 16f., und das livische bei v. Löwis, 289f.; zu unserer Fassung, wo die Korrektur des Magnificat den Anstoß zu der Bestrafung des Königs bildet, vgl. man noch *Catof Rom*, I, 763-765, III, 447, Nr. 28 (dieses gegen Ende des 15. Jahrhunderts aufgezeichnete Exempel scheint auf das Gedicht von Jean de Condé zurückzugehen), K. Kümmel, *Drei italienische Profalegenden*, Diff. 1906, 20f., 42f. und Klapper, *Erzählungen*, 259f., Nr. 34.

*

»Magnificat wird nach dem Anfangsworte der prophetische Jubelgesang genannt, welchen die allerfertigste Jungfrau im Hause des Priesters Zacharias anstimmte . . . , der von Lucas später in das Evangelium (I, 46-55) aufgenommen wurde und seitdem in der Kirche nicht mehr verklungen ist . . . Wie das Benediktus das Canticum der Laudes, so ist das Magnificat das Canticum der Vesper . . .« So Wetzers und Weltes *Kirchenlexikon*, VIII, 470f.

Dem hier wesentlichen Satz des Magnificat »Er hat die Gewaltigen von ihrem Sitze gestoßen und die Niedrigen erhöht« samt seinen alttestamentlichen, rabbinischen und griechischen Parallelen, der in vielen Volkserzählungen als Antwort auf die Rätselfrage: »Was tut Gott?« erscheint, hat Walter Anderfon in Nr. 42 der *FT Communications*, Helsinki, 1923, 200-215 eine eingehende Untersuchung gewidmet. Häufig werden die verderblichen Folgen geschildert, die die Mißachtung dieses Satzes hervorruft, s. Ekkehardi Minimi *Liber de vita B. Notkeri Balbusi*, c. 13 bei M. Goldast, *Rerum Alamannicarum Scriptores*, ed. 3., 1730, I, 232f. (vgl. Bolte-Polívka, III, 218, n. 3), Petrus Damiani im *Magnum Speculum exemplorum*, 77f., Erasmus, *Ecclesiastae sive de ratione concionandi libri quatuor*, Basel, 1535, 322 etc. etc. Schwere Vorwürfe bekam übrigens Erasmus selber wegen angeblicher Mißachtung und Änderung des Magnificat; s. *Colloquia familiaria*, Abschnitt *Concio*, 1828, II, 156f. und *Opus Epistolarum*, Oxford, 1906f., III, 544f. Mit deutlicher Beziehung auf solche Vorfälle werden schon in den *Epistolae obscurorum virorum*, Ausg. Frankfurt 1599, 141 und 149 jene verpöthet, die sofort mit dem Vorwurf zur Hand sind: »Volunt corrigere Magnificat«. Zu Melanths Zeiten war daraus schon ein Sprichwort geworden; zunächst läßt ihn Christoph Pezel in der *Postilla Melanthoniana* (*Corp. Ref.*, XXV, 845) sagen: Est usitata reprehensio, quando aliquis sciolus reprehendit aliquid, quod non intelligit, et facit deterius, so sagt man: »Ille emendat Magnificat.« Das nun folgende Beispiel, wo ein Ignorant und Besserwiler im Magnificat anstößt »superbos« »super boves« lesen will, steht auch bei Vendenhaimer (*Corp. Ref.*, XX, 551) und bei Manlius, 439 (mit dem Schlußsatze: »Hoc est corrigere velle Magnificat«), danach bei M. C. Lunderoff, *Wißbadisch Wissenbrünlein*, Frankfurt, 1610f.,

II, 142f., Hift. 58. Vgl. weiter J. Fischart, *Binenkorb*, Ausg. 1588, 11 a und 41 b, H. Estienne, *Apologie*, II, 29, Tabourot, *Contes facécieux du Sieur Gaulard*, Ausg. Paris, 1662, 181, J. B. Schupp, *Der Teutsche Lehrmeister in Zugab Doct. Joh. Balt. Schuppis Schriften* (Hanau, 1667), 183, Chr. Lehmann, *Florilegium Politicum et auctum*, I, Frankfurt, 1662, 101 und schließlich Wander, III, 338.

50. Der Zorn Gottes. Nach einer Erzählung der des öfters genannten Florentiner Handschrift, abgedruckt bei Papanti, I, XXIV f. und bei Biagi, 165f., Nr. 145, vgl. D'Ancona, II, 154f.

Zu dem Lebenskraute der Schlangen, das uns schon in den Noten zu unserm 3. Märchen begegnet ist, findet man reiche Nachweise in Köhlers Anmerkungen zu Warnkes Ausgabe der *Lais* der Marie de France, 1885, CIV-CVIII, bei R. Basset, *Nouveaux contes herbères*, Paris, 1897, 321-324 und bei Bolte-Polivka, I, 128f. An allen drei Stellen wird in erster Reihe die griechische Glaukos-Sage herangezogen, obwohl es in ihren verschiedenen Versionen nicht immer eine Schlange ist, durch deren Betragen die lebenspendende Kraft des Krautes entdeckt wird, sondern auch — und dann ist Glaukos selber der Beobachter — ein Fisch oder ein Hase. Immerhin dürfte die ursprüngliche Form jene sein, wo die Entdeckung des Krautes durch die von einer Schlange gemachte Probe erfolgt. Noch heute ist es ja gerade die Schlange, die vielen Naturvölkern wenn schon nicht immer für unsterblich, so doch für besonders langlebig gilt: J. G. Frazer führt (*Golden Bough*, IX, 302f., *Folk-Lore in the Old Testament*, I, 52f., 66f.) zahlreiche Erzählungen an, die alle schildern, wie die Menschen die Gabe der Unsterblichkeit zugunsten der Schlangen, Eidechsen usw., kurz der Tiere, die den Balg wechseln, eingeüßt haben, er hat übersehen, daß sich solche Sagen auch schon im griechischen Altertum finden, so in den *Κωφοί* von Sophokles (*Opera*, ed. R. F. Ph. Brunck, Straßburg, 1786, II, 3, 19f.) und bei Aelian, *De nat. anim.*, I. VI, c. 51, wo eine lange Reihe älterer Bearbeiter genannt wird¹⁾, und daß auch der *Physiologos* (c. 47, Peters, 79) behauptet, die Schlangen würden durch das Abwerfen der alten Haut wieder jung. An anderer Stelle (*Golden Bough*, V, 186) kommt Frazer auf die Sage von dem lydischen Heros Tylon oder Tylus zu sprechen, den seine Schwester durch ein Kräutlein wiedererweckt, dessen Wirkung sie bei der Wiedererweckung einer Schlange durch eine andere beobachtet hat, schon dort sagt Frazer: »The serpent's acquaintance with the tree of life in the garden of Eden perhaps belongs to the same cycle of stories«, und diese Meinung ist es, deren Bewährung das Kapitel 2 seiner *Folk-Lore* dient (vgl. noch E. Böklen, *Adam und Qain*, 1907, 75f. und E. Küfter, *Die Schlange in der griechischen Kunst und Religion*, 1913, 137).

Eine ähnliche Kenntnis des Lebenskrautes beweisen im *Eliduc* Mariens de France die Wiesel, daß diese Ansicht damals, wenigstens in England, allgemein verbreitet war, erhellt aus I. II, c. 123 in *De naturis rerum libri duo* von Alexander Neckam (ed. by T. H. Wright, London, 1863, 201), wo es heißt:

Die Kraft der Pflanzen kennt das Wiesel durch die Belehrung der Natur, obwohl es nicht in Salerno studiert oder sich in den Schulen von Montpellier herumgeschlagen hat. So sehr versteht es sich aber auf die Auslese der Heilkräuter, daß es nach der Meinung der Unwissenden seine Jungen wiederbelebt; in Wirklichkeit versteht es sie zu heilen, auch wenn sie schier auf den Tod verwundet sind.

¹⁾ Vgl. weiter Coelius Rhodiginus (Lodovico Cello Richieri), *Lectionum antiquarum libri triginta* (1. Ausg. 1516), Frankfurt und Leipzig, 1666, 1428, Joachimus Camerarius, *Fabulae Aesopicae* (1. Ausg. 1538), Leipzig, 1570, 268f. und das lateinische Gedicht von Georgius Sabinus in Otho Melanders *Jocorum atque seriorum t. III.*, Frankfurt, 1617, 103, Nr. 121 (nicht in den frühern Ausgaben).

Mit Rücksicht auf diese Stelle wird wohl das Wort »hreyfi-kötr« der *Vöfjunga-Saga* nicht mit Wildkatze, sondern mit Wiesel zu übertragen sein, und so tut es denn auch P. Herrmann in den *Isländischen Heldenromanen* (*Thule*, XXI, 1923, 52).

Zu diesem Teile unsers Märchens gehören außer den von Köhler, Baffet, D'Ancona und Bolte-Polivka erwähnten Varianten, nach den Wundertieren geordnet, noch folgende: Schlangen: die oben zu Nr. 41 erwähnte Erzählung in Francesco Ponas *Lucerna*, 217f., Kretschmer, *Neugriechische Märchen*, 5, Frobenius, *Atlantis*, II, 170, III, 160, Eidechsen: *Atlantis*, II, 88, III, 59, Ameisen: *Atlantis*, I, 100, Mäuse: Chalatzianz, *Die iranische Heldensage bei den Armeniern* in der *ZVV*, XIX, 157. Eine ganz merkwürdige Geschichte erzählt der Midrasch *Wajikra rabba*, hg. v. A. Wünsche, 1884, 148:

Ein Mann, der von Babylon kommt, beobachtet, wie ein Vogel einen andern, den er toben getötet hat, mit Hilfe eines herbeigeholten Krautes wiederbelebt. Er nimmt von dem Kraut mit und verfucht, weitergehend, seine Wirkung an einem toten Fuchse, der Fuchs wird lebendig. Auf den Höhen von Tyrus angelangt, findet er am Wege einen toten Löwen, auch diesen bringt er ins Leben zurück, wird aber von ihm aufgefreßen!).

In unserm Märchen folgt der Entdeckung des Lebenskrautes der Versuch mit der Ent-
hauptung, stark abweichend, in allem Wesentlichen aber gleichartig erzählt die *De duobus militibus fabula* in dem 1561 erschienenen *Tomus tertius convivialium sermonum* von Johannes Gaff, 40f. Gaff hat nur aus gedruckten Werken exzerpiert, und meist ist seine Vor-
lage leicht nachzuweisen, bei dieser Geschichte aber haben alle meine Bemühungen verflagt.
Sie lautet in wörtlicher Übertragung:

Um des Geldes halber zogen zwei Ritter (milites) fröhlich in den Krieg. Auf dem Wege stießen sie auf eine große Schlange, und die zerhackten sie in viele Stücke. Die Schlange wird durch ein gefundenes Kraut geheilt, und die zerhackten Teile fügen sich schon zusammen, alsbald wälzt sie sich in das Wasser und schwimmt an das andere Ufer. Die Ritter sind höchlich erstaunt, und der eine sagt zu dem andern: »Strecke deine Hand aus, wir wollen dieses wirkfame Mittel erproben, das allen Speerträgern (doryphoris) gar nützlich sein wird.« Der Angeredete streckt die Hand aus, und der andere schlägt sie ihm ab, so daß sie zur Erde fällt, sofort legt er das Kraut auf, und schon haftet sie wieder wie angelötet. Als der Ritter das verblüffende Wunder an seiner Hand gesehen hat, sagt er zu seinem Gefellen: »Nun halte du mir den Kopf hin, und ich will an ihm unser Mittel versuchen, mit diesem Mittel werden wir im Kriege ein tüchtiges Stück Geld verdienen.« Er schlägt also dem andern den Kopf ab, und dieser wächst, kaum daß das Kraut angelegt worden ist, wieder an, aber das Vorderhaupt ist dem Rücken zugekehrt, und so wird es fest, und das Fleisch wird wieder heil ohne irgendeine Narbe. So hatte denn der gute Ritter Augen und Mund hinten, vorne aber das Hinterhaupt. (Im lateinischen Texte sind die Wörter occiput und synciput vertauscht.)

Wie man sieht, ist es unklar, wie die Schlange zu dem Kraut kommt, hier scheint den Erzähler die Erinnerung verlassen zu haben.

Eine weitere Parallele zu dem zweiten Teile unsers Märchens findet sich in der *Compilatio singularis exemplorum*, Tours, 142b mit folgendem Inhalt:

Zwei Gaukler, einer ein Engländer, der nach Frankreich zog, um Kunststücke (subtilitates) zu lernen, der andere ein Gallier, der zu dem gleichen Zwecke nach England wanderte, begegneten einander, und sie fragten einander um den Grund der Reise. Der Engländer sagte: »Ich weiß alles, was es in England gibt«, und der andere: »Ich weiß alles, was es in Frankreich gibt, üben wir die Kunststücke hier, und gehen wir nicht weiter.« — »Ich werde dir«, sagte der eine, »den Kopf nehmen und ihn dir ohne Verletzung wieder aufsetzen.« Und der andere sagte: »Ich werde dir die Augen heraus-

!) Die Pointe dieser Erzählung, die in der jüdischen Literatur keineswegs vereinzelt daheft (s. bin Gorion *Born*, II, 270f., 357, 363), begegnet uns schon in dem 150. Dschätaka (Dutoit, I, 557f.), weiter in der *Vetäla-pañcaviṃśatikā* (Uhle, 117, 183f., Somadeva, II, 348f.), in mehreren *Pañcātantra*-Versionen (Hertel, *Pañcātantra*, 132 u. 272), in dem *Kathāratnākara*, I, 170f., in dem *Pārśvanāthacaritra*, Bloomfield, 75, bei Behary Day, *Folk-Tales of Bengal*, 266f. und in Nedischebis *Tutinameš* (*ZDMG*, XXI, 546).

nehmen und sie dir auf der Stelle wieder einsetzen.« Als aber der eine dem andern den Kopf nahm, setzte er ihn ihm in der Eile verkehrt auf, und er sagte: »Ist es gut gemacht?« Sagte der andere: »Ja, aber es scheint mir, ich sehe immerfort meinen Hintern.« Als dann dieser dem andern die Augen herausnahm, kam ein Vogel und raubte eines. Da nahm er eines von einer Katze und setzte es ihm ein, und er sagte: »Ist es gut gemacht?« Antwortete der andere: »Ja, aber es scheint mir, das eine von meinen Augen sieht immerfort nur nach Katzen und Mäusen!«

Der zweite Teil dieser Schnurre stimmt zu *Gesta*, Nr. 76 (Oesterley) und zu *Deutsche Texte des Mittelalters*, XIV, 119f., Nr. 147, wozu Bolte-Polívka, III, 552f. zu vergleichen ist, der erste Teil kommt in ähnlichen Verbindungen wie in unserm Märchen des öftern vor. So wie in diesem der Reiche auszieht, um den Zorn Gottes zu suchen¹⁾, so will in andern Märchen der Held das Fürchten lernen oder den Tod [suchen usw., und dabei ergibt sich die Verkehrung seines Kopfes, vgl. dazu G. Rua im *Giornale storico*, XVI, 241, Ad. Rittershaus, *Die neuisl. Volksmärchen*, 373-378 (H. und J. Naumann, *Isl. Volksm.*, 233) und Bolte-Polívka, I, 29, n. 1. Weitere Varianten ohne diese Einleitung bespricht Bolte in der *ZVP*, XI, 262, n. 2²⁾.

Es darf wohl erinnert werden, daß sich das Motiv des Auftretens abgechnittener Köpfe schon in der um 1700 v. Chr. niedergeschriebenen Erzählung von König Cheops und den Zauberern findet, f. A. Wiedemann, *Altägyptische Sagen und Märchen*, 1906, 11, 14f.

51. Der tote Gast. Nach der 164. der von J. Klapper herausgegebenen *Erzählungen des Mittelalters*, 1914, 356f., zuerst veröffentlicht von demselben in den *Stud. z. vgl. Literaturgesch.*, IX, 191f., dann nach einer andern Hf. in den *Exempla aus Handschriften des Mittelalters*, 1911, 36f. Nr. 46, vgl. deselben Untersuchung *Die Quellen der Sage vom toten Gaste* in der von Th. Siebs herausgegebenen *Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau*, 1911, 202-231.

Zuletzt hat über den Stoff Alfons De Cock gehandelt in den *Studien en Essays over oude volksvertelsels*, Antwerpen, 1919, 108-152, 308 f., leider ohne Berücksichtigung der von V. S. Armato, *La leyenda de Don Juan*, Madrid, 1908 beigebrachten, freilich alleamt jungen Varianten der Sage, über deren Herkunft noch nichts Schlüssiges vorliegt.

52. Das Teufelkind. Nach einem Predigtmärlein in dem *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus* von Étienne de Bourbon (*Anecdotes historiques, légendes et apologues*, publ. par A. Lecoy de la Marche, Paris, 1877, 145f., Nr. 168), f. Welfelski, *Mönchsleben*, 15f. und 202f., Nr. 11.

Zu der Märchengruppe, in die die Legende oder Sage von Robert dem Teufel aufgegangen ist, vgl. Bolte-Polívka, III, 94-114 und V. Tille in den *FT Comm.*, Nr. 34, 1-65,

¹⁾ In Giov. Villanis *Cronica*, I, VII, c. 121 (*Cronache di Giovanni, Matteo e Filippo Villani*, Trieste, 1859, I, 159) sagt Marco der Lombarde zu dem Grafen Ugolino delle Gherardesca: »Non vi falla altro che l'ira d'Iddio.« Über diesen Mann ist denn auch der Zorn Gottes gekommen, wie man in Dantes *Inferno*, c. XXXIII nachlesen mag.

²⁾ Vorher erörtert Bolte an dieser Stelle jenes schon in der *Devālapāñcaviṃśatikā* (Uhle, 47f., 152f., Somadeva, II, 264) vorkommende Motiv der Vertaufung zweier Köpfe; zu diesem siehe noch *ZVP*, VIII, 465, XII, 454, XXI, 102 (= Zachariae, *Kl. Schr.*, 131), *Kathāraṇakāra*, II, 116f., Nr. 154 = Hertel, *Indische Märchen*, 174f., Dracott, *Sīma Village Tales*, 104f., Lorimer, 247f. (bachtjärifisch), Bolte-Polívka, III 55 (grusinisch), Wander, V, 15, Nr. 335 = Merckens, *Was sich das Volk erzählt*, 61 f., Nr. 74, *RTP*, XVII, 54 =, Tegethoff, *Franz. Volksm.*, II, 212, weiter die zweite der *Venezianischen Novellen* von Franz Frh. v. Gaudy betitelt *Antonello, der Gondolier*. In gewisser Beziehung gehört vielleicht hierher auch noch eine Erzählung der *Dharmaparīkṣā* Amitagatis (Mironow, 28).

nach dem altfranzösischen Versroman von *Robert le diable* erzählt neuerdings Tegethoff, I, 30f., nach der Fassung Étiennes, die auch in der *Scala celi*, 163af. wiederkehrt, Lecoy de la Marche, *L'Esprit de nos aïeux*, 127f.

Das dem Teufel oder einem andern Wefen verschriebene Kind ist ein außerordentlich häufiger Zug, der in einer ganzen Reihe von Märchen wiederkehrt (Bolte-Polívka, II, 329, I, 21, 98, II, 526, III, 107, 322, 465, Chauvin, V, 176, VI, 84, Hemacandra, 190), geht er vielleicht auf die weitverbreitete Opferung der Erstgeburt (Frazer, *Golden Bough*, IV, 171-192) zurück?

53. Der teuflische Knecht. Nach dem 36. Kapitel des 5. Buches des *Dialogus miraculorum* von Caesarius von Heisterbach, f. *Mönchslatein*, 115f., Nr. 97.

Über die Verbreitung dieser Geschichte f. Boltes Noten zu Pauli, Nr. 92, weiter G. Milchack, *Historia D. Johannis Faustii*, 1897, CCXLIV-CCLIV, dazu J. H. Wolf, *Beiträge zur deutschen Mythologie*, 1852f., II, 252f., A. Kaufmann, *Caesarius von Heisterbach*, 1862, 137, J. Petřch, *Die Glocke*, 1918, 71f., Alf. De Cods, *Volksfage, Volksgehoof en Volksbruik*, Antwerpen, 1918, 56f. Ähnliche Geschichten, wo sich der Teufel als hilfreich erweist, f. bei Grimm, *D. Sagen*, Nr. 175, Kirđhof, *Wendunmuth*, V, Nr. 247-249, *Luthers Tischreden*, V, 480f., IV, 682, V, 481, R. Kühnau, *Schlesische Sagen*, 1910f., II, 669f., Peuckert, *Schlesische Sagen*, 262f. u. 320, G. Milchack, *Gesammelte Auffätze*, 1922, 237, 238. Die Verdingung als Knecht geschieht, um den Ritter zu verderben: Köhler, II, 613f., dazu Odo v. Ceritona bei Hervieux, IV, 369, Klapper, *Erzählungen*, 304f., *CatofRom*, II, 628, F. H. v. d. Hagen, *Gesamtabenteuer*, 1850, III, CXXVI, *CatofRom*, III, 537, Nr. 8, 551, Nr. 41, 566, Nr. 94, vgl. auch *CatofRom*, III, 85, Nr. 29 (Ét. de Bourbon).

*

Die Aufgabe, Löwen- (Tiger-)milch zu holen, begegnet in vielen Varianten des Grindkopf- oder Goldener-Märchens (Bolte-Polívka, III, 94f.), weiter in vielen Faltungen des in Indien sehr häufigen Märchens von dem Sohne der sieben Königinnen, zb. Knowles, *Folk-Tales of Kashmir*, 45, Maive Stokes, *Indian Fairy Tales*, London, 1880, 178 (Bolte-Polívka, III, 433f., Frazer, *Golden Bough*, XI, 138, n. 1), schließlich in vielen Versionen des oben, 191 erwähnten Märchens von der treulosen Mutter oder Schwester (zuletzt bei M. Boehm und F. Spedht, *Lettisch-litauische Volksmärchen*, 1924, 51f. und 325, Nr. 5).

An ein wichtiges Problem, das auch in der Einleitung dieses Buches gestreift worden ist, rührt die Verwandtschaft eines jüdischen und eines indischen Apologs, in denen die Heilung durch Löwenmilch eine Rolle spielt. Der jüdische, der in einer Reihe von Varianten erhalten ist (f. L. Seligmann, *Parabeln, Legenden und Gedanken aus Thalmud und Midrasch*, 1863, 365, B. Königsberger in *ZVV*, VI, 156f., bin Gorion, *Born*, III, 293f.), erzählt in der von bin Gorion III, 71f. wiedergegebenen Faltung, die sich von den andern nur in Nebenächlichem unterscheidet:

Einem erkrankten Perferkönig erklären die Ärzte, nichts als Löwenmilch könne ihn heilen, und so schickt er seinen Leibarzt zu König Salomo mit der Bitte, ihm Löwenmilch zu verschaffen. Salomos Feldhauptmann Benaja ben Jojada besorgt dies, indem er einer Löwin zehn Tage hintereinander ein Zicklein zuwirft und dabei immer näher an sie herantritt, schließlich wird sie so zahm, daß er mit ihr spielen kann, er saugt einen Augenblick an ihren Zitzen und kommt mit der Milch zurück. Diese erhält der Leibarzt und zieht ab. Auf dem Wege in die persische Heimat träumt ihm, wie seine Körperteile miteinander freiten, wer das meiste Verdienst an dem Herbeischaffen der Milch habe. Die Füße sagen,

sie hätten sie geholt, die Hände, sie hätten sie genommen, die Augen, sie hätten den Weg gewiesen, das Herz, ihm sei der Rat zu danken, die Zunge aber äußert, sie sei das Hauptglied, und bedroht die andern, wenn sie das nicht anerkennt. Vom Schläfe erwacht, zieht der Arzt weiter, er tritt vor den König, und da stammelt die Zunge: »Hier ist die Hundemilch.« Als darauf der Arzt zur Hinrichtung abgeführt wird, bekennen sich die andern Glieder als befehlig, die Zunge bittet den Henker: »Bring mich noch einmal zum König«, und nun sagt der Arzt: »Auch die Löwin nennen wir eine Hündin.«

Bin Gorion und Königsberger stellen die Geschichte mit der bekannten Fabel des Menenius Agrippa zusammen, von der es unzählige Varianten gibt, Bin Gorion meint überdies, die »indische Urquelle« in einigen Versen einer Upanişad gefunden zu haben, die er auch, in P. Deußens Übersetzung, abdruckt. Hier handelt es sich aber nur um einen Rangfreit der Organe, aus dem schließlich der Odem als Sieger hervorgeht, die Parabel enthält also nur eines der Elemente der jüdischen Geschichte, und nicht einmal das wichtigste: als dieses müssen wir doch den Gewaltfreit der Zunge erkennen, weshalb denn auch die jüdische Geschichte mit dem Zitat aus dem Buch der Sprüche schließt: »Tod und Leben steht in der Zunge Gewalt.«

Was aber in der Parabel der Upanişad fehlt, findet sich wieder in einer Erzählung des Buches *King ſü ji ſiang*, einem im Jahre 515 verfaßten Auszug aus verschiedenen heiligen Schriften der Buddhisten, sie steht bei Chavannes, *500 contes*, III, 207 f., Nr. 439. An einer andern Stelle (*Actes du XIV^e congr. intern. des orient.*, I, 5^{ème} section, 99) sagt Chavannes, sie habe früher ein einzelnes Sutra gebildet, das noch im dritten Jahrhundert von dem Indokythen Kien ins Chinesische übertragen worden sei. Im Wesentlichen erzählt dieses Sutra:

Einem Könige Wei-leu wird zu seiner Heilung Löwenmilch verordnet, er verspricht dem, der ihm eine solche beschaffen werde, die Hälfte seines Reiches. Ein Armer unterzieht sich der Aufgabe, außer einem geschlachteten Hammel nimmt er für die Löwin noch mehrere Dutzend Gefäße mit Wein mit. Die Löwin wird beraubt, und er nimmt ihr Milch. Während seiner Rückkehr hat der Mann – nun ist er auf einmal ein Mönch – einen Traum, in dem seine Organe um den Rang streiten: nacheinander treten die Geister der Hände, der Füße, der Augen, der Ohren auf, schließlich der der Zunge, und dieser erklärt den andern kurz und bündig: »Euer Leben hängt von mir ab.« Am nächsten Morgen tritt er vor den König und sagt: »Hier ist die Löwenmilch.« Kaum aber hat der König getrunken, so sagt die Zunge: »Die Milch ist von keiner Löwin, sondern von einer Eselin.« Der König will den Mönch hinrichten lassen, da erzählt ihm dieser, ohne daß die Zunge widersprechen würde, die Geschichte von seinem Traume. Der König glaubt ihm, gibt ihm seine Tochter zur Gattin, usw., usw.

Man erkennt leicht, daß zwischen der buddhistischen und der jüdischen Geschichte kein nennenswerter Unterschied besteht, die Tatsache, daß es sich hier wie dort um das Heilmittel der Löwenmilch, um den Traum von dem Rangfreit der Organe, um die Bosheit der Zunge und ihre schließliche Selbstbesinnung¹⁾ handelt, genügt, um die Identität zu beweisen. Die Fabel, wie sie Livius erzählt, ist wohl ägyptischen Ursprungs (Maspero in den *Études égyptiennes*, I, 260; f. Chauvin III, 34f.), daß sie in den entsprechenden Stücken der Upanişaden, die den Sieg dem Praņa, dem Lebensodem zubilligen, der eins ist mit dem Atman, mit dem erkennenden Selbst, der Seele (Winternitz, I, 218f.; Hillebrandt, *Aus Brahmanas und Upanişaden*, 1921, 141 f.), benützt worden wäre, daran ist angesichts der brahmanischen Spekulationsweise nicht zu denken. Diese uns künstlich erscheinende Trennung der Tätigkeiten und der Verantwortung hat ihr Gegenstück in einer wieder von Chavannes (I, 416f. Nr. 145) veröffentlichten Geschichte des *Kieu tsa pi jü king*, die eine so strenge Scheidung zwischen Körper und Seele zieht, daß sich die Seele bei dem von ihr verlassenen, toten Körper bedankt, daß

¹⁾ Ein andres Beispiel für das selbstherrliche Vorgehen der Zunge findet sich bei Somadeva, I, 273: Der indische Vorläufer unsers Doktor Allwissend schilt seine Zunge ob ihrer Eigenmächtigkeit, sein Willen gerühmt zu haben.

er nicht getötet, nicht gestohlen, niemand gekränkt und nicht gelogen habe, ja daß er nicht treulos gewesen sei, gerade als hätte er dies alles unabhängig von ihr tun können. Als hätte er dies tun können; nun, nach der Lehre der Sāṃkhya-Philosophie hätte das dieser Körper wirklich tun können und hat es nur aus sich selbst unterlassen: diese Lehre vergleicht zwar die Materie einem uneigennütigen Diener, der von der Seele für seine Leistungen weder Dank noch Lohn zu erwarten hat, aber die Materie wird nicht durch den Willen der Seele angeregt und handelt durchaus selbständig. Und diese Lehre, die auch die Organe (freilich die innern) wegen ihrer größern oder geringern Bedeutung dem Beamtenstande vergleicht, in dem immer einer über dem andern und der Minister über allen steht – da kann ja wohl einmal auch ein Rangfreit vorkommen –, wählt für die Art der Verbindung der ungeistigen, aber schöpferischen Materie mit der geistigen, aber nicht schöpferischen Seele den Vergleich des Bündnisses zwischen dem Lahmen und dem Blinden (R. Garbe, *Die Sāṃkhya-Philosophie*, 2. Aufl., 1917, 223f.), den auch die buddhistische Literatur kennt (H. Oldenberg, *Buddha*, 8. Aufl., 1921, 65) und der (der Vergleich, nicht nur die Fabel) über die religiösen Schriften der Juden (s. z. B. Wünsche, *Der babyl. Talmud*, II, 3, 150, *Wajikra rabba*, 1884, 27f.) seinen Weg nicht nur zu den Mohammedanern (Wünsche, *Aus Israels Lehrhallen*, III, 125), sondern auch zu den Christen gefunden hat (s. Chauvin, *La récenston égyptienne des Mille et une nuits*, Brüssel, 1899, 81, Ét. de Bourbon im *CatofRom*, III, 84, Nr. 22 ufw.). Diese Verwandtschaft der Fabel von dem Rangfreit der Organe mit dem Bündnis zwischen dem Lahmen und dem Blinden stellt schon Luther fest, der zwar von dem Gleichnis in dem ersten Korintherbrief, 12, 12-27 ausgeht, aber durch die Einführung des bei Paulus nicht erwähnten Magens beweist, daß er dabei an die Fabel von diesem und den Gliedern denkt, und zur Erläuterung die Fabel von dem Lahmen und dem Blinden heranzieht, die er aus der griechischen Anthologie kennt (*Tischreden*, V, 88f.).

Bis in die letzte Konsequenz wird diese Selbständigkeit der Seele, die sie befähigt, mit dem Körper ein Bündnis einzugehen, wie der Lahme mit dem Blinden oder wie die Zunge mit den andern Organen, in einem häufig vorkommenden Exempel durchgeführt, worin der Körper seiner Seele allerlei Versprechungen macht, um sie zu einem Verbleiben bei ihm zu bewegen, Jakob von Vitry und die andern, die es erzählen (s. Boltes Noten zu Pauli, Nr. 281) hängen an Traditionen, deren Wurzeln in der indischen Scholastik zu finden sind.

54. Die Schube des Teufels. Nach einem Predigtmärlein Jakobs von Vitry (Greven, 42f., Nr. 68, Frenken, 129f., Nr. 65).

Die zwei ältesten Versionen dieser Geschichte sind die 48. Fabel der Marie de France (Warnke, 164f.) und die 39. Fabel in der von E. Mall nach ihren wichtigsten Fundorten mit *LBG* bezeichneten Handschriftengruppe (Hervieux II, 593f.). Diese Fabel in *LBG* erzählt:

Ein Dieb, der unter einem Weißdorn schläft, findet bei seinem Erwachen neben sich den Teufel, dieser verspricht ihm jede Unterstützung, und bei Anrufung seines Namens werde er überall sicher sein. Trotzdem endlich gefangen und zur Hinrichtung geführt, ruft er den Teufel an, der meldet sich: »Ich bin schon da, fürchte dich nicht.« Auf der Richtstätte angekommen, ruft er ihn wieder, und nun erhält er den Rat, Geduld zu haben. Als ihm dann der Strick um den Hals gelegt wird, ruft er den Teufel zum dritten Male und erinnert ihn an den Dornbusch, den Zeugen ihres Bündnisses, der Teufel aber sagt: »Bis jetzt hast du

mit unferer Hilfe gekämpft, jetzt wird es hübsch sein zu sehen, was du für dich allein ausriddest.«

Ebenso erzählt Marie, nur erletzt sie den Teufel (Satanas) durch eine Hexe (sorciere); auch die Erinnerung an den Dornbusch bei dem dritten Rufe fehlt nicht. Die Fabel Mariens ist in den *Miscelée Schualim* des Berekhja ben Natronaj (Barachiae Nikdani *Parabolaes vulgum*, transl. opera M. Hanel, Prag, 1661, 305f.; *Die Fuchsfabeln des B. b. N.*, hg. v. L. Goldschmidt, 1921, 88f.) und in mehreren italienischen Fabelsammlungen bearbeitet worden (K. Warnke, *Die Quellen des Esopos der M. d. Fr.*, 1900, 38; M. P. Brush, *The Isopo Laurenziano*, Columbus, Ohio, 1899, 67).

Die Erzählung in *LBG* ist nach zwei Richtungen hin erweitert worden:

In der einen Gruppe reicht der Teufel dem Diebe auf dem Wege zum Galgen einen Ring, damit er die Schergen bestechen, und der Ring verwandelt sich in einen Strick; so erzählt das dem auch als Dichter bekannten Johann von Hoveden († 1272 oder 1275) zugeschriebene *Speculum laicorum* (s. *CatofRom*, III, 495, Nr. 203, 384f., Nr. 190, nach einer erst aus dem 15. Jahrhundert stammenden Handschrift hat dieses Exempel Knuff, 404f. abgedruckt). Ähnlich soll (*CatofRom*, III, 684, Nr. 5) der Dieb nach einem Versprechen des Teufels in seinem Busen Geld finden, um den Henker zu bestechen, zieht aber einen Strick heraus. Wieder in einem andern Exempel, das in einem Ms. des 14. Jahrhunderts erhalten ist (*CatofRom*, III, 169f., Nr. 3), gibt der Teufel dem Diebe drei Gulden, und die verwandeln sich in Stricke; dazu stimmt das 45. Exemplo im *Conde Lucanor* (Knuff, 202f.; Eichendorf, 55f.; Chauvin, II, 160).

Die andere Gruppe, die mit dem Märlein Jakobs von Vitry beginnt, führt das Motiv der verbrauchten Schuhe ein, dieses Motiv benutzt auch das *Libro de cantares* von Juan Ruiz, Erzpriester von Hita in dem *Enxiemplo del ladron que fiso carta al diablo de su anima*, das ansonsten zu der Gruppe des *Conde Lucanor* gehört (*Poetas castellanos anteriores al siglo XV*, Madrid, 1864, 272): Zum ersten Male zieht der Dieb einen goldenen Becher aus dem Busen; er gibt ihn dem Alkalden und wird losgelassen. Zum zweiten Male zieht er einen langen Strick hervor, und der wird ihm um den Hals gelegt. Der Teufel läßt ihn die Füße auf seine Schultern stellen, springt aber dann weg, so daß sich der Dieb erkennt. Die Literatur zu dieser Gruppe verzeichnen Bolte-Polívka, II, 178f., n. 1 und Knuff, 405. Knuff zieht auch ein Predigtmärlein aus der *Summa Predicantium* von Johannes de Bromyard heran; dazu vgl. man Bolte zu Pauli, Nr. 87.

55. Seelenverkauf. Nach einer Erzählung aus dem *Bonum universale de apibus* von Thomas v. Chantimpré (Cantipratanus), abgedruckt im *Magnum speculum exemplorum*, Douai, 1614, 43f., f. W. A. van der Vet, *Het biënboec van Thomas van Cantimpré en zijn exempelen*, Haag, 1902, 201f.

Reichliche Literaturangaben gibt Bolte zu Pauli, Nr. 280.

Der Pferdeverkauf war, wie der Viehverkauf überhaupt, in alten Zeiten an allerlei Vorschriften gebunden, und stets hatte sich der Käufer als rechtmäßiger Besitzer auszuweisen; vgl. hierüber z. B. R. Schmid, *Die Gesetze der Angelsachsen*, 2. Aufl., 1858, 619. Ein solcher Beleg war wohl bei dem Pferde der Zaum, wie aus dem Ausdrucke »Zaumrecht« (Grimm, *D. R.*, II, 152), aber auch aus Sprichwörtern wie »Der Zaum geht mit dem Pferde« (Wander, V, 506) hervorzugehen scheint. (Die bei Van der Vet a. a. O. und Düringsfeld, II, 243f.

angezogenen Sprichwörter haben hierzu nur zum Teil eine Beziehung.) Auch in manden andern Faltungen² unfers Märleins ist wie in der des Bienenbuches die rechtliche Seite unterfriden: so heißt es in dem *Speculum laicorum*, Nr. 203 (= Altd. Bl., II, 78 = Th. Wright, *A Selection of Latin Stories*, 76: . . . sicut mos, cum equus venditur, quod capistrum transit cum eo, sed non fit de eo mentio . . . und in dem cap. 89 der *Castigos é documentos* des Königs Sando (<Escrit. en prosa ant. al siglo XV, 226): Cuando alguno vende su caballo, su cabestro da con él, und bei B. Haureau, *Notices et extraits*, III, 341: . . . quia emerat equum, de jure habuit et dnamum, cum enim equus emitur, non oportet forum exprimi de emptione dami.

An unfer Märchen erinnern Bolte-Polívka, II, 67 bei der Bepredung des Märchens von dem Gaudeif und sienen Meester, wo der Zauberlehrling seinem Vater verbietet, mit dem Pferde, in das er sich verwandelt hat, auch den Zaum wegzugeben, daselbe Motiv kommt auch in andern Verbindungen vor, wozu u. a. Chauvin, V, 150, n. 1, wo auch schon auf unfer Geschichte hingewiesen wird, und die kujawische Sage, ZVV, XV, 102f. (mit Boltes Noten) zu vergleichen wären.

H. Heine bespricht unfer Märchen nach *Luthers Tischreden* (VI, 205) in *Deutschland bis Luther*.

56. Dankbarkeit. Nach der *Compilatio singularis exempforum* bei Hilka, 21f.

Zu der Geschichte des Stoffes vgl. Hertel, *Pañcatantra*, 371 und, vor allem zu den europäischen mittelalterlichen Versionen, Alf. Hilkas Essay *Die Wanderung einer Tiernovelle* in den *Mit. d. Schlef. Gef. f. Volksk.*, XVII.

Eine außerordentlich wichtige Bearbeitung des Motivs von den dankbaren Tieren und ihrem menschlichen Gegensatz hat Chavannes 1906 in den oft zitierten *Actes* des 14. Orientalistenkongresses I, 5, 117f. aus dem *Lieu tu tsi king* mitgeteilt und sie dann in seine *500 Contes*, I, 87f. als Nr. 25 aufgenommen, hier ist das Märchen an die indische Flutlage gebunden (s. zu dieser R. Andree, *Die Flutsagen*, 1991, 16f., Winternitz, *Die Flutsagen*, 321f., deselben *Gesch. d. ind. Lit.*, I, 182f., 336f., 478f., Frazer, *Folk-Lore of the Old Test.*, I, 183f.):

An die Stelle Manus ist der Bodhisattva getreten, an die Stelle des Fisches eine Schildkröte, die ihm aus Dankbarkeit, weil er ihr einmal das Leben gerettet hat, mitteilt, es werde eine Flut mit verheerenden Wirkungen kommen, und ihm den Rat gibt, ein Schiff zu bauen. Der Bodhisattva verständigt davon den König, und der läßt alles auf die Höhen schaffen. Als es so weit ist, kommt die Schildkröte wieder, und der Bodhisattva besteigt das Schiff, sie schwimmt voraus. Mit ihrer Zustimmung rettet er eine Schlange und einen Fuchs, trotz ihrer Mahnung einen Menschen vom Ertrinken. An sicherem Orte angelangt, bittet ihn die Schildkröte, die sich ihrer Dankbarkeitspflicht entledigt hat, um Entlassung, und auch Fuchs und Schlange empfehlen sich. Aus Dankbarkeit bringt der Fuchs seinem Retter einen Goldschatz, und davon fordert der von dem Bodhisattva gerettete Mensch die Hälfte, da ihm dieser, der auch den andern nun so unglücklichen Menschen helfen will, nur ein Zehntel anbietet, zeigt er ihn den Behörden an, und der Bodhisattva wird eingekerkert. Um ihn zu retten, bringt ihm die dankbare Schlange ein Heilmittel in den Kerker und beißt dann den Thronerben, der Bodhisattva macht sich anheißig, ihn zu heilen, und heilt ihn auch wirklich. Er erzählt dem Könige auf dessen Frage den ganzen Hergang, und der Undankbare wird hingerichtet.

In demselben *King* (*Actes*, I, 5, 112f., *500 Contes*, I, 182f., Nr. 49) findet sich noch eine andere Version, wo schon das Motiv von der Grube vorkommt, aus der mehrere Tiere und ein Mensch gerettet werden, sie ist oben zu unserem 42. Märchen zitiert. Nirgends erwähnt finde ich auch die ebenfalls dort genannte Fassung Schiefner-Ralfsons, 310f., die sonst mehr

den Pañtschatantra-Fassungen ähnelt, während das 73. Dschātaka (Dutoit, I, 304f., Lüders, 310f., Winternitz, II, 104¹⁾ und 369) die Erinnerung an die Flutflage deutlich bewahrt hat.

Noch nicht verzeichnet scheinen weiter folgende Varianten zu sein: *Kathāratnākara*, II, 228f., Nr. 200, H. Kingscote-Naṭeṣa Sastri, 11 f. = J. Jacobs, *Indian Fairy Tales*, London, 1892, 70f. (243f.), H. Stumme, *ZDMG*, XLVIII, 394f. (berberisch aus Marokko), v. Löwis, *Finn. Volksm.*, 64f. Nr. 18, weiter H. Sachs bei Goetze-Drescher, VI, 117f., Nr. 915 und Casalicchio, *L'utile col dolce*, c. II, d. 5, a. 4 (1708, 269f.). F. Rückerts Gedicht *Von Menschen- und dank und der Thiere Dankbarkeit* in den *Brahmanischen Erzählungen* (*Gef. Poet. Werke*, 1868f., III, 252) beruht auf der Fassung des *Kalilah*.

57. Kaiser und Bärin. Nach einer Erzählung der englischen *Gesta Romanorum*, in zwei Fassungen abgedruckt bei Sidney J. H. Herrtage, *The Early English Versions*, 327 f.

Nach *Catof Rom*, III, 215f. ist in die Geschichte die Löwen-Episode von dem Verfasser der englischen Lateintexte der *Gesta* oder von einem spätern Bearbeiter, wohl nach der Erzählung von Androklos (Oesterley, *Gesta*, Nr. 104 etc.), eingeflochten worden, da sie sich nicht in sämmtlichen Handschriften findet.

Wie man sieht, unterscheidet sich diese Erzählung, die in keiner kontinentalen Fassung bekannt ist, wesentlich von den vielen Märchen von einer Liebesverbindung eines Mannes mit einem weiblichen Wesen, das nur zeitweise in Tiergestalt auftritt (Benfey, I, 261 f., E. Rohde, *Kl. Schr.*, II, 212f., A. Lang, *Custom and Myth*, New ed., London, 1904, 76f.), ebenso fern steht sie aber auch den andern auf totemistischer Grundlage beruhenden Märchen (J. G. Frazer, *Totemism and Exogamy*, II, 565f., III, 60f., 337f., *Golden Bough*, IX, 130f.). Hingegen zeigt sie, gerade so wie die Märchen, die für den tierischen Ehetheil die Fähigkeit vorsehen, menschliche Gestalt anzunehmen, die Bestrebungen einer spätern Zeit als die hunting stage of society, sich mit den Erzählungen von tier-menschlichen Verbindungen auseinanderzusetzen, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie das neue Empfinden der Widernatürlichkeit zu dem Motive einer Handlung macht, die vielleicht als Tragödie des einst für ein gleichwertiges, ja für ein höheres Wesen gehaltenen Tiers bezeichnet werden kann.

Dies scheint der Grund zu sein, daß die hierher gehörigen heutigen Volksmärchen der Kulturvölker ziemlich allgemein über die Trennung der ungleichen Gatten rasch hinweggehen, um sich dem Schicksal des Sprößlings, des Bärensohns zuzuwenden, der, seiner Abstammung gemäß, mit un- oder übermenschlichen Kräften begabt ist. Leider hat sich auch die Forschung verleiten lassen, ähnliche Wege einzuschlagen: so hat es Fr. Panzer in dem *Beowulf* betitelten ersten Bande seiner *Studien zur germanischen Sagen- und Märchen-Geschichte* (1910), der sich mit dem Bärensohn-Märchen befaßt, und ebenso J. A. MacCulloch, der in der *Childhood of Fiction*, London, 1905, 253-278 den Beast-Marriages einen ganzen Abschnitt widmet, für überflüssig gefunden, unser Märchen oder ähnliche auch nur zu erwähnen. Aber auch W. Wundt, der in dem fünften Bande der *Völkerpsychologie*, 3. Aufl., 1923, 155f. das »mythologische Tiermärchen« ausführlich untersucht, läßt in seiner reich gegliederten Darstellung keine Möglichkeit zu, Erzählungen, wie die von dem Kaiser und der Bärin, einzufassen. Auf der ersten der drei Stufen, die Wundt unterscheidet, sind Mensch und Tier einander gleichgeordnet, während die Märchen der zweiten Stufe durch das Merkmal gekennzeichnet sind, daß die Verwandlung von Tieren

¹⁾ Winternitz vergleicht zu diesem Dschātaka das 482. und das 516., beide kehren bei Chavannes wieder (I, 220f., Nr. 58, 178, Nr. 47).

in Menschen eine entscheidende Rolle spielt, wodurch sich bereits die zunehmende Erkenntnis der Unterschiede zwischen Mensch und Tier ausdrückt (179); die dritte Stufe, die Tierwerdung des Menschen, kommt hier nicht in Betracht. Nun ist es klar, daß die Einführung des Verwandlungsmotivs nur Eine Form ist, sich mit Überlieferung vergangener Zeiten, die von einer Ehe zwischen Mensch und Tier sprechen, auseinanderzusetzen, eine andere Form wählen jene Mythen, deren Helden — ihre Nachkommen sind ja noch vorhanden — von einem Tiere nur gefügt sind. Daneben gibt es aber auch noch, wie unser Fall zeigt, die glatte Mißbilligung: schon der in dem Mythos oder dem Märchen Handelnde hat das Bewußtsein, daß er unrecht tut oder getan hat. So bietet denn unser Märchen ein Schema, das gewissermaßen den großen Gestalten der Totem-Zeit zeigt, wie sie es hätten machen sollen, um vor der Nachwelt bestehen zu können. Aber auch die Fähigkeit, sich in einen Menschen zu verwandeln, die man dem Tiere zuschreibt, dient nicht immer nur dem Zwecke, von den Nachkommen einen Makel zu nehmen und die Ehe zu erklären und zu legalisieren, sondern auch der Absicht, sie überflüssig zu machen, sie auszuschalten. Wieder ist es ein sogenanntes literarisches Märchen, das, ebenso wie das unferige, als Grundmotiv den Widerwillen gegen die Verbindung mit dem Tier aufzeigt: Wolfdietrich erliegt zwar dem ihm um seine Minne angehenden rauhen Weibe, das nicht anders als ein Bär auf allen Vieren gekrochen kommt, aber gegen seinen Willen und nur durch einen Zauber, der ihn zum Tiere herabdrückt, und die Verbindung kommt richtig erst zustande, als aus der rauhen Els die schöne Sigeminne geworden ist (Jänicke, *Deutsches Heldenbuch*, 1866f., III, 213f.).

In unserm Märchen kommt dieser Widerwille des menschlichen Gatten durch die Flucht zum Ausdruck. Ähnlich geschieht dies in einem Dschataka (Dutoit, III, 554f., Lüders, 53f.), wo freilich die Tigernatur der nach Menschenliebe verlangenden Unholdin ebenso wie im *Wolfdietrich* nur angedeutet ist.

Eine Jakschüni, die einen Pferdekopf hat, verliebt sich in einen Brahmanen und hält ihn in ihrer Höhle eingesperrt, indem sie, wenn sie sich entfernt, einen Stein vor die Öffnung schiebt. Nach zehn Monaten gebiert sie ihm einen Sohn, und als dieser herangewachsen ist, sperrt sie ihn zu dem Vater. Beide entfliehen schließlich, und sie setzt ihnen nach. Als sie mit ihren Bitten weder den Gatten, noch den Sohn zu rühren vermag, beschenkt sie diesen, um ihm durch die Welt zu helfen, mit einem Zauberspruch, dann bricht ihr das Herz.

Dieser Teil des Dschatakas hat eine enge Parallele in einer Erzählung des tibetanischen *Kandshur* (Schiefner=Ralfson, 228f.):

Ein junger Brahmane wird von einer Kinnari (hier natürlich auch eine Unholdin) in eine Höhle entführt, wo sie sie weggeht (hier muß es wohl »she« statt »he« heißen), legt sie vor den Eingang einen Steinblock, den er nicht wegwälzen kann. Sie gebiert ihm einen Sohn, und dieser übt sich durch tägliches Heben immer größerer Lasten, bis er den Block bewältigen kann. Beide entfliehen und gelangen glücklich nach Benares. Die Kinnari scheidet ihren Sohne eine Wunderlaute nach.

Näher steht unserm Märchen ein syrisches (Prym=Socin, *Der neuaramäische Dialekt des Tur'Abdin*, II, 261f.):

Eine Bärin macht einen Stummen zu ihrem Gatten, entfernt sie sich, so legt sie ihm eine Kette um den Hals. Acht Jahre bleibt er bei ihr, und sie schenkt ihm — wie in unserm Märchen — zwei Söhne und eine Tochter. Endlich lösen ihn die Knaben von der Kette, und er entflieht mit ihnen, während — wie in unserm Märchen — die Tochter zurückbleibt 1).

1) Eine weitere Ehe mit einer Bärin, der aber nur eine Tochter entspringt und wo keine besondern Maßnahmen nötig sind, um die Flucht zu bewerkstelligen, findet sich ebendort, 267f. Hier ist dann auf einmal aus der Bärin eine Affenmutter geworden. Auch die junge Äffin nimmt sich einen menschlichen Gatten; er wird ihr aber von einer Affenprinzessin abpenftig gemacht. In dieser neuen Ehe lebt er zehn Jahre, und schließlich kehrt er, mit der Äffin und mit dem Sohne, den sie ihm geboren hat, in die Welt zurück. Nur der Komik halber wird diese Zwangsehe mit einer Äffin in einer persischen Erzählung geschildert, die damit das Märchen

Ebenso wie der genötigte Mann der Bärin entflieht, entflieht die geraubte Frau dem Bären: in einem Märchen von der Bergfstraße z. B. (J. W. Wolf, *Beiträge*, II, 67 f.) übt sich, wie in der Erzählung des *Kandšbur*, der Bärenfohn, den die Höhle verschließenden Stein zu heben, so daß er mit seiner Mutter entinnen kann. Meist aber muß der Bär, damit die Mutter mit ihrer Nachkommenschaft zurückkehren kann, sein Leben lassen, manchmal sogar durch die Hand des eigenen Sohnes wie in einem avarischen Märchen (Cosquin, I, 18), hierher gehört eine Erzählung einer singhalesischen *Aṭṭhakathā*, auf welcher *Mahāvamsa*, VI, 1-33 (transl. by W. Geiger, London, 1912, 51 f.) und, leider die für uns wichtigsten Züge außer acht lassend, *Dipāvamsa*, IX, 1-4 (transl. by H. Oldenburg, London, 1879, 160) beruhen (s. auch W. Geiger, *Dipāvamsa und Mahāvamsa*, 1905, 126 etc.):

Eine bengalische Königstochter, die zur Betrübnis ihrer Eltern ein zügelloses Leben führt, läßt sich, da prophezeit worden ist, sie werde sich mit dem König der Tiere vermählen, von einem Löwen in seine Höhle entführen, dort gebiert sie ihm Zwillinge, einen Sohn und eine Tochter. Sedzehn Jahre alt geworden, fragt sie der Sohn, warum sein Vater anders sei als sie, und sie erzählt ihm die Geschichte. Er fragt: »Warum gehen wir nicht weg?«, und sie antwortet: »Dein Vater hat die Höhle mit einem Felsen verschlossen.« Er überzeugt sich, daß er den Felsen heben kann, und eines Tages, als der Löwe auf Beute ausgezogen ist, entflieht er mit der Mutter und der Schwester, die er sich auf die Schultern gesetzt hat. Die Flüchtlinge gelangen zu einem Vetter der Prinzessin, dieser kehrt mit ihr und den Kindern in die Hauptstadt zurück und vermählt sich dort mit ihr. Auf der Suche nach seinen Kindern streift nun der Löwe im Lande umher, so daß die Bauern ihre Dörfer verlassen. Der König setzt immer höhere Preise auf den Kopf des Löwen, als der Preis 3000 Goldstücke beträgt, meldet sich Sihabahu, der Löwenfohn, bei seinem Großvater, und dieser verspricht ihm, wenn ihm die Tat gelinge, das Reich. Sihabahu geht zu der Höhle, und kaum sieht er den Löwen, so schießt er einen Pfeil auf ihn ab. Die Zärtlichkeit des Löwen für seinen Sohn bewirkt, daß der Pfeil zurückprallt und zu Füßen des Sohnes niederfällt, und das wiederholt sich noch zweimal. Als aber dann der Löwe ergrimmt, wird er von dem Pfeile durchbohrt. Sihabahu nimmt den Kopf mit der Mähne und kehrt in die Stadt zurück, dort wird er, da inzwischen sein Großvater gestorben ist, zum Könige ausgerufen.

Neben zahlreichen Märchen gehören hierher auch die Stammlagen der Goten und der Schweden, wie sie bei Olaus Magnus und Saxo Grammaticus vorliegen, schließlich aber wohl auch Geschichten, wie die, die J. Hanfen, *Quellen u. Untersuch. z. Gesch. d. Hexenwahns*, 1901, 85f. nach einem Traktat des 15. Jahrhunderts aus einer Schrift des um zweihundert Jahre ältern Wilhelm von Paris mittelst:

In Sachsen raubt ein Bär die Frau eines Ritters und schleppt sie in seine Höhle, er zeugt mit ihr einige Söhne. Diese bleiben dann, nachdem die Frau ihrem ersten Gatten zurückgewonnen worden ist — wie, wird nicht gesagt — bei diesem und werden später ebenfalls Ritter, ihre Gesichter verraten die Abstammung.

In dieser Geschichte haben wir das Gegenstück zu der von dem Kaiser und der Bärin.

*

Zu dem Füttern des Menschen durch das dankbare (oder verliebte) Tier vgl. Marx, *Griech. M.*, 23f., 57, 121, aber auch Sulpicius Severus, d. I, c. 9 (Migne, *Patrol. lat.*, XX, 193), weiter Fr. Rückert, *Hamāsa*, 1856, I, 52, Kristian v. Troyes, *Yvain*, v. 3438f., Hartmann v. d. Aue, *Iwein*, v. 3894f., die Sagen von Heinrich dem Löwen usw., zu dem Zuge, daß der Löwe seinen Gönner aus dem Walde geleitet, Marx, 63f., 69.

von Seif al Muḥūk der *1001 Nacht* (Chauvin, VII, 64f.) aus schmückt, vgl. R. Levy, 46f. und (ausführlicher) Aug. Bricteux, 270f. Weiter ersetzen manche Märchen den Bärenfohn durch einen Stutenfohn (s. Bolte-Polivka, II, 300-315); hier spielen aber wohl Dinge mit, die bei Hirtenvölkern nicht zu den Seltenheiten gehören (s. Liebrecht, *Zur Volksk.*, 22, n.).

58. Der Glückstag des Wolfes. Nach dem 36. Stück des Romulus Monacensis bei Hervieux, II, 284f. mit Textverbesserung nach den Varianten der Breslauer Parallelhandschrift, die Alf. Hilka in den *Beitr. z. Fabel- u. Sprichwörterlit. d. Mittelalt.* (S. A. a. d. 91. Jahresh. d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur, 1914), 11 mitgeteilt hat, und nach dem Drucke in H. Oesterleys Ausgabe von Steinhöwels *Äsop*, 1873, 212¹⁾; vgl. auch A. C. Robert, *Fables inédites*, I, xcviif., Grimm, *Reinhart Fuchs*, 429f., Br. Herlet, *Beitr. z. Gesch. d. Äsop. Fabel* (Progr.), 1892, 92f. und die angezogene Schrift Hilkas, 5.

Zur Gänze ist das Märlein bearbeitet worden von H. Sachs, Goetze=Drescher, II, 333f. (f. IV, 263), und auf seiner Fassung beruht Eud. Eyering, *Proverbiorum copia*, I, 233f., einzelne Teile kehren wieder bei Camerarius, 373f. (der Wolf verhöhnt eingefalzenes Fleisch und Speck, dann von einem Wanderer verlorenes Brot; hierauf ist die Fabel von dem Fischen mit dem Schwanz eingeflohen, und zum Schluß folgt die Episode mit dem vom Bauern herabgeworfenen Beiß), weiter in der zweiten Ausgabe von Fischarts *Flohbaz*, 1577, v. 886 bis 932, *Sämmtl. Dichtungen*, hg. v. H. Kurz, II, 26f. (Morgenfuz, totes Schaf und krankes Pferd verhöhnt, von den zwei Widdern getötet), eine Anspielung auch schon in Fischarts *Von S. Dominici . . . und S. Francisci . . . Leben*, 1571, v. 1992, Kurz, I, 183. Vgl. weiter F. S. Krauß, *Sagen u. Märchen d. Südflyaven*, I, 1f. und v. Löwis, *Finn. Volksm.*, 144f. (A. Aarne in den *FFComm*, III, 6f., Nr. 122).

*

Zu dem Zuge des Verhöhmens von geringen Dingen vgl. die 39. Fabel des Abstemius (Nevelet, 550f.) mit der von Kurz zu Waldis, II, Nr. 71 angegebenen Literatur, ferner die Nachweise Roberts und Regniers zu La Fontaine, I, VII, f. 4. Schließlich sei noch auf die 46. Fabel des Abstemius (Nevelet, 553) verwiesen, die in besonders grotesker Weise die getäuschte Hoffnung und das sich daraus ergebende Selbstbedeiden darstellt:

Auf dem Wege zu einer Hochzeit findet ein Priester einen Haufen Birnen, trotz seinem Hunger ist er nicht von ihnen, ja, in seinem Übermüte beißt er sie. Das Hodwasser eines Bades zwingt ihn zur Rückkehr, und nun ist sein Hunger so mächtig geworden, daß er die beißten Birnen aufißt.

Dazu vgl. die Bemerkungen Kurzens zu Waldis, II, Nr. 77 und Oesterleys zu *Wendunmuth*, VII, Nr. 123, weiter Stengelius, *De iud. div.*, t. IV, c. 14, § 13 = J. P. Langius, *Democritus ridens*, ed. II., Ulm, 1689, 68f., Nr. 23 = *Doctae nugae Gaudentii Jocosii*, Sulzbach, 1710, 6f., M. Somma, *Cento racconti*, 3^a ed., Neapel, 1822, 322f., ferner *Anthropophytia*, VIII, 337 und 435f. und Welfelski, *Der Hodßba Nafreddin*, I, 15f. und 212, Nr. 29.

Zu dem Ausziehen des Dorns und dem darauffolgenden Hufschlag ist auf die äsopische Fabel, Halm, Nr. 334 zu verweisen (in der ihr bei Babrios entsprechenden Fabel 122 bestraft der Esel den Wolf auf eine minder schmerzhaft, aber dafür viel beschämendere Weise), dann auf die Fabeln in den verschiedenen Romulus=Texten, Hervieux, II, 769, Nr. 160 (Le Lion médecin), weiter — um allzu langatmige Aufzählungen zu vermeiden — auf L. Sudre, *Les sources du Roman de Renart*, Paris, 1893, 332f., Bolte=Polívka, III, 77, Chauvin, III, 56, J. de Vitry, 197, Nr. 152. In der äsopischen Fabel ruft der Wolf aus: »Recht geschieht mir: ich bin ein gelernter Fleischer, und jetzt habe ich auf einmal den Roßarzt machen wollen!« (bei Babrios: »... warum habe ich, obwohl ich nichts gelernt habe als das Fleischerhandwerk, Hinkende heilen wollen?«); in den Romulus= Fassungen macht sich der Wolf zum Vorwurf, daß er dem Pferde, gegen seinen Charakter, als Freund und Arzt genaht sei. Unser Märchen

¹⁾ Über die Übersetzungen von Steinhöwels Buch vgl. Bolte=Polívka, III, 77.

hat die Klage-erft zusammenfallend nach der ganzen Reihe von Mißgefchicken, die der Wolf erfahren hat, da aber der Wolf hier fiets bedauert, etwas übernommen zu haben, was er nicht gelernt hat, steht die Klage näher der alten Fabel als ihren Ableitungen.

Zu der Widder=Epifode hatten fchon Robert, *Fables inéd.*, I, CXXV und Grimm, *R. F.*, CCLXXVI auf den *Kalifab* und das *Pañtschatantra* verwiefen, Sudre, 337 übernimmt diefe Angaben, weiß ihnen aber nichts hinzuzufügen als die falſche Behauptung, die Erzählung des *Kalifab*, wo es ſich um einen Schakal (Fuchs) handelt, der aus Blutgier zwifchen zwei kämpfende Widder tritt und folchermaßen umkommt, habe in Europa, nachdem der Schakal durch den Wolf und die Blutgier durch das Motiv des Schiedsrichteramtes erſetzt worden ſei, »un grand nombre des variantes«. Vgl. Oesterley zu *Wendunmuth*, VII, Nr. 34, Chauvin, II, 87, Nr. 22B und III, 75, Hertel, *Tantrākhyāyika*, I, 129 zu II, 18, aber auch eine in das 481. Dschātaka eingefchadtelte Gefchichte (Dutoit, IV, 300f., Lüders, 93) und das 324. Dschātaka (Dutoit, III, 94f., Lüders, 308f., Winternitz, II, 108) ſamt feiner chineſiſchen Faſſung bei Chavannes, II, 296, Nr. 346.

Zu dem Meſſefingen des Wolfes vgl. Sudre, 242f., Bolte=Polívka, II, 206f., Dähnhardt, IV, 233f. und Ad. Graf, *Die Grundlagen des Reineke Fuchs*, Helsinki, 1920 (= *FFComm.*, Nr. 38) 89f.

59. Brandſtiftung. Nach Konrad Derrers Gefchichtenbuch, Nr. 4, a. a. O. 102.

Zu der Brandſtiftung durch Tiere vgl. Dschātaka 140 (I, 519f.), Dschātaka 404 (III, 384f., Chavannes II, 412f., Nr. 387, Schiefner=Ralfon, 350f., Nr. 43), Benfey, II, 346f. (I, 501f., II, 549, Hertel, *Tantrākhyāyika*, I, 130), St. Julien, *Les Avadānas*, I, 135f. Nr. 33 (= Chavannes, III, 145), W. S. Clouston, *Book of Sindibād*, 27f. (222, Chauvin, VIII, 74), J. Hinton Knowles, *A Dictionary of Kashmiri Proverbs and Sayings*, Bombay, 1885, 37. Als Nebenmotiv begegnet ſie in einer Reihe von Schwänken, über die Bolte in der *ZLV*, XXVII, 135=141 gehandelt hat.

Auch das klaſſiſche Altertum hatte aber derartige Gefchichten. So erzählt die 11. Fabel von Babrios:

Ein Mann bindet einem Fuchſe, um ſich an ihm wegen des Schadens zu rächen, den er ihm in feinen Weinbergen und Gärten angetan hat, brennendes Werg an den Schwanz. Ein Gott aber leitet den Fuchs in die Felder feines Peinigens, und deſſen ganze Ernte verbrennt. »Und nicht beſuchte Demeter ſeine Tenne.«

Ähnlich berichtet Ovid, *Fasti*, IV, 680f.:

In Carſeoli in Latium hat ein Kind einem Fuchſe, um ihn zu ſtrafen, brennendes Werg an den Schwanz gebunden, uſw. Die Erinnerung an die damalige Vernichtung der Ernte wird alljährlich bei den Cerealien durch die Hatz von Füchſen begangen, denen man Feuerbrände auf den Rücken bindet.

Vgl. den *The Corn-spirit as a Fox* betitelten Abſchnitt in Frazers *Golden Bough*, VII, 296f., wo auch auf Samſons Raſche an den Philiftern (Richter, 15, 4) hingewieſen wird.

60. Abt und Schäfer. Nach Konrad Derrer, 104, Nr. 10 mit Benützung der bei Bolte=Polívka, III, 220 gegebenen Überſetzung.

Vgl. Bolte=Polívka, III, 214=233 und Walter Anderſon, *Kaiſer und Abt* (*FFComm.*, Nr. 42), Helsinki, 1923.

61. **Das Fleischpfand.** Nach dem bei Th. Wright, *A Selection of Latin Stories*, 114f. gegebenen Texte, der auf zwei Handschriften der *Gesta Rom.* (*Catof Rom*, III, 214, Nr. 48 und 205, Nr. 48) beruht, f. Wesselski, *Mönchslatein*, 172f. und 248f. und Chauvin, VIII, 200f.

Genau so wie unsere Fassung erzählt Herrtage, Nr. 40 (*Catof Rom*, III, 254), während Dick, Nr. 168 und Oesterley, Nr. 195 statt Virgil einen namenlosen Philosophen haben, der dem verliebten Jüngling das Geheimnis seines Schlafes verrät. Ganz ausgefallen ist dieser Weise in der Fassung des *Dolopathos* (zit. Ausg. 63f.), wo dem Liebenden ein Zufall hilft, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Diese Erzählung ist um etwa einhundertfünfzig Jahre älter als der bis jetzt ältestbekannte Text der *Gesta*, der in dem Jahre 1342 niedergeschrieben ist, immerhin aber scheinen diese die Tradition treuer bewahrt zu haben als der Mönch von Haute-Seille, der in jeder Zeile literarische Ambitionen verrät. Dazu stimmt auch, daß er im Gegenfatze zu der Übung des Märchens, das sich begnügt, die Bosheit eines Menschen einfach festzustellen, ohne lange nach Gründen zu suchen, für den Geldgeber einen Anlaß konstruiert, daß er das Fleischpfand verlangt und auf ihm besteht: dieser Geldgeber ist nämlich bei ihm ein reicher Leibeigener (servus), dem der Jüngling einmal im Zorn einen Fuß abgehauen hat.

Daß der eigentliche Kern der Erzählung eine Rechtslage ist, die den Sieg der Aequitas über das Jus strictum, angewandt an dem Gesetze der zwölf Tafeln, darstellt, ist seit den Darlegungen Karl Simrocks, *Quellen des Shakespears*, 1831, III, 193f., 2. Aufl. 1872, I, 221f., die sich auf die Autorität Jacob Grimms stützen konnten, nicht mehr ernstlich bestritten worden (G. Huet in der *RTP*, XXIV, 310f.). Da ist es nun merkwürdig, daß sich der *Dolopathos* mit der glücklichen, freilich dem Rechtsstandpunkt Gewalt antuenden Lösung, der Gläubiger dürfe bei dem Ausschneiden des Fleisches kein Blut vergießen, nicht zufrieden gibt, sondern den Richter die zweite Forderung stellen läßt, es dürfe auch nicht mehr und nicht weniger als das vereinbarte Gewicht genommen werden, was dem Zwölf Tafelgesetze, das ausdrücklich sagt, auf etwas mehr oder weniger komme es nicht an, geradezu widerspricht. Da auch die als eine der Quellen für den *Merchant of Venice* geltende Novelle in dem *Pecorone* Giovanni Fiorentinos, die sich ansonsten von der Fassung des *Dolopathos* wesentlich unterscheidet — sie führt als Geldverleiher einen Juden ein —, dieses zwei Vorschriften auffällende Urteil hat, scheint an der alten Erzählung frühzeitig Kritik geübt worden zu sein. Daß es sich aber ursprünglich nur um das Verbot, Blut zu vergießen, gehandelt hat, geht wohl aus einem Märlein hervor, in dem der Schuldner vor der Exekution sein Blut verkauft, es findet sich schon in einer Handschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (*Catof Rom*, III, 161, Nr. 63, f. ferner ebendort, 168, Nr. 21 und Simrock, I, 240f.).

In der Form, wo dem Gläubiger verboten wird, auch nur ein Quentchen Fleisch mehr oder weniger als stipuliert zu schneiden, hat das Märlein Eingang gefunden in den 1493 gedruckten Meistergesang von *Kaiser Karls Recht* (K. Goedeke, *Grundriß*, 2. Aufl., I, 309f., f. die Bearbeitung Fr. Rückerts bei L. Hirschberg, *Rückert-Nachlese*, 1910f., II, 4f.), und diese Fassung, in der die Sache mit dem Fleischpfand nur einer von mehreren Rechtshändeln ist und die — in ihrer Gesamtheit — eine Parallele zu den Erzählungen bildet, die oben zu unserm 40. Märchen erwähnt worden sind, hat Benfey verleitet, für einen orientalischen (buddhistischen) Ursprung auch der Teilgeschichte von dem Fleischpfand aufzutreten, die er freilich nur in einer ganz jungen mohammedanisch-indischen Fassung dieser kompulatorischen Erzählungen nachweisen konnte. Simrock hat (I, 227f.) Benfey's Behauptungen entkräftet, und diese Darlegungen

haben von ihrer Beweiskraft nichts verloren, obwohl seither noch zwei persische Varianten bekannt geworden sind, wo der Rechtsfall des Fleischpfandes zusammen mit andern durch Urteile nach der Weise Schemjakas entschieden wird, sie stehen bei Noshervanji Kuka, 229f. und nach einem 1869 in Täbris erschienenen Buche bei G. L. Leszczynski, *Hikayat*, 1918, 81f. (hier stimmt die Einleitung zu J. Malcolm, *Sketches of Persia*, I, 99f.). Daß die Schnurre in Gladwin's *Persian Moonshee* nicht als Beweis für die orientalische Herkunft herangezogen werden kann, hat ebenfalls schon Simrock (I, 319) dargetan, heute läßt sich feststellen, daß eine große Zahl dieser 76 Geschichten aus europäischen Quellen stammt, und gerade diese hat in Europa eine stattliche Anzahl von Vorgängerinnen.

Die Reihe beginnt mit den *Divers propos memorables* von Gilles Corrozet, Paris, 1556, 62a:

In Konstantinopel borgt ein Jude einem Christen 500 Dukaten unter der Bedingung, daß er ihm anstatt der Zinsen (pour l'usure) am Verfalltage zwei Unzen Fleisches aus irgend-einem Körperteile schneiden dürfe. Der Christ bezahlt pünktlich, weigert sich aber, das Fleisch herzugeben. Der Jude zitiert ihn vor den Sultan, und dieser heißt den Juden, die zwei Unzen herauszuschneiden; bei Todesstrafe aber habe er sich zu hüten, mehr oder weniger zu schneiden. Daraufhin spricht der Jude den Christen seiner Verpflichtung ledig.

Diese Fassung ist in eine ganze Reihe von Büchern der verschiedensten Art unverändert oder in Übersetzung übergegangen, beispielsweise seien genannt: *Faceries et motz subtilz*, Lyon, 1559, 38a, *Thresor des recreations* (1611), Douay, 1616, 27, Favoral, *Les contes et discours facetieux*, Paris, 1615, 90, L. Garon, *Le Chasse-ennuy* (1628), Paris, 1641, 52, Roger Bontemps, Cologne, 1670, 337, M. Baraton, *Poesies divers*, Paris, 1705, 109, *Bibliothèque amusante*, Paris, 1753, 286, *Amusement curieux*, Rouen, 1787, 155, Th. Zwinger, *Theatrum humanae vitae*, Basel, 1586, VII, 1913 (wohl auch schon in den frühern Ausgaben), Zinkgraf, *Apophthegmata*, II, (1631), Amsterdam, 1653, 93, Chr. Lehmann, *Exilium melancholiae* (1643), Straßburg, 1669, 245, J. P. de Memel, *Neu-vermehrte- und augirte Anmuthige lustige Gesellschaft* (1656), Zippel-Zerbft, 1701, 303, C. A. M. v. W., *Neuaufgeputzter, Kurtzweiliger Zeitvertreiber*, 1685, 107, an Jesuiten-Literatur sind zu nennen M. Delrius, *Disquisitiones magicae* (1573), Venedig, 1605, II, 106, Jac. Pontanus, *Attica bestaria* (1615), Frankfurt, 1644, 368 (= *Gaudentius Jocosus*, 1710, 22), Engelgrave, *Lux evangelica*, I, 651, Casalicchio, *L'utile col dolce*, c. II, d. 5, a. 9, zit. Ausg. 275, Scipio Glareano (= Angelico Aprosio), *La Grillaia*, 1668, 206, M. Somma, *Cento racconti*, racc. 91, zit. Ausg. 226 f. Ganz für sich steht W. Bütner, *Epitome Historiarum*, 1576, 411a, wo die Geschichte in Prag lokalisiert ist und der Jude Ben Schlomo heißt.

Über ein galisches, ein bosnisches und ein slovenisches Märchen, in denen das Shylock-Motiv samt dem Eintreten der Gattin für den Schuldner verarbeitet ist, vgl. Köhler, I, 211f.; hierher gehörige norwegische Märchen erwähnt Reidar Th. Christiansen in den *FFComm.*, Nr. 40, 31, Nr. 890. Des weitern sind durch Veröffentlichungen der Wiener Akademie vier südarabische Texte bekannt geworden (*ZVV*, XVI, 458, XVII, 339, XXI, 195), und dies hat den Anlaß geboten, die alte Frage, ob die Urerzählung orientalischer oder europäischer Herkunft ist, neuerdings aufzuwerfen (N. Rhodokanakis in der *ZDMG*, LXI, 495), freilich ohne Erfolg.

*

Zu dem Schlafzettel — in der Version des *Dosopathos* ist es die Feder einer Nachteule, nocturne strigis penna, woraus der alte deutsche Übersetzer (*Astr. Bl.*, I, 143-148) »vedern von den wylden ruchen lüten« und eines »wylden mannes« gemacht hat¹⁾ —, dem Schlaforn,

¹⁾ f. oben S. 217.

der Schlafnadel usw., vgl. Köhler bei Gonzenbach, II, 209, ZVV, VI, 62 und *Kl. Schr.*, I, 261, Bolte, ZVV, XXI, 162 f., Bolte-Polívka, II, 346, n. 1 und vorher, weiter Celio Male-spini, *Ducento novelle*, Venetia, 1609, II, 9b, Behary Day, *Folk-Tales of Bengal*, 81 f., 251 f., Knowles, *Folk-Tales of Kashmir*, 199.

Zu dem Motiv des verchlafenen Liebesgenusses vgl. außer den eben zitierten Nachweisen Boltes Chauvin, V, 145, n. 1, VI, 122, H. Morlini *Novellae*, Paris, 1855, 148 (in nov. 76), ZVV, XV, 325 (kurdisch), XVIII, 169 (in einem von Hertel übertragenen kashmirischen Volksroman), endlich Chavannes, III, 294 f., Nr. 492 und eine Ballade in W. Scotts *Min-stressy* (Child, Nr. 43), deutsch von Willibald Alexis, IV, 170, W. Gerhard, 146, H. Lüdeke, 231.

62. Bauernschlauheit. Nach dem 19. Exemplum der *Disciplina clericalis* von Petrus Alfonsi, hg. v. A. Hilka und W. Söderhjelm, 1911, Kl. Ausg. 29, Gr. Ausg. 27, Chauvin, IX, 28.

Angesichts des riesigen Materials, das zu diesem Märlein vorliegt, sei auf die Angabe von einzelnen Fundorten verzichtet; Literaturzusammenstellungen geben außer den von Chauvin Genannten Chr. Waas, *Die Quellen der Beispiele Boners*, 1897 (Diff.), 55 f., S. Singer, *Schweizer Märchen*, 1. Fortsetzung, 1906, 90 f., A. Wesselski im *Euphorion*, XV, 11. Erwähnt sei nur noch eine Erzählung des *Toldoth Jeschu*, die unmittelbar der oben als Nr. 22 wiedergegebenen folgt:

So kamen sie denn in die Herberge, und Jesus fragte den Wirt: »Ist etwas zu essen da für diese?« Der Wirt antwortete: »Es ist nichts übrig als ein gebratenes Gänschen.« Jesus nahm die Gans und brachte sie ihnen und sagte: »Diese Gans ist zu klein, als daß sie von dreien gegessen werden sollte; gehen wir darum schlafen, und wer von uns den besten Traum haben wird, der wird die Gans allein essen.« Und sie legten sich nieder.

Mitten in der Nacht aber stand Judas auf und verzehrte die Gans. Und am Morgen, als sie alle aufstanden, sagte Petrus: »Ich habe geträumt, ich säße auf dem Sitze des Sohnes von Gott Schaddai.« Und Jesus sagte: »Ich bin jener Sohn des Gottes Schaddai, und ich träumte, du sitztest neben mir, und so übertriffst mein Traum den deinigen, und deshalb wird es an mir sein, die Gans zu verzehren.« Schließlich sagte Judas: »Ich habe im Traum die Gans selber gegessen.«

Und Jesus suchte die Gans, aber vergeblich; denn Judas hatte sie verzehrt.

Vgl. dazu S. Krauß, *Das Leben Jesu*, 1902, 162, der ebenso wie R. Clemens, V, 92 die Quelle nicht kennt und daher die Erzählung als eine Nachahmung der Geschichte von der wunderbaren Speisung bei Matthäus, 14, 15 anspricht.

63. Die Teilung. Nach dem 43. Exempel Juan Manuels, Knust, 188 f., Eichendorff, 143 f., vgl. Chauvin, II, 159.

Eine umfassende Unterfuchung des Märchens geben Bolte und Polívka, III, 355-363; dazu wären noch zu nennen *North Indian Notes and Queries*, Allahabad, 1891 f., II, 63 und der 196. der *Buadem-Schwänke* von Mehmed Tevfik (Th. Menzel in den *Beitr. z. Kenntnis d. Orients*, IX, 145 f.); zu den hierher gehörigen Tiermärchen vgl. Dähnhardt, III, 39 f., 69 f., 229, n. 2., weiter v. Löwis *Finn. Volksm.*, 140, Nr. 43 und Frobenius, *Atlantis*, III, 33, Nr. 13.

64. Die sieben Schwäne. Nach der Erzählung des siebenten Weifen im *Dosopathos*, hg. v. Hilka, 80 f., *Aftd. Bl.*, I, 128 f., f. Clouston, *Book of Sindibad*, 372 f. und Chauvin, VIII, 206 f.

Vgl. Bolte-Polívka, I, 432f., weiter Tegethoff, I, 52f. und 308f. und (wer Anhänger der Freudschen Schule ist) O. Rank, *Die Lobengrinssage*, 1911, 65f.

65. Lange Jahre – ein Augenblick. Nach der 21. der *Novelle antiche* in Gualteruzzis Text, f. D'Ancona, *Studj*, II, 102f.

Über diese Erzählungsgruppe, die im Gegensatz zu einer andern, wo ein langer Zeitraum als eine kurze Spanne Zeit empfunden wird – z. B. die Märlein von dem Mönche, der dreihundert Jahre lang dem Sange eines Vögleins lauschte –, Ereignisse eines Menschenalters in einen Augenblick zusammendrückt, haben außer Chauvin (II, 151, IV, 144, VII, 105f. und VIII, 113f.) gehandelt A. Wesselowsky in seiner Ausgabe des *Paradiso degli Alberti*, Bologna, 1867, I, p. 2, 263f., Köhler zu *Islendzk Aeventyri*, II, 167f., 202f., E. S. Hartland, *The Science of Fairy Tales*, London, 1891, 224f., A. Graf, *Miti, leggende*, II, 263f., 285, Köhler, II, 210f., Knust, *Conde Lucanor*, 331f., A. Borgeld in der *Tijdschrift voor nederl. taal- en letterk.*, XXVI, 145-203.

Nicht erwähnt sind noch F. M. Klinger, *Geschichte Giasars*, II, c. 1-19 (*Sämmtl. Werke*, 1842, V, 51-120), asch Schirwanî, *Naffhat al jaman* bei Reischer, 256f., R. Levy, *The Three Dervishes*, 158f., bin Gorion, *Born*, V, 223f., weiter *Catof Rom*, III, 83, Nr. 7 (Étienne de Bourbon), 94, Nr. 19, 416, Nr. 19, 536, Nr. 3, Haureau, IV, 245, Konr. Derrer, 108, Nr. 19, Michel Menot bei J. Nève, 17f. und Konrad Celtes, *Fünf Bücher Epigramme*, hg. v. H. Hartfelder, 1881, 32, Nr. 44 (die zwei letztgenannten von Albertus Magnus) und Oratio Toscanella, *I Motti, le facetie, argutie, burle*, Venetia, 1561, 65 a f.

66. Der Glaube verletzter Berge. Nach einem bisher nicht veröffentlichten Märlein der Handschrift *Harley 3244* des Britischen Museums (84a), die noch aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt (s. *Catof Rom*, III, 457f.).

Die bekannteste, weil am meisten zitierte Parallele zu dieser Geschichte, die, wie Edw. B. Tylor, wohl mit Recht, bemerkt (*Primitive Culture*, I, 368, Deutsche Ausg., I, 401), eine Pragmatifikation jener Metapher des Evangeliums darstellt, die den Glauben Berge verletzen läßt, ist die bei Marco Polo (Ausg. des fogen. *Milione*, Venezia, 1829, I, 27f., c. 19). Der venezianische Weltreisende, der sein Werk 1297 in dem Gefängnis von Genua einem Leidensgefährten in die Feder diktieren hat, erzählt, so wie unser Text, von einem frommen Schuster, der sich gemäß dem Spruch des Evangeliums beide Augen¹⁾ ausgestochen hat, auch bei ihm folgt der Herrscher, indem er die buchstäbliche Erfüllung der andern Evangeliumstelle verlangt, fremdem Rate, aber er ist kein sarazenischer Fürst schlechthin mehr, sondern der Chalif von Bagdad, und er bekehrt sich nach diesem Wunder zum Christenglauben. Überdies ist die Geschichte in dem Jahre 1225 fixiert.

Auch Vincentius von Beauvais, der etwa 1264 verstorbene Berater König Ludwig IX., der in großem Maße arabische Schriftsteller benützt hat, gibt in seiner Fassung im *Speculum historiale*, III, 11 (*Bibliotheca mundi*, Douai, 1624, IV, 1808) das Jahr 1225 an: Der Herrscher ist ein König der Tataren, Caliphus mit Namen, der Schuster ist einäugig, aber daß er sich das eine Auge selbst ausgerissen oder ausgestochen hätte, wird nicht behauptet.

Zwischen dieser Erzählung des französischen Polyhistor und der unserigen liegen noch

¹⁾ In andern Handschriften von Marco Polos Reisebeschreibung sieht er sich nur ein Auge aus.

mehrere Bearbeitungen. Die anscheinend älteste steht in der Handschrift *Arundel 231* des Britischen Museums, enthaltend eine Sammlung von Predigten, deren Verfasser alleamt vor 1250 verstorben sind (*Catof Rom*, III, 57f.), so daß sie, wenn nicht andere Gründe dagegen sprächen, älter sein könnte, als die der Handschrift *Harley 3244*. Die Fassung von *Arundel 231*, I, 36a, die ebenfalls noch nicht veröffentlicht ist, lautet in Übersetzung:

Ein Bischof wurde von Heiden gefangen genommen, und um sich zu überzeugen, ob er in seinem Glauben vollkommen sei, befahlen sie ihm, in dem Namen seines Gottes einen Berg wegzubewegen. Da er zauderte und sagte: »Ich werde Gott nicht versuchen«, sagten sie zu ihm: »Du hast also einen geringen Glauben an deinen Gott, wenn du nicht einmal einen Glauben von der Größe eines Senfkorns hast.« Und sie bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er das nicht tue. Das hörte ein Knabe, der ihm diente, und der sagte, von der Kraft des Glaubens entflammt: »Ich werde ihn in dem Namen Jesu Christi wegbewegen.« Und vor den Augen aller bewegte er den Berg weg, und voller Verwunderung nahmen sie den Glauben an.

Wegen der gleichartigen Einleitung folgte das Märlein der *Compilatio singularis exemplorum* (Tours, 162a f.):

Ein (anderer) Heide hatte Christen im Kerker und einen nahen Berg, der seinem Lande unbequem war, und so sagte er zu den Christen: »Euer Glaube sagt, daß wenn ihr einen Glauben habt wie ein Senfkorn, und ihr sagt diesem Berge: Begib dich ins Meer, so wird er sich dorthin begeben. Schafft ihr also diesen Berg nicht weg, so müßt ihr alleamt sterben.« Da rief der Bischof, der mit ihnen war und ihnen im Kerker die Beichte hörte, einen einäugigen Schuster, einen reinen, heiligen und jungfräulichen Mann, und schickte ihn mit dem Heiden zu dem Berge, und der Schuster sagte, der Berg solle sich ins Meer heben, und der Berg tat es.

Nicht gar lang vor seinem 1261 erfolgten Tode scheint Étienne de Bourbon seine Parallele niedergeschrieben oder die letzte Hand an ihren Text gelegt zu haben; er hat die Geschichte (*Anecdotes historiques*, 282f., Nr. 332) von einem Großen (a quodam magno) gehört. Der Herrscher ist durch einen rector oder iudex der Heiden ersetzt. Der Wundertäter ist ein Schmied, der mit seinem Hammer an den Berg schlägt, und dieser wandert, wie ihm befohlen, ins Meer. Etwa das gleiche erzählt die aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammende Handschrift *Royal 7 D. 1* des Britischen Museums, 63a, und dieser Text ist in das John von Hoveden zugeschriebene *Speculum laicorum* übergegangen (*Catof Rom*, III, 479, Nr. 13 und 390, Nr. 290): in diesen zwei Fassungen stehen der Sultan und seine Höflinge auf dem Berge, der ins Meer stürzt.

Ein neues Moment führt ein Predigtexemplar eines sonst unbekanntem Magisters und Mönches Gaudrin ein, das B. Haureau, IV, 48f. nach dem auch dem 13. Jahrhundert angehörenden Ms. 14952 der Pariser Bibliothèque nationale abgedruckt hat mit dem Bemerkung, daß in einer andern Pariser Handschrift dieselbe Geschichte ein ebenso unbekanntem Prediger, Lukas mit Namen, fast mit demselben Wortlaut erzählt. Dieser Gaudrin beruft sich auf eine schriftliche Quelle:

»Man lieft, daß ein bei Babylon wohnender Jude, weil er den Christen Schaden wollte, jenem Sultan erzählt hat . . .« Es folgt die Stelle aus dem Evangelium des Matthäus, dann der Befehl des Sultans. Der Patriarch von Jerusalem ordnet Fasten und Gebete an. Das Wunder tut wieder ein Schuster, der sich einst beide Augen ob des Ärgernisses, das sie ihm gaben, ausgerissen hat, und der Berg bewegt sich auf die Stadt Babylon zu. In ihrer Angst vor der Vernichtung der Stadt bitten der Sultan und die Sarazenen, den Berg zurückzurufen, und der Schuster willfahrt dieser Bitte.

Wir haben also im 13. Jahrhundert im Ganzen neun Versionen. Da sich davon zwei als Nachahmungen von Étiennes Fassung (oder als Ableitungen einer allen dreien gemeinsamen Quelle) herausgestellt haben, verbleiben noch sieben. Diese lassen sich, indem man angesichts

der gemeinfamen Jahreszahl und des gemeinfamen Vorkommens des Chalifentitels bei Marco Polo und bei Vincentius, obwohl ihn dieser als Namen gebraucht, für diese beiden Versionen einen gemeinfamen Ursprung annimmt, auf sechs vermindern. Für diese erhalten wir folgendes Schema:

1. Unsere Erzählung (Mf. *Harley 3244*): Alexandrien. Einäugiger Schuffer.
2. Gaudrin: Babylon-Jerusalem. Jüdischer Ratgeber. Augenloser Schuffer.
3. Vincentius und Marco Polo: Chalif. Augenloser Schuffer.
4. Étienne de Bourbon etc.: Heiden. Schmied.
5. Mf. *Arundel 231*: Bischof in heidnischer Gefangenschaft. Knabe.
6. *Compilatio sing. ex.*: Bischof in heidnischer Gefangenschaft. Einäugiger Schuffer.

Welche von diesen Geschichten gibt nun die Urform wieder? oder wie hat diese erzählt? Stammt sie aus einer der Gegenden, wo die eine oder die andere Fassung lokalisiert ist? Diese Fragen scheinen schon gelöst zu sein.

1894 hat nämlich Ja'kub Artin Pascha in der *Revue d'Egypte*, I, 12-22 aus einer arabischen Handschrift, einem »volume dépareillé ayant fait partie de l'histoire des Patriarches d'Alexandrie, rédigée par Sévère, évêque d'Admounein«, einen Abschnitt übersetzt, der als eine Parallele zu unserer Geschichte angesprochen werden kann. Da Viktor Chauvin in der *ZVV*, XIV, 316-318 einen (bis auf wenige Punkte) vollständig entsprechenden Auszug dieser außerordentlich weitführenden Erzählung gegeben hat, genügt eine kurze Feststellung der wesentlichsten Daten.

Ort: Kairo. Herrscher: al Ḥakim. Anstifter: sein Vezir, ein Jude. Bischof: der (koptische) Patriarch Abraham, residierend in Alexandrien (dieser Name, der außerordentlich wichtig ist, fehlt in Chauvins Auszug). Wundertäter: der aus dem bekannten Grunde einäugige Schuffer Simeon. Tag des Wunders: Der 6. des Monats Kiak. Jahr: augenscheinlich das Todesjahr Ḥakims. Der bewegte Berg: Moqaṭṭa' oder Moqaṭṭam.

Vertragen nun diese so genauen Angaben eine historische Prüfung? Wir wollen diese an der Hand von F. Wüstenfelds *Geschichte der Fatimiden-Chalifen nach den arabischen Quellen*, II. Abt., 1881 (*Abh. d. kgl. Ges. d. Wissenschaft. in Göttingen*, XXVII) und von Alfr. v. Guttschmids *Verzeichnis der Patriarchen von Alexandrien (Kleinere Schriften*, 1889f., II, 395-525) vornehmen. Das Ergebnis ist:

Al Ḥakim, geboren 985, hat zwar die Christen verfolgt, ebenso aber auch die Juden. Er hat von 996 bis 1021 regiert (1011 begannen die Christenverfolgungen), aber in diesen ganzen fünfundzwanzig Jahren war nie ein Jude Vezir. Patriarchen waren in dieser Zeit Philotheos (979-1003) und Zacharias (1004-1032). Severus, der Bischof von Uschmunain in Oberägypten, der noch ein Zeitgenosse von Philotheos war, mag Ḥakims Regierungsantritt noch erlebt haben, seine Patriarchengeschichte aber reicht nur bis zu dem Tode des Patriarchen Sanythios I. (880), schließt also etwa hundertundvierzig Jahre vor dem angeblichen Ereignis, das Ja'kub Artin Pascha aus dieser seiner Patriarchengeschichte übersetzt haben will.

Diese Erzählung Ja'kub Paschas ist also apokryph, und es bleiben nur zwei Möglichkeiten ihrer Entstehung: entweder hat sie ihr unbekannter Verfasser einfach erfunden, oder sie ist ein in Unkenntnis der geschichtlichen Tatsachen unternommener Versuch, eine überlieferte Legende an andere Personen der Geschichte zu knüpfen.

Nun hat Severus Nachfolger gefunden, die sein Geschichtswerk fortgesetzt haben, und diese Fortsetzungen wurden seiner Patriarchengeschichte angehängt, dieses Sammelwerk hat Euseb. Renaudot in seiner *Historia Patriarcharum Alexandrinorum Jacobitarum*, Paris,

1713 unter stetigem Vergleiche mit andern arabischen Historikern bearbeitet. Soweit das Buch von Severus reichte, ist er, wie er sagt (332), diesem gefolgt, von da an, nämlich von dem Amtsantritt des Patriarchen Chail III., hielt er sich an die von dem Bischof Michael von Tanis angefertigte Fortsetzung (322: loquitur jam Michael episcopus Tanis), die 1046 mit dem Tode des Patriarchen Sanythios II. abschließt und 1051 beendet worden ist (414), also auch al Hakims Regierungszeit umfaßt. Aus dieser erzählt Bischof Michael natürlich nichts, was irgendwie an die Geschichte Ja'kub Paschas erinnern würde, ganz Ähnliches aber berichtet er aus der Zeit der Regierung von al Hakims Großvater, dem Eroberer Ägyptens al Mu'izz. Diesmal wollen wir mit der Prüfung der geschichtlichen Daten beginnen, wie sie Renaudot zumindest zum Teil nach dem Bischof von Tanis mitteilt:

Renaudot, 353f.: In dem Jahre der Hidhra 362 kam al Mu'izz . . . nach Ägypten, und Kairo ward der Sitz des Fatimiden-Reiches. — Al Mu'izz ist am 25. Scha'ban 362 in Alexandrien angekommen und in den ersten Tagen des Ramadhän (Juni 973), nicht in die Altstadt Fostat, sondern in die vier Jahre zuvor neugegründete Stadt Kairo eingezogen.

Renaudot, 367: Bei al Mu'izz bekleidete die Stelle eines Ratgebers ein Jude, Abu Yacoub Ebn Kalas, den er aus Afrika (sc. Marokko) mitgebracht hatte und den er liebte, weil er auf seine Ermahnung den mohammedanischen Glauben angenommen hatte. — Es handelt sich um den ägyptischen Juden Abu'l Farag Ja'kub ibn Jusuf ibn Killis, der, noch in Ägypten Mohammedaner geworden, zu al Mu'izz nach Marokko entflohen und mit diesem zurückgekommen war, 363 hatte ihn al Mu'izz zu einer Art Finanzminister ernannt, und Vezir war er auch noch unter al Mu'izzs Sohn, dem Chalifen al 'Aziz. — Der koptische oder jakobitische Patriarch war damals Ephraem, der vom 19. September 975 bis 2. Dezember 978 regiert hat, al Mu'izz ist am 23. November 975 gestorben: die zu erzählenden Dinge müßten sich also zwischen dem 19. September und dem 23. November 975 zugetragen haben.

Nachdem der Bischof von Tanis berichtet hat, wie Severus, der Bischof von Ufchmunain, eine Glaubensdisputation mit einem Freunde von ibn Killis, einem Juden, Moses mit Namen, die vor al Mu'izz vor sich gehen sollte, abgelehnt hat, fährt er fort:

Man erzählt außerdem, daß al Mu'izz, angetrieben durch geheime Mächenschaften jener Juden, Ephraem zu sich beschied und ihn gefragt hat, ob wirklich im Evangelium geschrieben sei, daß die, die einen Glauben hätten wie ein Senfkorn, durch das Wort allein bewirken würden, daß ein Berg ins Meer geworfen werde. Als Ephraem dies bejahte, befahl er ihm, ein solches Wunder in seiner Gegenwart zu tun, unter der Drohung, er werde, wenn das nicht zutrefte, den christlichen Namen austilgen. In dieser argen Zwangslage forderte der Patriarch eine Frist von drei Tagen.

Er berief die Geistlichen und auch etliche Mönche aus dem Wadi Habib, die damals nach Fostat gekommen waren, und befahl ihnen allensamt, diese drei Tage in der Kirche im Gebete zu verharren, er selber verbrachte die ganzen drei Tage fastend, stehend, weinend und Gott mit Gebeten beschwärend, so daß er sich vor allzu großer Ermattung kaum vom Flecke rühren konnte. Zusammengekommen aber waren alle in der gemeinlich Mo'allaga genannten Kirche in Qasr ash Sham'a. Bei Anbruch des dritten Tages aber fiel der Patriarch, gebrochen durch die Fasten, die Nachtwachen und das unausgesetzte Beten, nieder und schlief ein wenig ein. In einem Traume erschien ihm die Jungfrau und Gottesmutter und befragte ihn um die Ursache seines Kummers. Als er geantwortet und die Drohung des Sultans, die Christen zu vernichten, berichtet hatte, hieß sie ihn, gutes Mutes zu sein, aufzustehen und durch die auf die Hauptstraße führende Tür hinauszugehen, ihm werde ein Einäugiger begegnen, der Gefäße trage, und dieser werde das Wunder, das der Fürst verlange, vollziehen.

Sofort eilte der Patriarch weg, und er fand den ihm in dem Traumgesichte bezeichneten Mann, und er hielt ihn an, und als sich der einen Sünder nannte, erzählte er ihm die ihm gewordene Offenbarung, hielt ihm das Kreuz vor und befahl ihm, bei Strafe des Kirchenbanns, zu sagen, wer er sei. Schließlich gefand der Mann, das Auge, das ihm fehle, habe

er sich gemäß dem Evangelium ausgerissen, weil er die Augen gegen Gottes Gebot auf unerlaubte Dinge gewandt hatte, und er habe es für besser gehalten, einäugig ins Paradies einzugehen als mit beiden Augen in die Hölle geworfen zu werden, er habe sich einem Färber verdungen und arbeite den ganzen Tag, und sich behalte er nichts als Brot, und den Rest verteile er an die Armen, und für diese schöpfe er des Nachts Wasser, und die übrige Zeit verwende er auf das Gebet. Und er bat den Patriarchen, dies niemand mitzuteilen, und fügte bei, er solle ruhig zu al Mu'izz gehen und mit Kreuzen, Evangelien und Rauchfässern zu dem Berge vordringen, so daß die Christen hier, die Muselmanen dort stünden, und er werde hinter ihm in der Schar sein, auf daß ihn niemand erkenne; dann müßten alle eine lange Zeit Kyrie eleison rufen und sich zu Boden werfen, und nachdem sie dies dreimal getan hätten, solle der Patriarch gegen den Berg das Kreuzeszeichen machen, und er werde Gottes Glorie sehen.

Alles dies wurde befolgt, und nachdem al Mu'izz mit seinem Vezir und seinen Hofleuten und einer großen Menschenmenge an den Ort gekommen und die Gebete samt dem Kreuzeszeichen gesehen waren, begann sich der Berg von seinem Orte zu bewegen, und in ihrem Schrecken darob begannen die Mohammedaner zu rufen: »Allah akbar: es ist kein Gott außer dir!« So wurde denn der Patriarch entlassen und von seiner Furcht entledigt, und der fromme Mann, der hinter ihm gewesen war, wurde niemals wieder gesehen.

Nun stellte al Mu'izz dem Patriarchen einen Wunsch frei, und als dieser erklärte, er wüßte nichts sonst als das Wohlergehen des Fürsten und daß er seinen Feinden obliege, befahl er ihm, trotzdem etwas zu verlangen, und so verlangte der Patriarch die Erlaubnis, die Kirche des hl. Mercurius in Fostat wiederherzustellen, weil es seit ihrer Zerstörung den Christen nicht möglich gewesen sei, sie wieder zu errichten, und die gleiche Erlaubnis heischte er für die Kirche Mo'allaga, die zum Teile vernichtet, zum Teile baufällig war. Al Mu'izz gewährte beide Wünsche und befahl, die Erlaubnis schriftlich auszufertigen und das für die Ausgaben nötige Geld aus dem Staatschatz beizufestellen. Die Schrift nahm der Patriarch an, das Geld aber weigerte er sich anzunehmen.

Nun aber machten die Mohammedaner die größten Anstrengungen, die Wiederherstellung der Kirche zu vereiteln, denn ihr äußerer Teil war in einen Markt verwandelt worden, und sie erklärten, sie würden nicht dulden, daß auch nur ein Stein gerückt würde. Da befahl al Mu'izz seinen Soldaten, zu helfen und die Grundmauern des neuen Gebäudes zu legen. Als die Erde ausgehoben wurde, sprang ein mohammedanischer Mönch in die Grube und schwor, er werde sich lieber unter der Erde und den Steinen begraben lassen, als daß der Bau erstehen sollte. Al Mu'izz aber befahl, ihn an Ort und Stelle mit Steinen zu verschütten, und durch die Bemühungen des Patriarchen wurde er halbott herausgezogen. Seither wagte niemand mehr, gegen das Verbot des Fürsten zu sprechen oder zu handeln.

Daß al Mu'izz bei dem Neubau der Mo'allaga, den einige Fanatiker verhindern wollten, selber auf dem Platze erschienen ist und in seiner Gegenwart die Grundmauern hat legen lassen, steht als historische Tatsache ebenso fest, wie daß er die Erlaubnis zu dem Neubau dieser Kirche und der des hl. Mercurius dem Patriarchen Ephraem gegeben hat (vgl. Wüstenfeld, 35f. und Cl. Huart, *Geschichte der Araber*, überf. v. S. Beck und M. Färber, 1914f., I, 344). Was also der Bischof von Tanis berichtet, fügt sich genau in die Geschichte ein. Die Wundererzählung, deren Legendenscharakter auch durch die Namenlosigkeit sowohl des einäugigen Frommen, als auch des Berges zum Ausdruck kommt, leitet er mit den Worten ein: »Man erzählt«, bezeichnet sie also selber nicht als Geschichte, sondern als Überlieferung. Seine Darstellung gibt uns denn die Legende in jener Gestalt, wie sie in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts wenn schon nicht an dem Orte des Wunders selber, so doch mindestens in dem allerdings fast zweihundert Kilometer entfernten Alexandrien lebendig war.

Renaudot sagt (370), diese Geschichte erzähle auch als durchaus bekannt der Autor des *Chronicon orientale*. Dieses ist 1259 von Buṭrus ibn ar-Rahib, der 1270 Diakon an der Mo'allaga war, verfaßt worden. Assemani hat die lateinische Übersetzung, die ein syrischer Maronit 1651 herausgegeben hat, nach dem von diesem benützten Kodex, der aus dem Jahre 1307 stammt, revidiert, nach dieser Ausgabe, Venedig, 1729, 94 lautet die Darstellung ar Rahibs:

Al Mu'izz zog den Patriarchen Ephraem oft in sein Schloß und überhäufte ihn mit Ehren und Verehrung. Aus Neid darob sagte einmal der Oberste der Juden zu al Mu'izz: »Ist ein Mann, dessen Glaube nicht so ist wie ein Senfkorn, würdig, daß er in dem Rate des Chalifen sitze?« Darum befahl al Mu'izz dem Patriarchen, entweder nach dem Satze des Evangeliums einen Berg zu bewegen oder seinen Glauben zu lassen, und der Patriarch bat um eine Frist von drei Tagen. Und er und alles Volk begaben sich in die Kirche Mo'allaqa und fasteten alleamt in dieser Nacht, und der Patriarch freute sich. Und es erschien ihm die Herrin Maria von der Säule und sagte zu ihm: »Gehe in die Drehslergasse in Qasr asch Scham'a, und wer dort mit einem Krüge Wasser auf der Schulter vorbeikommen wird, durch dessen Hände wird euer Heil kommen.« Weil aber dieser Teil der Geschichte bekannt ist, lassen wir ihn jetzt weg. Und er fand ihn und nahm ihn mit, und die Mohammedaner, die Juden und die Christen versammelten sich bei dem Berge bei der Elefantenschwemme, und bei dem Gebete der Christen wurde der Berg abgeschnitten und fiel in Gegenwart des Chalifen und all dieser Völker. Und das ist ein Auszug dieser wohlbekannteren Geschichte.

Diese Version, die, leider mit erheblichen Kürzungen, die Form darstellt, in der die Legende um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Kairo erzählt wurde, trifft sich in einem Punkte mit der von Ja'kub Aršin Pascha veröffentlichten Fassung, dort heißt es nämlich (22):

Was den Berg betrifft, so nannten ihn die Ägypter Moqatt'a, d. i. abgeschnitten, und sie nennen ihn auch Moqattam, d. i. zerschnitten, denn vorher war sein Gipfel in einem und ohne Risse, aber (in dem Augenblicke des Wunders) teilte er sich in drei Abschnitte, und die setzten sich nacheinander in Bewegung, so daß zwischen ihnen je ein Raum von etwa zwanzig Ellen blieb. Dergefalt ist das Wunder bis heute den Christen augenscheinlich und unlegbar geblieben.

Aus dieser Stelle, aus dem Schlusse von ar Rahibs Version, aber auch aus dem letzten Satze der oben übersetzten Version aus dem Ms. *Harley 3244* scheint sich zu ergeben, daß zu der ursprünglich mit der Bildung der Legende verfolgten Absicht, das Wort des Evangeliums von dem bergverletzenden Glauben zu bewahren, später noch eine Art ätiologischen Moments gekommen ist: man wollte die Gestalt des Berges erklären. Auf dem Moqattam ist übrigens wahrscheinlich al Hakim ermordet worden, und damit war wohl für den von Ja'kub Pascha übersetzten Erzähler der Anlaß gegeben, diesen in die Legende einzubeziehen, was er allerdings auf die ungeschickteste Weise getan hat. Der Patriarch Abraham nämlich, der mit dem Schuster zusammen das Wunder bewirkt, ist kein anderer, als der Patriarch Ephraem, der, nach Bischof Michael, auch Abraham hieß (Renaudot, 366: Ephraem, qui alio nomine Abrahamus appellatur), der aber bei Hakims Geburt schon zehn Jahre tot war.

Ja'kub Paschas Darstellung schließt mit der Behauptung, auch die Muselmanen glaubten die Geschichte, Renaudot hingegen stellt (370) fest, daß sie sich weder bei Elmacinus (Girgis ibn al Makin, † 1273, vgl. Brockelmann, I, 348), noch bei Makrizius (Abu 'I' Abbas ibn al Maqrizi, † 1442, vgl. Brockelmann, II, 38) findet, »worüber man sich bei Mohammedanern nicht zu verwundern braucht«. Von christlichen Schriften, die von einem solchen Wunder berichten, nennt er die *Historia Catholicorum Nestorianorum*, also wohl die von 'Amr ibn Matta verfaßte, die H. Gismondi mit andern nestorianischen Geschichtsquellen Rom, 1896f. herausgegeben hat (mir nicht zugänglich), weiter Marco Polos Reisebeschreibung und schließlich als einziges der den Gegenstand behandelnden jüngern griechischen Bücher das Ἐγγχειριδιον περι τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον εὐρισκομένων Ἑλλήνων von Christophoros Angelos, Canterbury, 1619. Auch von dieser Erzählung (κεφάλ. κς., 24-26) sei ein Auszug gegeben:

Vor etwa sechzig Jahren (also um die Mitte des 16. Jahrhunderts) haben die Juden von Kairo den πασιλας, den Pascha, dessen Geldgier ihnen bekannt war, nicht nur auf jene Stelle bei Matthäus, sondern auch auf Markus, 16, 18 aufmerksam gemacht, wo es heißt: »Wenn sie etwas Tödlisches trinken, wird es ihnen nichts schaden.« Diese Probe beschließt der Pascha zuerst zu machen, und zwar an dem (griechischen) Patriarchen. Da ihm aber die Juden

fagen, das Kreuzeszeichen habe magische Kraft, so daß es dem Gifte die Wirklichkeit nehme, verbietet er ihm, das Kreuz zu machen. Folgt auf Befehl des Patriarchen ein dreitägiges Fasten und Beten. Bevor er dann den Giftbecher an den Mund setzt, fragt er den Pafcha, wo er trinken solle: hier, oder dort, oder da, oder an dieser Seite, und dabei berührt er den Becher an vier Stellen, macht also, ohne daß es der Pafcha merken würde, das Kreuzeszeichen. Nachdem er den Becher geleert, schwenkt er ihn mit Wasser aus, dann bittet er den Pafcha, er möge einem der anwesenden Juden befehlen, das wenige Wasser, das sich nun in dem Becher befindet, zu trinken. Der Jude weigert sich, wird aber gezwungen, kaum hat er getrunken, ist er auch schon tot!).

Nun veranlassen die Juden den Pafcha zu der andern Probe. Wieder dreitägiges Gebet, dann befiehlt der Patriarch dem Berge im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, heranzukommen, der Berg tut es, und der Pafcha muß den Patriarchen bitten, dem Berge Einhalt zu tun, der sonst über die Volksmenge hinweggehen würde. Von dieser Zeit an hat der Berg den Namen $\sigma\tau\eta\theta\iota\ \delta\omicron\rho\omicron\varsigma$, *Stehberg*, oder in türkischer Sprache $\delta\tau\omicron\upsilon\delta\delta\tau\alpha\gamma$ (= *dur dagh*). Der Pafcha befiehlt dem Patriarchen, die Juden insgefamt durch seine Griechen umbringen zu lassen, aber der Patriarch begnügt sich, ihnen als Strafe aufzuerlegen, daß sie das Wasser des nahen Flusses fortan auf ihre Koffen in die Stadt schaffen müßten.

Von dem Ἐγγεϋϋϋϋϋϋϋϋϋ ist, besorgt von einem gewissen Georgius Phelevius, 1655 in Frankfurt eine lateinische Übersetzung erschienen unter dem Titel *Status et ritus ecclesiae graecae*, auf ihr beruht die deutsche Übertragung, die in das schon zu unserm 37. Märchen zitierten *Af-Koranum Mahumedanum*, 803-928 aufgenommen worden ist (unsere Erzählung steht hier 864-868, in der lateinischen Ausgabe 46-52).

Renaudot schließt sein Literaturverzeichnis mit den Worten: »Diese vielen Zeugnisse von Orthodoxen, Jakobiten und Nestorianern, die einunddaselbe Mirakel, aber mit verschiedenen Zeit- und Ortsumständen sich zuschreiben, müssen eher den Argwohn verstärken, als Glauben erwecken.« Von den katholischen Fassungen kannte er keine.

Ist nun die älteste Version, als die wir die des Bischofs von Tanis erkannt haben, geeignet, bei der Untersuchung der im Eingange erwähnten europäischen Fassungen einigermaßen zu helfen? Nun, da sie die alexandrinische Legende von einem Wunder mitteilt, an dem ein Patriarch von Alexandrien beteiligt war, bezeugt sie einmal die richtige Überlieferung des um zwei Jahrhunderte jüngeren Märleins der Handschrift *Harley 3244*, das als einziges der europäischen in Alexandrien lokalisiert erscheint, dann aber auch, von der Örtlichkeit abgesehen, die Quellentreue des Predigtexemplars des Magisters Gaudrin, das den jüdischen Anstifter ebenso hat wie der Bischof von Tanis. Aber für dieses Exempel ist aus der ägyptischen Tradition noch etwas zu holen. Fostat ist nämlich an der Stelle erbaut, wo einstmals das sogenannte ägyptische Babylon lag, und das Stadtviertel Qasr alch Scham'a ist heute noch von Resten der Mauern des alten römischen Kastells von Babylon umschlossen. Auch ist der Name Babylon keineswegs mit der Gründung der Stadt Fostat verschwunden: Boccaccio nennt Saladin den Sultan von Babylon, gerade so wie es der Infant Juan Manuel tut (s. unser 16. Märchen), und noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts nennt der später zu erwähnende Franziskaner Suriano als eine der drei Städte, die Kairo umfaßt, Babylon. Nun begreifen wir es, wie Gaudrin von einem Sultan von Babylon spricht, durch diese Feststellung der Örtlichkeit aber haben wir, auch ohne die im übrigen durchaus wahrscheinliche Annahme eines Schreibfehlers, der aus dem Patriarchen von Alexandrien einen von Jerusalem gemacht hätte, in dem auch die jüdische Anstiftung enthaltenden Predigtmärlein Gaudrins oder besser gesagt, in seiner Vorlage — man erinnere sich, daß Gaudrin beginnt: *Legitur de quodam Judaeo* — jene

¹⁾ Diese Geschichte beruht auf der Legende von dem Gifttrank des Apostels Johannes, s. Lipsius, *Die apokryphen Apostelgeschichten*, I, 479-481 (vgl. auch 484 f., 426, 428 f. etc.).

europäische Version, die aus der alexandrinischen Tradition das meiste aufgenommen hat, ihr also am nächsten steht.

Wie ist aber der Schuster in die Legende gekommen, den in der orientalischen Tradition erst die sicher ganz junge Handschrift anführt, die Ja' kub Pafcha benützt hat?

Da sei die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, das der erste, von dem Apostel Markus eingefetzte Patriarch von Alexandrien ein Schuster war, Anianus mit Namen, von dessen frommem Bekenntnis zu einem einzigen Gotte, wie es die Markus-Akten schildern (Lipius, II, 2, 332f., 343f.), kein alexandrinischer Kirchenhistoriker zu berichten verabsäumt, Severus und ar Rahib berichten diese Legende gerade so wie Eusebius und Eutychius, und um jene Zeit hatte eben erst Petrus Damiani wieder einmal von dem gläubigen Schuster in Alexandrien erzählt. Daß hier die eine Überlieferung in die andere eingedrungen ist, kann niemand verwundern.

Denn das ist erst eine Etappe, es dauerte nicht lange, so war der aus dem einäugigen Färber entstandene einäugige Schuster ohne Rücksicht auf den argen Anachronismus – ein Jahrtausend mußte übersprungen werden – mit dem Schuster Anianus zusammengelassen, der der erste Patriarch von Alexandrien war. In dieser Gestalt scheint die Legende zum ersten Male in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufzutreten, ihr vielleicht erster Erzähler ist der Venezianer Pietro de' Natali (Petrus de Natalibus), Bischof von Jesolo. In seinem *Catalogus sanctorum et gestorum eorum* handelt das 19. Kapitel des 4. Buches (Vicentiae 1493, F 7 a) De sancto Aniano episcopo et confessore, dieses schildert,

wie der reiche Kaufmann Anianus durch einen Schiffbruch um sein Vermögen kommt, wie er in Alexandrien bei einem Schuhflicker dessen Gewerbe erlernt, wie er nach dessen Tod die Sorge für das hinterbliebene Kindlein übernimmt und wie der hl. Markus zu ihm kommt. Dann folgt das Ausstechen des Auges, das ihn geärgert hat, weiter der Auftrag des von den Juden angeführten Königs von Babylon wegen des Berges. Ein Engel enthüllt dem Bischof, dazu sei nur der einäugige Anianus imstande usw. Der König läßt sich mit all seinem Volke taufen und baut die Hauptkirche Babylons zu Ehren der hl. Maria und sonst noch mehrere Basiliken. Als der hl. Markus wiederkommt, gibt er dem Schuhflicker das Augenlicht wieder und bestellt ihn zu seinem Nachfolger.

Nach Pietro de' Natali, der übrigens seine Angaben vielleicht aus den noch ungedruckten Heiligenbiographien des Dominikaners Pietro Calo geschöpft hat, erzählt Johannes Geiler (von Keifersberg) im *Evangelibuch*, Straßburg, 1515, 70b f. (*Evangelia*, Straßburg, 1517, 73b f.) und nach Geiler Pauli, Nr. 683, unmittelbar auf Natali beruft sich Abraham a Sta Clara, *Judas*, Salzburg, 1710, I, 88f. Auf dem *Speculum historiale* beruhen Joh. Herolt, *Promptuarium exemplorum*, lit. F, ex. 6 (Venedig, 1613, 711), Pelbart (Katona, 82), *Magnum Speculum exemplorum*, vo Fides, ex. 1, Douai, 1614, 354, auf Marco Polo gehen zurück Giov. Villani, I, VII, c. 46 (*Croniche*, Triest, 1857, I, 131f.), Bernardinus de Bustis, *Rosarium*, I, 98 (f. Bolte zu Pauli, Nr. 683) und Abraham a Sta Clara, *Judas*, III, 392f. (nach Joan. Bapt. Rufius), nach der Fassung Étienness de Bourbon erzählt der hl. Bernhardin v. Siena in sermo IV des *Quadragesimale de religione christiana, Opera omnia*, Leiden, 1650, I, 19 (Text arg verdorben; das Wort faber ist ausgefallen, aber der Hammer ist geblieben), Olivier Maillard, in dessen *Quadragesimale, sermo 7, Sermones*, Leiden, 1503, 102a ein bonus vir simplex irgendwo das Wunder wirkt, gibt als Quelle die *Historia scolastica* an, aber bei Petrus Comestor ist nichts Ähnliches zu finden.

Dieses Märlein mit der ursprünglich ägyptischen Lokalisierung ist natürlich nicht das einzige, das die Evangeliumstelle von dem bergverletzenden Glauben verwertet. Einiger-

maßen rational ist eine jüngere Erzählung in dem *Mf. Q. 59* der Bibliothek der Kathedrale von Worcester, das J. Th. Welter, *Speculum laicorum*, Paris, 1914, 134 abdruckt:

Ein Prediger begegnete einmal einem Juden, und der sagte zu ihm: »Herr, euer Glaube ist unnütz, denn wenn ihr Glauben haben und diesem Berge sagen werdet: Hebe dich von hier und stürze dich ins Meer, so wird er es tun, und ich bitte dich, sage diesem Berge in unserer Nähe: Stürze dich ins Meer!« Antwortete der Prediger: »Sicherlich, du sprichst die Wahrheit: der Glaube hat eine solche Kraft in sich, aber, du siehst, auf dem Berge sind die Weingärten der Armen, und stürzte er sich ins Meer, so wäre das zu dem Schaden jener, denen die Weingärten gehören, und darum dürfen wir es nicht sagen.«

Jünger ist auch das Exempel Bromyards (F, 4, 25) von den fünf Gefangenen, die sich einem sarazenischen Großen erbötig machen, einen Berg zu bewegen, der denn auch samt den Ungläubigen, die auf ihm reiten wollen, ins Meer stürzt — nach diesem und dem unmittelbar folgenden Exempel erzählt Pauli in Nr. 684 und in dem ersten Satze von Nr. 685 —, jünger auch die Fassung des 99. Stücks (nach der Zählung von Gayangos) in dem *Libro de los Exemplos* (*Escritores en prosa ant. al siglo XV*, 471), älter aber die Legenden von Gregorius dem Wundertäter, dem hl. Patrick usw. (J. P. Toldo in den *Studien z. vgl. Litgesch.*, VIII, 63, 66, H. Günter, *Die christl. Leg. des Abendl.*, 1910, 79, Bolte zu Pauli, Nr. 685). Keine von ihnen aber hat es weiter als zu gelegentlichen Erwähnungen in Legendensammlungen gebracht, während die kairinisch=alexandrinische Tradition bis in die letzten Jahrhunderte lebendig geblieben ist, hat sie doch noch Friedrich Bodenstedt, in dem Gedichte *Harun und Habakuk*, verarbeitet (*Gef. Schriften*, 1865, t., X, 31=52).

Auch die Mohammedaner haben eine ähnliche Überlieferung: zu seinem Auszug aus Ja' kub Artin Paschas Text zitiert Chauvin eine Erzählung aus al Abschihis *Mostatraf* (Ausg. v. Rat, II, 705), und Herbelot gibt in seiner *Bibliothèque orientale*, Paris, 1697, 316, augenscheinlich nach as Sag'awendi († 1165), *Ain al ma'ani* folgende Mahnung des *Hadit* wieder:

Wenn ihr erzählen höret, ein Berg habe seinen Ort gewechselt, so möget ihr das glauben, sagt man euch aber, ein Mensch habe seine Sitten geändert, so glaubt es nicht, weil er immer wieder zu seinem Wesen zurückkehren wird.

Ob bei der Entstehung der Erzählung des *Mostatraf* und der Lehre des *Hadit* die christliche Legende oder auch nur jener Vers des Evangeliums mitgewirkt hat, bleibe dahingestellt, wohl sicher aber besteht eine solche Einwirkung bei der bekannten Geschichte von Mohammed, der wir das geflügelte Wort verdanken: »Wenn der Berg nicht zum Propheten kommen will, so muß der Prophet zum Berge gehen.« Dieses habe ich (*Der Hodscha Nasreddin*, II, 190f.) auf das *Mohammed* betitelte Stück in Hebels *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes* (1819) zurückgeführt, für das ich als Quelle Hagedorns Gedicht *Mahomet und der Hügel* annahm. Jetzt sehe ich, daß das Wort schon früher als geflügelt gelten kann: in den *Impromptus*, die Jean Paul 1812 im *Taschenbuch für Damen* veröffentlicht hat, spricht er von den »verschiedenen Arten von Bergen, die zum Propheten Muhammed kommen«, andererseits hält es H. Heine noch 1833, in der allerdings zuerst für französische Leser französisch geschriebenen *Romantischen Schule* (II, 1), für notwendig, die »mohammedanische Sage« zu erzählen. Woher aber hatte Hagedorn die Legende oder, wenn man will, die Schnurre? hat sie eine mohammedanische Quelle?

Die Biographen Mohammeds verlagen alle miteinander, auch D'Anconas Aufsatz *La Leggenda di Maometto in Occidente* (*Studj*, II, 165=308) gedenkt ihrer nicht mit einem Wörtlein, und Al. Sprenger geht über sie mit einem Hinweis auf einen hier sicherlich bedeutungslosen Koran-Vers rasch hinweg. Hertslet (und nach ihm der Büchmann) führt ein spanisches Sprichwort und einen Satz aus einem Briefe von Antonio Perez an, dann aber auch

eine Stelle in Bacons Essay *Of Boldnesse*, wo das Apophthegma wirklich erzählt wird, dieser Essay scheint, da es sich um einen Hiff handelt, Hagedorns Quelle gewesen zu sein. Als solche kommt jedenfalls nicht in Betracht die kurze Erwähnung in Stephan Gerlachs *Türkischem Tagebuch von 1573 bis 1578*, Frankfurt, 1674, 214, auf die J. H. Mordtmann, *Islam*, XII, 225 als einen frühen Beleg aufmerksam gemacht hat (St. Gerlach ist 1612 gestorben, sein Buch aber erst von den Erben seines Enkels herausgebracht worden), die Stelle lautet:

es sey der Mahomet mit seinen Jüngern auff eine Zeit spatziren gangen, da hab Er zu einem Berg gefaget: Berg, komme zu mir, oder ich wil zu dir kommen. Als der Berg nicht kommen wollen, sey Er zu ihme gegangen.

Eine Anspielung nun, die beweist, daß das Apophthegma in Italien schon zumindest in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als bekannt gelten kann, findet sich in dem komischen Epos *Il Malfantile racquistato* des Malers Lorenzo Lippi (1. Ausg. 1676, zwölf Jahre nach dem Tode des Verfassers), dort heißt es, cant. 10, st. 26 (Ausg. Venezia, 1748, 720):

... che sarà ben, ch'ei vada a trovar lei,
come faceva Macometto a' monti

und des Dichters Freund und seines Werkes Kommentator Paolo Minucci fügt folgende Erklärung bei:

Es heißt, Mohammed habe, um ein Wunder zu zeigen, den Bergen gelagt, sie sollten zu ihm kommen, und als er sah, daß sie nicht kamen, habe er gesagt: »Wohlan, gehen wir zu ihnen!«

Weiter erzählt das Geschichtchen von Maometto Imperadore de' Turchi und einer Mehrzahl von Bergen das zuerst etwa 1650 erschienene Schwankbuch *Barca di Padova* (Venetia, 1689, 6), das, eine Ausnahme unter den damaligen Erzeugnissen dieser Art, nicht ein einfacher Abdruck älterer Fazetien-Sammlungen ist. Nachforschungen in den italienischen Schwanksammlungen vor 1650 sind denn auch erfolglos geblieben, hingegen hat Mordtmann ein früheres Vorkommen des Geschichtchens nachgewiesen in den *Costumi ed modi particolari de la vita de' Turchi*, Roma, 1545 (abgedruckt bei Franc. Sansovino, *Istoria universale dell' origine, guerre, e imperio de' Turchi*, Venezia, 1564 u. ö.), und dort ist es, wie bei Bacon, Gerlach usw. wieder nur Ein Berg. In dem Buche Luigi Ballanos sieht nun Mordtmann die Quelle des geflügelten Wortes, aber man kann noch um ein paar Jahrzehnte zurückgehen. Ballano erzählt nämlich nichts anderes, als was schon in dem *Trattato di Terra Santa e dell' Oriente* steht, der 1524 in Venedig gedruckt worden ist, aber auch noch in Handschriften von 1485 und 1514 vorliegt, sein Verfasser ist ein Frate Francesco Suriano, der, wie er selbst sagt, zumindest sechzehnmal im Heiligen Lande gewesen ist und acht Jahre dort als Mönch verbracht hat. Das betreffende Kapitel (*Trattato . . .*, ed. P. Girolamo Golubovich, Mailand, 1900, 193f.) handelt von den Myracoli de Machometo, die die Sarazenen öffentlich predigen, und als sechstes wird angeführt,

de una volta havendo commandato ad una montagna che andasse al lui, e quella non se movendo, lui se humiliò et andò al lei.

Und Suriano fährt fort: »Viele andere, viehische Dinge könnte ich dir noch erzählen und dir so seine (Mohammeds) viehischen Sitten darlegen, wenn das nicht die Ehrbarkeit verböte.«

Man sieht, der Franziskaner hat den Stifter des Islams gehaßt, wie es ein Mönch tun konnte, trotzdem verzichtet er, das sogenannte Wunder, was so leicht gewesen wäre, mit einem Mohammed höhrenden Wortlaut zu erzählen: anstatt den Mißerfolg des an den Berg gerichteten Befehles zu betonen, unterstreicht er nach dem Beispiel der sarazenischen Prediger

die Demut des Propheten. Und merkwürdig: wie sehr sich auch christlicher Glaubenseifer sonst bemühte, Mohammed lächerlich zu machen — diese Legende, von deren Umlauf unter Mohammedanern zuerst Surianos Buch erzählt, ist verächtlich geblieben, und stets erscheint in ihr Mohammed als der Gütige, der der Unvernunft mit Demut begegnet.

SACHREGISTER



SACHREGISTER

- Affe der Königin 197
- Affenland 204
- Almofen 226-228
- Altes Weib löst Preisfrage 211
 — — schlimmer als der Teufel 194f.
- Anianus-Legende 229, 262
- Arbeit am Feiertag 227f.
- Ätiologie 186, 260
- Aufgabe, besten Freund, ärgsten Feind
 ufw. zu bringen 237
- Augenblick — langer Zeitraum 255
- Bahräm Gür XV, 226
- Bärensohn 247-249
- Baumeister getötet XV
- Befragung, um Wette zu entscheiden 204f.
- Belaufung von Dämonen, Tieren
 ufw. 203-208, 220f.
- Berge versetzen 255-263
- Bildsäule bedroht 227n.
- Bileam-Legende 212
- Blindung und Entmannung 233
- Blinder Gatte wird sehend 214f.
- Blinder und Lahmer 244
- Blütenlachen 186
- Brüder suchen Schiedsrichter auf 222, 224f.
- Budkliger geheilt 207f.
- Charadrios 211f.
- Charaktererforschung durch Richter 224f.
- Dankbarer Toter (Grimm, Nr.217) 200-202
- Dankbarkeit des Tiers, Undank des
 Menschen 246f.
- Dieb und Teufel 244f.
- Doktor Allwissend (Grimm, Nr.98) 243n.
- Don Juan 241
- Dreierlei Tod XIXf.
- Dreißig Jahre — Verjährungsfrist 200
- Einäugiger Schuster, Schmied ufw. 255-262
- Elftermelle 231
- Entführung durch unterirdischen
 Gang 188, 191
- Entmannung und Blindung 233
- Entschuldigung für Ehebruch 214f.
- Entzweiung durch doppelte Ver-
 leumdung 194f.
- Eustachius-Legende 236
- Exkommunikation 201f.
 — von Tieren 231f.
- Faulen, Die drei (Grimm, Nr. 19) 213f.
- Fauler bekommt fleißige Frau 214
- Fischer, De, un sine Fru (Grimm, Nr.19) 235f.
- Fleischpfand 252f.
- Flinkheitsproben 194, 213
- Flutfagen 246
- Frau — ärgster Feind 237
 — bekehrt Liebhaber 209-211
 — bevorzugt Minderwertigen
 185f., 188-190
 — buhlt nur dem Gatten zuliebe 214f.
 — im Leibe des Gatten 186
 — im Schrein 185f.
 — nur aus der Heimat zu wählen 219
 — unbehütbar 185-188, 193f.
 — undankbar 188-191
 — untreu, Hund treu 237
 — verrät Gatten 188-190, 237
 — von dem Buhlen mißhandelt 187
 — Widerspenstige, gezähmt 216
 — wird verweitet 219f.
- Fürchten lernen (Grimm, Nr. 4) 241
- Gang zum Eisenhammer 195, 207
- Gast als Zauberer 216f.
- Gatte vermählt Gattin einem andern 188

Gaudeif, De, un sien Meeſter (Grimm, Nr. 68)	246	Krankheit auf Vogel übertragen . . .	211
Gaunerſtadt	229	Kreuzeszeichen hat magiſche Kraft . .	261
Gebendeter geheilt XII, 204-208		Lachen bringt Blüten hervor	186
Gebreden machen zum Opfer un- tauglich	230f.	Lahmer und Blinder	244
Gefährten mit beſondern Eigenſchaften	217	Lebendig begraben	230f.
Gevatter Tod (Grimm, Nr. 44)	211-213	Lebenskraut der Schlangen, Wiefel ufw.	190f., 239-241
Glaube verſetzt Berge	255-263	Lebensjahre verſchenkt	188f., 191f.
Glaukos-Sage	239	Lebenswaffer	217
Goldmarie und Pechmarie	208	Lehren, Die drei	218, 219f.
Gott, was tut er?	238	Leichenliebe	191
Gottes Zorn ſuchen	239	Liebesgenuß verſchlafen	254
Gott f. Herrgott, Jeſus		Liebeszauber	196
Greife getötet	237	Lohn für Buhlerei geſammelt	186f., 196
Guntram-Sage	205	Löwenmilch	242f.
Haarzauber	196	Löwe, wiedererwedt, tötet Retter . . .	240
Hamlet	224	Lügenbewährung	226f.
Herrgott und Spielmann	218	Mädchen ohne Hände	200
— f. Gott, Jeſus		Magen und Glieder	243
Hinrichtung, Vor, noch einmal blaſen	199	Magnificat ändern (korrigieren)	237-239
Hirtenbüblein, Das (Grimm, Nr. 152)	251	Mandathri-Sage	236
Hochmut kommt vor dem Falle	235f., 237f.	Mann und Schlange (Fabel)	204n.
Hund treu, Frau untreu	237	Meiſterſchuß	226
Hütchen (Kobold)	193	Menſchenhaut als Maske	198
Jeſus als Eheſtifter	214	Merlin	XIXf.
— erwedt tote Frau	189	Mohammeds Märlein von dem Wein= fälſcher	XXI
— ſeine Jünger und die Gans	254	Mohammed und der Berg	263-265
— f. Gott, Herrgott		Mutter verrät Sohn	191, 242
Johannes-Legende	261n.	Nachahmung mißglückt	204-208, 218
Joſephs Becher	XV	Nebukadnezar	238
— Traum	221f.	Neider und Beneideter	205
Kaiſer und Abt	251	Opfer muß fehlerfrei ſein	230f.
Kaiſer Karls Recht	252	Placidus-Legende	236
Kältchen, Die drei	213	Polyphem-Märchen	XI, 217f.
Kaufmann von Venedig	252f.	Probe an der Scheintoten	198
Kind dem Teufel verſprochen	241f.	Rache des entmannten Sklaven XX, 233-235	
Klugheitsregeln	218, 219f.	Rahmenerzählung, der 1001 Nacht 185-187	
König — Baſtard	223f.	Ratſchläge, Drei	218, 219f.
— Drollſelbart (Grimm, Nr. 52)	216	Rätſel, Das (Grimm, Nr. 22)	216
— im Bade	237-239	Rätſelöſung durch altes Weib	211
Köpfe vertauſcht	241n.	Räuber, Der, und ſeine Söhne (Grimm, Nr. 191a)	217f.
Kopf verkehrt (verdreht) angeſetzt	240f.		
Körper bittet Seele, zu bleiben	244		

- Räuber überlistet 222
- Rechtfindung durch Charakter-
erforschung 224f.
- Ringe als Lohn für Buhlerei . . . 186f.
- Robert der Teufel 241f.
- Saladin im Abendlande 211
- Salomo als betrogener Gatte . . . 197f.
— als Richter 225
— bestraft 238
- Salomos Lehren 219f.
- Scharfsinnsproben 222-225
- Scheintod 198
- Schemjakas Urteil 229, 252f.
- Schießfertigkeit 226
- Schlaforn, =nadel, =zettel 253f.
- Schläge als Lohn verlangt 202
- Schlange im Leibe 203, 205
- Schlangenblätter, Die drei (Grimm,
Nr. 16) 188-192
- Schlangen kennen lebenerweckendes
Kraut 190f., 239-241
- Schlangen unsterblich 239
- Schlange undankbar (Fabel) 204n.
- Schuhe als Ablohnung 196
— verbraucht 244f.
- Schuster, Einäugiger 255-262
- Schwäne, Die sieben 254
- Schwester verrät Bruder 191, 242
- Seele verkauft 245f.
- Seltfame Reden und Handlungen . . 197
- Seltfame Verteilung 229f.
- Shylock 252f.
- Stadt der Gauner 229
— zu verlassen verboten 220
- Stock als Sinnbild des Herrn 200
- Strafe für Tiere und Gegenstände 231-233
- Streit, ob Recht oder Unrecht regiert 204f.
— zwischen Magen und Gliedern . 243
— zwischen Zunge und Gliedern 242f.
- Stutenfohn 249n.
- Tausendundeine Nacht, Rahmen=
erzählung 185-187
- Teilung des Lohns 202
— Hinterlistige 202, 254
- Teufel als Hüter einer Frau 193f.
— als Knecht 242f.
— auf schwarzen Rossen 199
— kämpfen mit Engeln um Seele 199
— und Dieb 244f.
— verlangt den zuerst Kommenden 220
- Tier als Brandstifter 251
— als Gatte oder Gattin 247-249
— als höheres Wesen betrachtet . 206
— dankbar 246f., 249
— exkommuniziert 231f.
- Tierprozesse und Tierstrafen 231f.
- Tiersprache 220f., 221f.
- Tier verwandelt sich in Menschen . 247f.
- Tobias=Legende 201
- Todesarten, Drei XIXf.
- Todesart wählen 199
- Tod steht zu Häupten oder zu Füßen
des Kranken 212
- Tod überlistet 211-213
- Tote, Der dankbare (Grimm, Nr. 217)
200-202
- Tote Gast, Der 241
- Totemismus 247-249
- Totenerweckung 189f.
- Toter hat die Bedürfnisse d. Lebenden 230f.
— wiederbelebt, glaubt geschlafen
zu haben 192
- Tot stellen, Sich 198
- Traubrot 254
- Traum erfüllt 221
— muß erzählt werden 222
— vorgegeben 187f.
- Tylus=Sage 239
- Unsterblichkeit den Menschen durch die
Schlange entzogen 239
- Urteil des Schemjaka 229, 252f.
- Verbot, Braten umzuwenden 230
— Fremden Lebensmittel zu ver=
kaufen 197
— Stadt zu verlassen 220
- Verbotenes lódt 220
- Verjähmung nach dreißig Jahren . . 200
- Verkleidung als Mädchen 197

Verkleidung durch Hautmaske	198	Weisagung erfüllt	221f.
Verleumdung der keuschen Jungfrau	236	Wenn dich dein Auge ärgert usw.	255-262
Verliebten von feinen Wünschen ab- gebracht	209-211	Wenn der Berg nicht zum Pro- pheten kommt usw.	263-265
Verprechen buchstäblich ausgelegt	213	Wette um die Augen	202-208
Verfunktene Schlösser, Städte usw.	200	— um die Frau	219f.
Verteilung des Einkommens	227-229	Wettlauf mit der Königstochter	217
— Selbtfame	229f.	Widerspenftigen Zähmung, Der	216
Vertrag buchstäblich ausgelegt	219f.	Wiefel kennt Lebenskraut	239f.
Virgil	224, 252	Wissen bringt Not	220f.
Vogel diebisch	231f.	Wolfdietrich-Sage	248
Vogelsprache	220f., 221f.	Wolf im Unglück	250f.
Wahl, ob im Alter oder in der Jugend		Wunderdinge	235
leiden	236	Zaumrecht	245f.
Wahl unter Kästchen	213	Zeitraum, Langer, ein Augenblick	255
Wahrhafte Knecht, Der	200	Zorn Gottes suchen	241
Wanderer, Die beiden (Grimm, Nr. 107) XIf., 202-208		Zunge und Glieder	242f.
Weinfälcher büßt halben Erlös ein XXI		Zweig, Auf einen grünen, kommen	211n.
		Zwölftafelgesetz	252f.

Druck: Gebr. Mann, Berlin SW

0

12—

